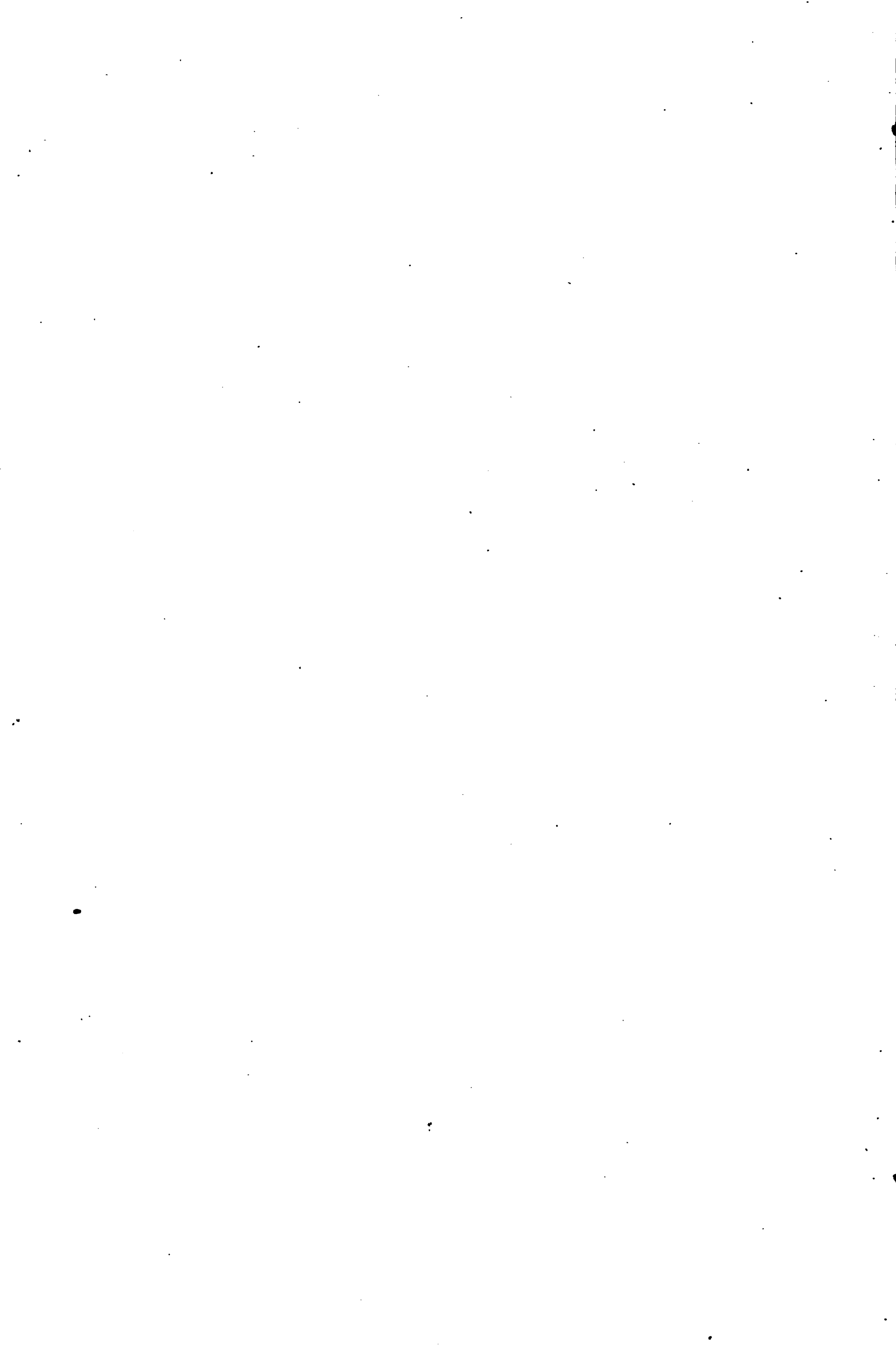
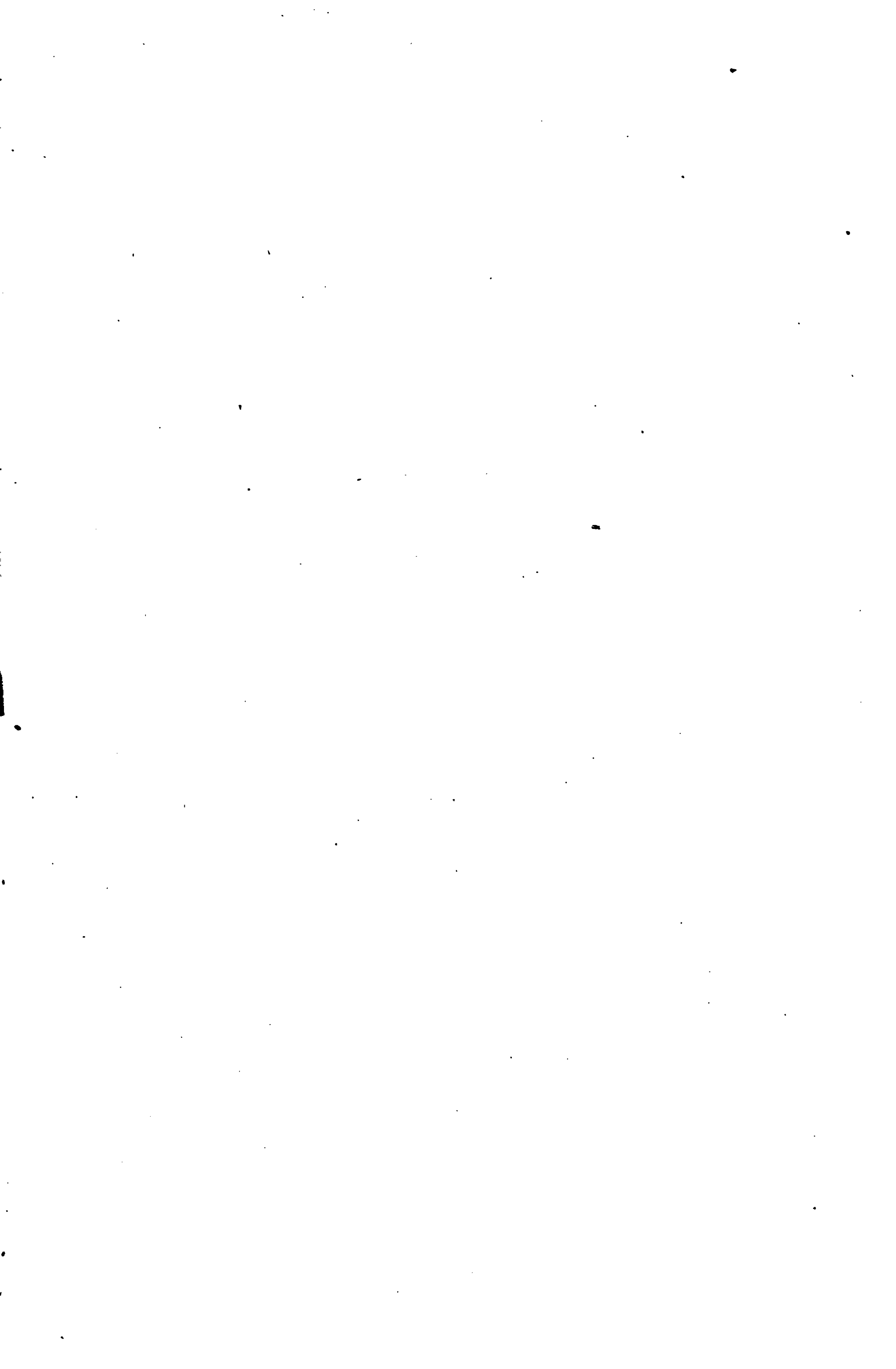
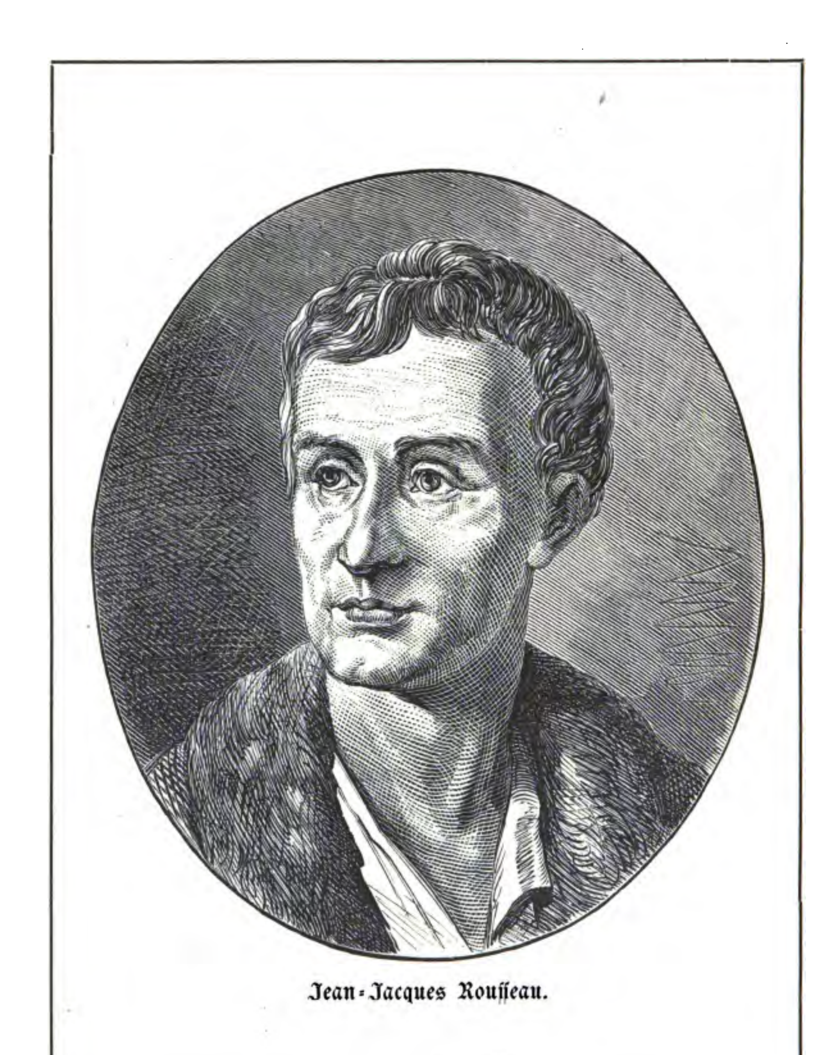






Jean-Jacques Rousseau.

Jean-Jacques Rousseau.

Leben,
Geistesentwickelung und Hauptwerke.

Von

Richard Mahrenholtz.

Mit 1 Bildnis.



Leipzig 1889.
Rengersche Buchhandlung
Gebhardt & Wilisch.

Druck von Hugo Wilisch in Chemnitz.

Vorwort.

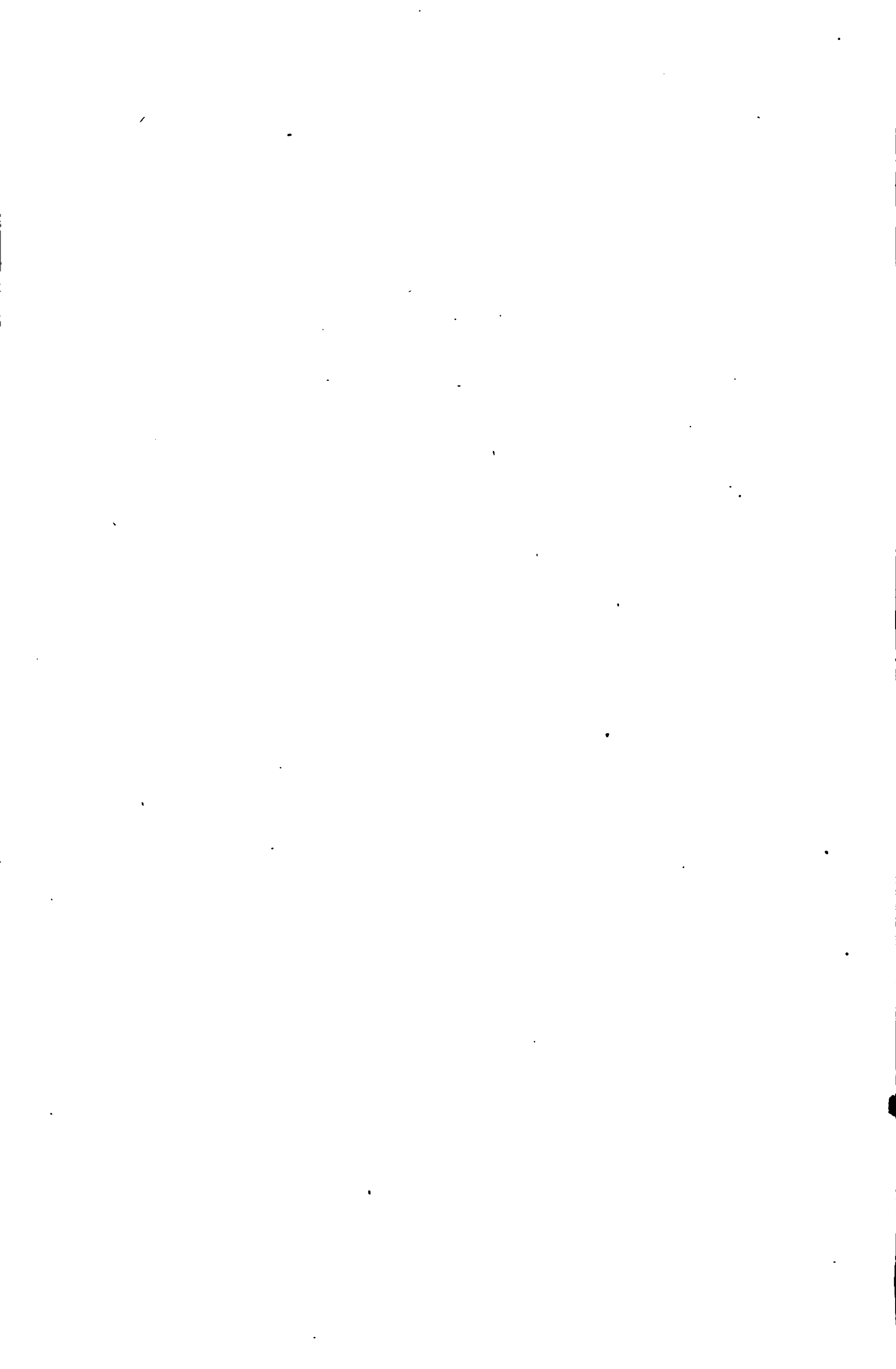
Die hundertjährige Wiederkehr der großen Umwälzung, die von Frankreich aus ihre Kreise auch über unser deutsches Vaterland zog, mahnt uns von neuem an den Genfer Philosophen, den die Männer des Konventes, so unähnlich sie ihm auch waren, als Schutzheiligen auf den Schild hoben. Oft ist allerdings sein Leben und Wirken auch bei uns geschildert worden, aber ebenso oft hat man einseitige Lichtbilder oder Zerrgemälde von ihm entworfen. Die Auffassung des großen Mannes, die schon bei den Zeitgenossen zwischen leidenschaftlicher Hingebung und urteilslosem Hasse schwankte, die Lücken und Mängel der wissenschaftlichen Erforschung, die zum großen Teil wenigstens jetzt erst durch die Verdienste eines E. Ritter, A. Jansen u. a. beseitigt sind, haben bisher einer objektiven Darstellung manche Hindernisse in den Weg gelegt. Vor zwei Jahrzehnten schrieb Brockerhoff seine verdienstvolle und sorgfältige Biographie Rousseaus, inzwischen ist die rastlos thätige Forschung auch über sein Werk hinweggegangen und eine neue umfassende, bis in das Einzelnste hinabreichende Lebensdarstellung bleibt noch eine ehrenvolle Aufgabe der deutschen Wissenschaft. Eine solche zu schreiben, ist nun keineswegs mein Ziel. So verlockend es auch für mich sein mochte, die reichlich bemessene Mußezeit in ähnlicher Weise für Rousseau auszunutzen, wie ich es früher unter schwerer Bürde amtlicher Verpflichtungen für Molière und Voltaire zu thun versucht habe, so stellen sich unabweisbare Hindernisse dem entgegen. Für größere Werke über französische Litteraturerscheinungen ist das Interesse der weiteren Kreise und selbst die Teilnahme der Fachgenossen allzugering, mir schien darum eine zwar auf Quellenstudien und

Benutzung der neueren Rousseau-Litteratur ruhende, aber doch auf Hauptsachen beschränkte und allgemein verständlich gehaltene Biographie nötiger und zweckmäßiger. Das Bild des großen Mannes von den Entstellungen zu säubern, die ihm seit einem Jahrhundert von Freund und Feind angeheftet sind, ist mein Hauptstreben. Die Auffassungs- und Darstellungsweise der nachfolgenden Schrift wird daher die Mitte zwischen den Verherrlichungen halten, in denen Morin, der eifrigste Anwalt Rousseaus, den denkbarsten Höhepunkt erreichte und den Verurteilungen, deren schärfste einst von Melchior Grimm und Diderot ausging und bis in die neueste Zeit auch von ernsten Forschern allzu gläubig wiederholt wurde.

Dresden, Februar 1889.

Dr. R. Mahrenholtz.

Inhalt.



I. Rousseaus Jugend.[1])

Die erste Entwickelung außerordentlicher Männer pflegt uns selten so eingehend bekannt zu sein, wie sie uns bei Rousseau durch seine Selbstbiographie überliefert ist. Wie sehr auch seine Wahrheitsliebe mit mehr oder weniger Grund in diesen Selbstbekenntnissen angezweifelt werden mag, gerade für seine Jugendzeit, in der Haß, Neid und Verfolgung ihn noch nicht zu einer oft über das Ziel gehenden Abwehr zwangen, gibt sie uns ein vollständiges ungeschminktes Bild seiner abenteuerlichen, vielbewegten Lebensschicksale, welches der Biograph zur Grundlage seiner Darstellung nehmen muß. Mag die Ferne der Zeit und die Getrübtheit seiner Erinnerung dem mehr als fünfzigjährigen Manne sein frühestes Leben in einem verschwommenen Lichte erscheinen lassen, mag auch das Streben nach glänzender Kolorierung und grellen Effekten seine „Memoiren" fast zur Dichtung und Wahrheit machen, immerhin ist die frühzeitig hervortretende Eigenart des selbständigsten aller Aufklärer hier in ihren Vorzügen und Schwächen mit tiefer Wahrheit und feiner Charakteristik geschildert worden. Aber manche Momente von allgemeiner Bedeutung vermissen wir doch gerade in den ersten Büchern seiner „Confessions" und wir müssen sie anderswoher ergänzend hinzufügen.

Während die Jugenderinnerungen und Jugendeindrücke eines Voltaire auf das engste mit dem Brennpunkte der damaligen Zivilisation, mit Paris, verbunden sind, weist Rousseaus Jugend immer auf die engeren Verhältnisse Genfs zurück, so frühzeitig auch der jugendliche Abenteurer der Vaterstadt den Rücken kehrte, so selten er auch in der späteren Lebenszeit sie wieder sah. Aber wenn andrer-

seits die Voltaire, d'Alembert und Diderot ihr Parisertum und den in Paris sich konzentrierenden französischen Geist treu bewahrten, so hat Rousseau in der weiteren Welt sein einseitiges Genfertum ziemlich abgeschüttelt, auch von der Eigenart der Pariser Gesellschaft und des ausgeprägten Franzosentums sich frei erhalten und ist der erste Kosmopolit unter den französisch schreibenden Philosophen des 18. Jahrhunderts geworden. Voltaire strebte von seinem Ferney nach dem Sonnenglanze des Versailler Hofes, nach dem trügerischen Schimmer der von ihm so bitter gegeißelten Pariser Welt zurück, Rousseau faßte mit zunehmenden Alter einen immer tieferen Haß gegen Paris sowohl, wie das kleinere Genf und blieb auch inmitten des lärmenden Treibens der europäischen Metropole der vereinsamte Sonderling und Schwärmer. Im fernen, von ihm glänzend idealisierten Altertum Griechenlands und Roms, sogar in einem aller Geschichte und Kultur voraufgehenden erträumten Naturzustand suchte er die Anknüpfungspunkte seines Wirkens und Schaffens und stand der Gegenwart zuletzt wie ein aus fremden Welten Hineingetriebener gegenüber.

Aus dem Genfer zum Franzosen, aus dem Protestanten zum Humanitätsprediger, aus dem Patrioten zum Kosmopoliten geworden, liegen doch die ersten Wurzeln seiner Entwickelung in dem beschränkten Gemeinwesen des Genfer Freistaates und in der engen Tradition seiner eignen Familie, denen wir zuerst unsere Blicke zuwenden müssen.

Der Ursprung der Familie Rousseau geht auf Frankreich zurück, erst im dritten Dezennium des 16. Jahrhunderts war der hugenottische Buchhändlersohn Didier Rousseau, dem Glaubensdrucke und den gewerblichen Beschränkungen entfliehend, nach Genf eingewandert. Seine Nachkommen waren aufs engste mit dem Glauben und Staatswesen der Schweizer Republick verbunden, hatten dort Bürgerrecht und Grundbesitz erworben, aber, wie die meisten der zugewanderten französischen Hugenotten, blickten sie sehnsuchtsvoll nach dem größeren und mächtigeren Stammlande zurück, und fühlten sich in einem Duodezstaate, wo nur einflußreiche Verbindungen und bedeutendes Vermögen etwas galten, vereinsamt. Genf war im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts eine fast französische Stadt geworden, der nur der treu bewahrte reformierte Glaube und die durch harte Gesetze aufrecht erhaltene Sittenstrenge ein eigenartiges Gepräge gab.

Wenn heutzutage der Fremde von der Stadt Genf aus einen Spaziergang auf den Höhen und an den Gestaden des herrlichen Sees macht, so stößt er zwar auch überall auf die französische Grenze und gewinnt den Eindruck, daß der Freistaat Genf nur eine Enklave des größeren Freistaates Frankreich sei, aber politisch und sprachlich ist Genf jetzt doch mehr als eine Enklave Frankreichs. Die Zeiten sind vorüber, wo, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die französische Monarchie über die Geschicke der Republik gebot, wo bewaffnete und friedliche Vermittelungen des mächtigen Nachbarstaates die inneren Gefahren und Unruhen beschwichtigen mußten, wo Sitte, Sprache und Kultur ein rein französisches Gepräge trugen. Die französische Sprache und Sitte beherrscht ja noch die gebildeten Kreise, aber im Volke hat sich ein besonderer Dialekt und ein selbständiges Leben erhalten. Viel abhängiger und viel französischer war Genf zu Rousseaus Zeiten. Schon die Bevölkerung war durch den unablässigen Zuzug der flüchtenden Hugenotten eine mehr französische, als eingeborene, und kamen auch die Neuaufgenommenen nur zum geringeren Teile in den Besitz des Bürgerrechtes, so waren sie doch ein drohendes, stets nach dem Vaterlande hinüberblickendes Element der Gährung und Neuerung. Der ursprünglich savoysche Volksdialekt erlosch mehr und mehr zu gunsten des französischen, und wie der Zusammenhang mit dem deutschen Reiche längst zerrissen war, so schwanden auch immer mehr die Beziehungen zu Savoyen und zu Italien. Eine größere Beweglichkeit und Leichtigkeit kam durch den französischen Einfluß in die steiferen, ungelenkeren Formen des Genfer Bürgertums, die Neigung zu industrieller Thätigkeit, heutzutage eine schöne Eigentümlichkeit der regsamen Genfer, geht vor allem auf den Einfluß der Fremden zurück. So lange Genf ein völlig selbständiges Gemeinwesen war, hatte es das patriarchalische Regiment ertragen, das sich in dem kleinen Rate der Fünfundzwanzig, ja sogar in einem Oberhaupte, in Calvin verkörperte; je mehr der Einfluß der unruhigen, neuerungssüchtigen Fremden sich geltend machte, desto mehr verlangte man für den Conseil général, die 1500 Vollbürger, die alten Volksrechte zurück. Der Verfassung nach hatte dieser die unumschränkte Herrschaft, er wählte die Beamten, entschied über Krieg und Frieden, bestätigte die Gesetzesvorschläge und Steueranlagen, hatte das Interpellations-

recht, die Kontrolle über alle öffentlichen Angelegenheiten. Aber, was wir in allen Republiken beobachten können, eine so große, aus verschiedenen Interessen und Meinungen zusammengesetzte Versammlung kann auf die Dauer nicht herrschen und gibt ihre Machtbefugisse an die sich immer mehr verengende Exekutivgewalt ab. Ohnehin war ja die Verfassung mit Kautelen versehen, welche die Volkssouveränität mit der Zeit zu einer fast illusorischen machten. Die neben dem Gesamtrate bestehenden Räte der Zweihundert (erst seit 1738 Zweihundertfünfzig) und der Fünfundzwanzig, der große und kleine Rat hatten die wichtigsten Herrscherrechte. Der erstere übte die bürgerliche Gerichtsbarkeit und das Begnadigungsrecht, ließ Münzen schlagen, präsentierte dem Gesamtrate die Kandidaten für alle höheren Ämter und stellte im besondern den Procureur général, der von dem Gesamtrate auf drei Jahre erwählt und noch auf drei weitere wieder wählbar, eine Stellung, wie etwa die spartanischen Ephoren, inne hatte. Der kleine Rat, eigentlich nur eine Art Kommission des großen, leitete die Polizei und äußeren Angelegenheiten, verlieh das Bürgerrecht, hatte die Kriminalgerichtsbarkeit, auch die Zivilgerichtsbarkeit in dritter Instanz und die Initiative in allen Beratungen. Beide Räte ernannten auch die Mitglieder der „Reformkammer", einer gegen den zunehmenden Luxus eingerichteten, an die römischen Zensoren erinnernden Behörde, und hatten vor allem das Recht, jeder Interpellation der Bürger ihr Veto, droit négatif, wie man es nannte, entgegenzustellen. Der kleine Rat gab überdies die vier, von dem Gesamtrate erwählten, Syndici, die obersten Verwaltungsbeamten, her, von denen der erste zugleich Vorsitzender des Rates war, und eins seiner Mitglieder war Präsident der gleichfalls vom Gesamtrate gewählten Auditeurs, der richterlichen Appelationsinstanz. Somit waren also Regierung, Verwaltung, Gerichtsbarkeit, wie auch die von Mitgliedern des kleinen Rates geübte oberste Militärgewalt dem Volke entzogen, es blieb diesem nur das Geschäft der Beamtenwahl und des Ja-Sagens. Mithin mußte der kleine Rat eine Art festgeschlossenen Ringes bilden, die Ämter zur Versorgungsanstalt einer durch Inzucht sich fortpflanzenden Klique und die ganze Regierung und Verwaltung etwa zu dem oligarchischen Patrizierregiment werden, wie es zu Goethes Zeit in Frankfurt a. M. herrschte. Die neu hinzukommenden Familien, von denen namentlich

die natifs, die im Staate Genf geborenen Schutzbürger, in der Volksversammlung gar nicht vertreten, in ihrer gewerblichen Thätigkeit auf einzelne Berufszweige eingeschränkt und desto mehr mit Steuern überbürdet waren, strebten nach den Rechten der Voll- und Neubürger (citoyens et bourgeois), und die beiden letzteren suchten das droit négatif abzuschaffen und eine häufigere, mindestens jährliche Zusammenberufung des Gesamtrates zu erzwingen. Diese drei Klassen bildeten in der Hauptmasse die demokratische Partei, von der sich die Mitglieder der beiden Räte und der mit ihnen verwachsene Beamtenanhang als eine Art Erhaltungspartei ausschieden. Der Zahl nach war die demokratische Partei weit größer, aber die Einheitlichkeit der Macht verlieh der Erhaltungspartei das Übergewicht, und die Aufstände, welche die Beschränkung der oligarchischen, auf Kosten der Bürger angemaßten Rechte zum Ziele hatten, mußten daher ohne die Unterstützung einer fremden Macht scheitern. 1707 stellte sich Pierre Fatio, wie die Volksführer Griechenlands und Roms selbst ein Patrizier und in seinem tragischen Schicksale an sie erinnernd, an die Spitze der bewegten Menge, aber der Aufstand wurde gänzlich unterdrückt und sein Urheber im Gefängnisse erschossen. Fatios Andenken blieb den Genfer Bürgern teuer wie dem römischen Volke das der Gracchen, und von seinem Vater erfuhr Rousseau, welch ein edler Kämpfer auf der Bresche des Vaterlandes den Tod für die Freiheit gestorben war.[2]) Durch Frankreichs kluge Politik geschirmt, schleuderte seit 1730 du Crest, ehemals Offizier in französischen Diensten, eine Reihe zündender Flugschriften unter seine Mitbürger, deren Grundgedanken auch auf die souveräne Herrschaft des Gesamtrates und auf den Sturz der Patrizieroligarchie hinzielten. Du Crest war wie Fatio ein vornehmer Aristokrat, seine Demagogenrolle überdies mehr ein Racheakt gegen die Genfer Räte, die ihn wegen einer kühnen Denkschrift mit Güterverlust, Entziehung des Bürgerrechtes und Verbannung bestraft hatten, als von der Liebe zum Volke und zur Freiheit eingegeben, aber dem Sinne der Masse, die den Schein für Wahrheit nimmt, galt auch er für einen großen Volkstribunen, wie jene Gracchen des alten Rom. Rousseau hörte von ihm in dem Hause seines Onkels, fand dort handschriftliche Aufzeichnungen des gefeierten Volkskämpfers und begeisterte sich mit leicht entzündbarer Phantasie für den stolzen Patrizier.

1734 und 1737 folgten, als naturgemäße Wirkungen von du Crests demagogischen Schriften, zwei Aufstände, bei denen die französische Politik wohl ihre Hand im Spiele hatte, und deren letzterer sogar durch Frankreichs Vermittelung sehr zu ungunsten der Genfer Regierung entschieden wurde, denn die Forderungen der Aufrührer gingen in allen wesentlichen Punkten durch.

Rousseau, der diesen Tumult als Augenzeuge sah, wuchs so in einer von Aufruhr und Volkslärm erfüllten Atmosphäre heran und da seine Jugenderinnerungen ihn auf die Seite des Volkes wiesen, so bildete sich in ihm, lange bevor er als politischer Schriftsteller auftrat, jenes Bewußtsein des unverträglichen Gegensatzes zwischen Freiheit und Herkommen, zwischen dem abstrakten und dem historischen Rechte. Es war der einzige Gewinn, den Erziehung und Überlieferung seiner Jugend brachten, im übrigen war die Erziehung im väterlichen Hause die denkbar nachteiligste und verderblichste. Am 28. Juni 1712 als Sohn eines Genfer Uhrmachers geboren,[3]) verlor Jean-Jacques Rousseau gleich nach der Geburt seine Mutter, die strebsame, tiefer angelegte Tochter eines Geistlichen. Es wäre eine interessante, wennschon unmögliche Aufgabe, festzustellen, welchen Einfluß der frühe Verlust der Mutter, der berufensten Erzieherin der ersten Jugend, auf das Leben großer Männer geübt hat und ob ohne dieses Mißgeschick die Jugend eines Molière, Voltaire und Rousseau u. a. eine so unruhig bewegte gewesen wäre. Für Rousseau ist das gänzliche Fehlen der mütterlichen Einwirkung sicher das schlimmste Verhängnis geworden, denn weder der unstäte Geist seines Vaters, noch der beschränkte Sinn einer Tante konnten den reichen Gaben des körperlich schwachen, mit Mühe am Leben erhaltenen Kindes die geeignete Richtung geben. Obwohl sein Vater, Isaak Rousseau, weder ungeschickt, noch in seinem Berufe untüchtig gewesen sein kann, denn er war ungefähr 6 Jahre in Konstantinopel als Uhrmacher des Serail angestellt, war er doch ein Spielball seiner Launen und Neigungen. Mit dem etwa fünf- bis sechsjährigen Jean-Jacques las er eine Unzahl Romane aus der Bibliothek der Mutter durch, nie vor Ende eines Bandes aufhörend und oft erst früh morgens durch das Zwitschern der Schwalben an die Notwendigkeit nächtlicher Ruhe gemahnt. Der Knabe, der die ersten Anfänge des Lesens auch ohne irgendwelchen geregelten Unterricht

leicht mit seinem früh geweckten Geiste überwand, faßte alles Gelesene mit seinem erregbaren Gefühle ohne richtiges Verständnis auf und so gab ihm diese Romanlektüre, wie er selbst sagt „vom Leben bizarre und romantische Ideen, von denen Erfahrung und Nachdenken mich niemals haben heilen können.“ Ein Glück, daß mit dem Sommer 1719 der Romanvorrat bewältigt war, und nun der siebenjährige Jacques mit seinem Vater, der „mehr Kind war, als er selbst“, zur Lektüre von historischen und poetischen Werken der französischen Litteratur (aus der Bibliothek des Großvaters), namentlich von Plutarchs Biographien in französischer Übersetzung überging. Die letzteren, deren Vorzug vor phantastischer Romanschilderung dem frühreifen Kinde schon einleuchtete, blieben noch im späteren Alter Lieblingsgegenstand seines Studiums. Bald nach Plutarch lernte er auch Tacitus und sogar den holländischen Schriftsteller Grotius kennen, ohne daß ihm die Überlegenheit dieser beiden vor dem schönfärbenden Hellenen ebenso klar geworden wäre. Rousseaus früherwachende Neigung zur Musik wurde durch seine musikliebende Tante, die neben den Kirchenpsalmen auch Volkslieder sang, schon damals gefördert. Eine so unregelmäßige Erziehung mußte aber den Charakter des sich entwickelnden Knaben vorzeitig verderben. Da er von den Spielen seiner Altersgenossen meist ausgeschlossen war, wucherten im Stillen neben seinem zarten, weichen Gefühle, seinem Hange zur leblosen Natur und zur Tierwelt, auch diejenigen Fehler der Kindheit, welche nur Strenge unterdrücken kann: Schwatzsucht, Leckerei, selbst Lügenhaftigkeit. War der jüngere und befähigtere Sohn von dem Vater, der überall, in der Liebe, im Schmerze und im Zorne, sich maßlos zeigte, durch übertriebene Nachsicht verzogen, so entfremdete sich dieser den um sieben Jahre älteren Sohn durch übermäßige Härte, trieb ihn in ein ungeregeltes Leben und zur Flucht aus dem Vaterhause. Wieder ein Glück also, daß der alte Rousseau 1720, ehe noch des Knaben Erziehung eine völlig unheilbare geworden war, wegen einer Schlägerei mit einem in Genf angesehenen französischen Kapitän und wegen angeblicher Rechtsversagung von seiten des kleinen Rates aus der Vaterstadt nach Nyon floh und Jean-Jacques erst zu seinem Onkel von mütterlicher Seite, Gabriel Bernard, einem tüchtigen Ingenieur, dann zugleich mit seinem Vetter zu dem Prediger Lambercier in

Bossey kam, wo er zwei bis drei Jahre lang den ersten Unterricht erhielt. Es gereicht Rousseau zu hoher Ehre, daß er noch vierzig Jahre später in seiner Selbstbiographie jenes sorg- und liebevollen, Strenge mit Milde vereinenden Mannes und seiner Tochter, der mütterlichen Freundin beider Knaben, mit warmer Teilnahme und in wehmutsvoller Erinnerung gedenkt, aber zunächst lohnte er des geistlichen Herrn Fürsorge durch mutwillige Knabenstreiche. Man wünschte ihn daher los zu sein, und schon 1723 kehrte er mit seinem kleinen Vetter zu Onkel Bernard zurück, wo er das Zeichnen und ein bischen Geometrie erlernte. Der Vater, dem bei aller übertriebenen Zärtlichkeit für den Letztgeborenen doch wahre Liebe und Pflichtbewußtsein gänzlich mangelten, kümmerte sich schon jetzt wenig um ihn, wie er ihn auch später seinem abenteuerlichen Schicksale überließ und wegen des jugendlich leichtfertigen Übertritts zum Katholizismus verstieß. Um so schöner und edler, wenn Rousseau auch eines solchen Vaters noch am Ende seines eigenen Lebens in den wie ein Testament uns anmutenden Rêveries mit inniger Hingabe gedenkt. Aber der Sinn für Familienleben mußte in Rousseau, dem die Mutter, wie der Vater fehlte, ganz erstickt werden, nie gelangte er daher zu einer Häuslichkeit in wahrem Sinne. Die aus einer wilden Ehe hervorgegangenen Kinder waren ihm zur Last, so daß er sie dem Findelhause herzlos übergab, und das Gefühl des Vaters erwachte nur vorübergehend in ihm, wenn das eigene Mißgeschick ihm als Strafe für den Verrat seiner Kinder erschien. Wir werden an Molière erinnert, dem auch das Bild des Familienlebens nie in die Seele trat, der eine Ehe schloß, die noch mehr Unehre, als Rousseaus Verhältnis zu Therese Levasseur, brachte, und der folgerichtiger Weise, als er das menschliche Leben in seinen Meisterdichtungen schilderte, die Familie nur als einen Schauplatz der Härte, Lüge und Verführung darstellen konnte.

Schon in Rousseaus Kindheit wirft die träumerische, schuldlose Jugendliebe ihren Abglanz. Erst erschuf seine rege Phantasie Fräulein Lambercier zum Abbilde aller Frauen, dann fesselten ihn in Nyon, wo er seinen Vater öfters besuchte, zwei Fräulein Vulson und Goton, die mit ihm, dem Elfjährigen, nur ein neckisches Spiel trieben. Wäre es doch so, wie Rousseau selbst in seinen Confessions rühmt, daß diese Jugenderinnerungen in ihm eine zaghafte Scheu

vor offener Aussprache unkeuscher Wünsche, bis weit über die körperliche Reifezeit hinaus, erweckt hätten! Aber er selbst läßt uns daran zweifeln. Wollten wir ihm auch glauben, daß Mme Warens die erste Geliebte des etwa zwanzigjährigen, aber schon seit Jahren von einem Schlupf- und selbst Schmutzwinkel zum andern getriebenen Abenteurers gewesen ist, seine mit unrühmlicher Offenheit und in unschöner Breite uns gegebene Beichte zeigt, daß eine früh und unzeitig ausartende Phantasie schon dem Knaben lüsterne, schmutzige Bilder vorgaukelte und dann, als schlimmste Kupplerin der Sinnlichkeit, ihn zu dem häßlichsten aller Laster, der Selbstbefleckung, führte. Strenge Zucht und Aufsicht hätten ihn vom sittlichen Abgrunde retten können, aber da des Onkels Fürsorge und der verschiedenen Lehrherrn, eines Schreibers, Uhrmachers und Graveurs, gleichgiltige Pflichterfüllung und selbst grausame Strenge nur die Jugendfehler und Laster verschlimmerten, so wäre Rousseau moralisch immer mehr zu Grunde gegangen, auch wenn ihn, den kaum Sechzehnjährigen, nicht die Furcht vor seines Lehrherren Züchtigung wegen nächtlichen Umherstreifens zu einer von seinem Vetter Bernard begünstigten Flucht aus Genf veranlaßt hätte. Von dem pflichtvergessenen Vater und dem teilnahmlosen Onkel nur zum Scheine verfolgt, gelangte er, die Schweizer Grenze überschreitend, nach Confignon, einem savoyschen Orte zwei Meilen von Genf, wo ihn der Pfarrer Pontverre freundlich aufnahm und nach Annecy zur Mme Warens, einer bekehrungssüchtigen Betschwester, sandte. Wie ideal erscheinen uns die Freundschafts- und Liebesverhältnisse anderer Dichter, wenn wir sie mit denen Rousseaus vergleichen! Schon dieses erste innigere Verhältnis, das, anfangs aus frommer Berechnung, dann aus gemeiner Sinnlichkeit hervorgehend, jahrelang seiner sonst so unstäten Jugend Fesseln anlegte, war nur das poetischere Vorbild der derbprosaischen Leidenschaft für Therese Levasseur.

Louise-Eleonore de Warens stammte aus einer alten Adelsfamilie von Vevey, wo sie 1700 geboren wurde. Wenn sie so auch, wie Rousseau sagt, „mit dem Jahrhundert geboren wurde", so war ihre geistige Begabung nicht derartig, daß sie irgendwie auf das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der großen Männer und Frauen, hindeutete. Vielmehr wußte sie eine ganz alltägliche, nur durch die Neigung zu kirchlicher Musik etwas gehobene Devotion

mit einer ebenso gewöhnlichen, jedem Liebhaber, mochte er dem Adel oder dem Lakaienstande angehören, sich zuwendenden Sinnenlust zu vereinen. Ihre frühzeitig geschlossene, kinderlose Ehe mit einem Lausanner Edelmann war so unglücklich, daß sie ihren Gatten im Stiche ließ, bei dem in Evian weilenden Victor Amadeo von Savoyen, dem eifrigen Proselytenmacher, um eine Pension bettelte, und endlich in Annecy, wohin sie, um Mißdeutungen ihres Verhältnisses zu dem fürstlichen Wohlthäter zu entgehen, sich wandte, ihren evangelischen Glauben abschwor. Ihre vernachlässigte Erziehung und mangelnde Geistesschärfe, verbunden mit einem Hang zum Mystischen, trieben sie zuletzt in die dunkeln Pfade der Alchymie und machten sie zur Beute jedes Charlatans. Da sie die königliche Pension von 1500 Fr. (nach heutigem Geldwerte 4000—5000 Fr.) nur unter der Voraussetzung einer thätigen Mitwirkung an dem frommen Bekehrungswerke erhalten hatte, so sandte sie den jugendlichen Abenteurer Rousseau nach Turin, wo er im Hospiz nach viermonatlichem Katechumenunterricht (13. August 1728) als Neubekehrter in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen und dann mit einem Zwanzigfrankstücke, dem Ertrag der Kollekte, in die weite Welt geschickt wurde. Einen Vorwurf darf man dem unreifen, völlig mittel- und hilflosen Jüngling aus diesem Glaubenswechsel kaum machen, er stand seinen gewandten Verführern mit jener kindlichen Unbefangenheit gegenüber, der ein gutes Frühstück des M. Pontverre als besseres Anziehungsmittel erschien, denn alle Gelehr- und Beredsamkeit seiner Turiner Lehrer. Was verstand Rousseau damals von Konfession und Dogmatik! Zwar im elterlichen Hause und von seiner Tante war er im protestantischen Glauben und strenger Frömmigkeit erzogen worden, er hatte Le Sueurs Kirchengeschichte gelesen und wußte nnn, frühgeweckt wie er war, seinen Bekehrern manch kniffliche Fragen vorzulegen, aber schließlich war ihm der Tausch der einen Konfession mit der andern das, was der Wechsel eines alten, langgetragenen Kleidungsstückes mit einem neuen, schöner aussehenden ist. Ernsten Sinn für Religion und Kirche konnte ihm der zerfahrene Vater so wenig vererben, wie die psalmensingende Tante und der weltmännische Onkel. Im Hinblick auf diesen ersten Jugendstreich sagt zwar Rousseau fast fünfzig Jahre später in seinem litterarischen Testamente, den Rêveries,

auch als Katholik habe er nicht aufgehört, Christ zu sein, aber damals war von einem Christentume und von Religion überhaupt bei ihm keine Rede. Nun beginnt ein drei- bis vierjähriges Abenteurerleben, das ihn in die bedenklichsten, an den Schmutz neuester französischer Romane erinnernde Verirrungen führte, ihn gelegentlich auch zum Diebe und Lügner machte, aber für ihn nicht verloren war. Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, wie teuer sie auch erkauft waren, heilten ihn von manchen phantastischen Romangrillen; sein Sinn für die Pracht der Natur und die Macht der Tonkunst wurde in dem hierfür so günstigen Italien noch entwickelt. Überall zeigte sich Rousseaus Sinn für Unabhängigkeit und sein Bewußtsein einer großen Zukunft: Lakaienstellungen, zu deren Annahme ihn seine gänzliche Mittellosigkeit zwang, gab er mit rücksichtslosem Selbstgefühle schnell wieder auf, um in der weiten Welt bald als Abenteurer, bald, wie in Lausanne und Neuchâtel (Winter 1730 bis 1731), als genialer, aber völlig ungeschulter Musiklehrer umherzuirren. Im Spätsommer 1729 traf er wieder einmal in Annecy bei seiner Wohlthäterin ein: diese dachte an eine Ausbildung des talentvollen Schützlings, erst zum Geistlichen, dann zum Kirchensänger, aber die Lehrer wußten mit dem alle Zucht verschmähenden, durch schlechtes Gedächtnis und Kurzsichtigkeit selbst in der Entwickelung seines musikalischen Genies gehinderten Jünglings nichts anzufangen. Mit der unglücklichen Prophezeiung, er könne nie etwas ordentliches werden, gaben sie ihr Mühen auf. Rousseaus ungezügelte Phantasie und sein überströmendes Gefühl fügten sich schwer in ein geordnetes Gedankenschema, dem im Entwickeln und Aufzeichnen seiner Gedanken Langsamen machte selbst ein Brief geringfügigen Inhalts stundenlange Arbeit. Tieferen Einblick in die Geheimnisse der Religion gaben ihm zwei philosophisch angelegte, der starren Dogmatik entfremdete katholische Geistliche, M. Gatier in Annecy und M. Gaime in Turin, aber wie viele Erfahrungen und Studien waren noch nötig, ehe er deren Anschauung mit seiner eigenen, philosophisch gereiften und sittlich geläuterten zu dem „Bekenntnisse des savoyschen Pfarrers“ im Emile vereinen konnte. Immer durchbrach seine ausschweifende Abenteuerlust jeden eigenen und fremden Versuch, ihn zu einer geordneten Lebensstellung und sittlichen Festigkeit zu führen. Noch im Frühjahre 1731 ist er der

Begleiter eines als Archimandrit von Jerusalem auftretenden Schwindlers, findet nach dessen Entlarvung Schutz bei dem französischen Gesandten in Solothurn, wird von diesem als Erzieher eines Neffen des französischen Kapitäns Godard nach Paris geschickt, wo er wieder nicht lange aushält und nach mancherlei Irrfahrten, zur alten, inzwischen nach Chambéry übergesiedelten Gönnerin, der Warens, zurückkehrt (1733). Von 1733—1738 dauert die vorübergehende Rastzeit, welche er nach atemlosen Hasten und Jagen erst in Chambéry, dann seit Spätsommer 1736 auf dem Landgute der Warens, den von ihm warm und schön gepriesenen Charmettes, findet. Die Vermögensverhältnisse der inzwischen zur Geliebten Rousseaus und eines Nebenbuhlers aus dem Bedientenstande gewordenen Dame waren arg zerrüttete, denn fromme Schlemmer und alchymistische Gaukler hatten ihre Pension und ihr Privatvermögen aufgezehrt; die Verwaltung und Ordnung ihrer Verhältnisse überließ sie daher nach dem Tode ihres Haushofmeisters (1736) dem jugendlichen Abenteurer. Diese Periode und der frühere Aufenthalt in Annecy legten zugleich den Grund zu Rousseaus philosophischer Bildung und ausgedehnter Belesenheit. Die Schriften der englischen Philosophen waren damals durch Voltaires Einfluß zur maßgebenden Grundlage des Denkens gemacht worden, namentlich Lockes Sensualismus gab den Ton der Philosophie an, wie später Kants Idealismus. Durch Voltaire war man auch zu einer schärferen Kritik des Descartes und Pascal und der bisher in Frankreich herrschenden Meinungen geführt worden. Wie hätte eine solche Umwälzung der gesamten Wissenschaft in ihrem damaligen Fundamente, der Philosophie, an Rousseau, dem so eifrig und leidenschaftlich nach allem, was über die breite Heerstraße des bürgerlichen Berufes hinausführte, Strebenden, vorübergehen können? So las er denn von den Franzosen seinen Descartes, Malebranche, Bayle, studierte auch mit besonderer Vorliebe die Logik des Port-Royal. Unter den englischen Philosophen des 17. Jahrhunderts waren es besonders Locke und wohl auch Hobbes, denen er sich eingehender zuwandte, von deutschen müssen ihm in Annecy Pufendorf und Leibnitz bekannt geworden sein. Seine Kenntnis der französischen Prosa und Poesie war außerdem durch die Lektüre von La Bruyère, St. Evremond, La Rochefoucauld und Voltaire, der besonderen

Eindruck auf ihn machte, erweitert worden, von den Zeitschriften des Tages entging ihm der englische, so viel Aufsehen erregende, „Spectator“ nicht. Aber sein Studium war nichts weniger, als ein systematisches. Nachdem er bald bemerkt hatte, daß ihm zum völligen Verständnis eines wissenschaftlichen Werkes die nötigen Vorkenntnisse fehlten, durchflog er die Bücher mehr, als daß er sie durchlas. Schon seine mangelnde Kenntnis des Latein, in dem er zwar zu Chambéry die bei M. Lambercier erlernten Anfangsgründe sehr vervollständigte, aber es nie recht bis zur Kenntnis der Prosodie und Metrik brachte, auch sein geringes Gefühl für die Feinheiten der französischen Verskunst, das ihm Versübungen mehr als stilbildendes Hilfsmittel, denn als wirklich poetische Versuche betrachten ließ, zudem die ganze Unruhe seiner Auffassung, das fortwährende Überwuchern der Phantasie und des Gefühles über den Verstand, alle diese Umstände machten ein tieferes Studium unmöglich. Den Dilettanten auf allen Gebieten der Wissenschaft bekunden auch seine beiden am meisten ins Philosophische streifenden Werke, der „Contrat social“ und der „Emile“ und vor allem fehlte ihm, mehr noch als der Zeitgenossen, der Sinn für geschichtliche Anschauung. Charakteristisch genug, wenn er selbst sagt, daß von der Geschichte ihm nur die Anekdoten gefielen, die Kritik dagegen ihm eine Art Abscheu erregte; charakteristischer noch, daß Plutarch, der mit zierlichem Pinsel alles in gleicher Farbe austuschende, nach wie vor sein Lieblingshistoriker blieb. Auch Mathematik trieb er nicht ohne Eifer, auf der bei Onkel Bernard gelegten Grundlage fortbauend, aber wie konnte dem gern aus- und abschweifenden Phantasten diese Wissenschaft auf die Dauer behagen? Sie lag freilich seiner Geistesrichtung näher, als die Geschichte, denn das rein Abstrakte sagt der Phantasie zu und scharfe Zuspitzung desselben liebt sie auch, während sie den schneidenden, aller Abstraktion Tod bringenden Realismus der Geschichte flieht, nnd den Einfluß der mathematischen Schulung lassen daher auch Rousseaus bedeutende Schriften nirgends verkennen. Aber ein Mathematiker, wie d'Alembert, wäre er auch bei fortgesetztem Studium selbst am Ende seines Lebens nicht geworden. Vor allem Streben und Studieren kam aber Rousseau nie zu dem ersehnten Ziele eines festen Lebensberufes, der ihm, wie aus einem Briefe an den Vater ersichtlich ist, doch sehr am Herzen lag. Eine

Zeit lang war er als Katasterbeamter in sardinischen Diensten thätig, aber mit Ekel wandte er sich von dem wenig anregenden Berufe; ein Versuch, seine musikalische Gabe zur Erlangung einer Stelle in der französischen Hofkapelle auszzunutzen, den er 1735 in Besançon machte, blieb ebenso erfolglos, wie sein Auftreten als Musiklehrer in Chambéry. Drückend, wie diese Aussichtslosigkeit seiner Zukunft und die Abhängigkeit von der selbst darbenden Gönnerin, war auch das ewig gespannte Verhältnis zu seinem Vater. Ein Versöhnungsversuch, den er 1731 persönlich zu Nyon machte, scheiterte, wie es scheinen muß, an der Einwirkung der Stiefmutter (Isaak Rousseau hatte in Nyon eine zweite Ehe geschlossen), briefliche Versuche, die Rousseau selbst und auf seine Bitten Madame de Warens unternahm, ließen den störrischen Alten völlig ungerührt. Erst der Tod des Onkel Bernard, 1735, scheint eine Annäherung zwischen Vater und Sohn durch Vermittelung jener frommen Tante herbeigeführt zu haben, doch erfolgte die endgiltige Aussöhnung erst 1737 in Genf, wo Rousseaus Vater zeitweilig sich aufhielt. Krankheiten kamen zu diesen Störungen der Gemütsruhe. Seit 1736 von heftigen Atmungsbeschwerden und Brustbeklemmungen, wohl der Folge eines frühen Herzleidens, geplagt, mußte Roussean im Herbst 1737 das durch seine Ärzte und deren Wunderkuren berühmte Montpellier aufsuchen. Wie zerrüttet sein Nervensystem damals war, zeigt ein Vorfall im Theater zu Grenoble, das er September 1737 auf der Durchreise nach Montpellier besuchte. Dort hörte er Voltaires „Alzire", wnrde aber von der Tragik so gewaltig erregt, daß vor heftigem Herzklopfen ihm der Atem verging und er den Entschluß faßte, vor Herstellung seiner Gesundheit nie wieder ein Trauerspiel zu sehen. Kein Wunder, daß bei diesen physischen und psychischen Störungen ihm Montpellier so wenig zusagte wie fünf Jahre früher das als ein großes Bordell geschilderte Lyon und selbst Paris, welches er mit zu hohen Erwartungen betreten hatte. Die Seeluft war seinem leidenden Zustande wenig günstig, denn das ewig bewegte Meer machte dem Nervenkranken Unbehagen, zudem war die magere, meist auf Hammelfleisch beschränkte Kost einer wenig sauberen Pension auf die Dauer unerträglich. Die Ärzte halfen ihm auch nichts, die zerrütteten Angelegenheiten der Warens bereiteten ihm hier, wie in Grenoble, viel Mühe und Ver-

druß, sein Geld wurde schnell erschöpft und er fiel gierigen Wucherern in die Hände. Von Mitte September bis Ende Februar scheint er in diesem Orte, den er als Schauplatz der unsittlichsten Frauen, der schmutzigsten Proletarier und der ärgsten Fremdenpreller schildert, es ausgehalten zu haben. Im März 1738 ist er bereits wieder in den Charmettes. Aber hier wurde das anmutige Stillleben durch der Warens unersättliche Sinnengier gestört. Ein Bedienter hatte die Stelle des abwesenden Rousseau eingenommen, mit ihm mußte der eben Genesene sich widerwillig in das Herz der Angebeteten teilen. Dieser Umstand trieb ihn aus der ländlichen Idylle schnell fort, 1740, im April etwa, nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem älteren de Mably, dem Bruder des als Philosophen bekannten Abbé Mably, an. Ein Jahr hielt er nur aus, denn zum Erzieher eines jungen Edelmannes fehlten ihm zwar, wie er in einem Briefe an seinen Vater (1736) rühmt, nicht die Kenntnisse und der gute Wille, wohl aber die gleichmäßige Selbstzucht und Energie. Von neuem trieb ihn die Sehnsucht nach den Charmettes zurück, und wieder vertrieb ihn die Eifersucht und das Mitleid mit der sittlich und finanziell immer mehr zurückgekommenen Wohlthäterin. Große Zukunftspläne drängten sich damals in seiner ewig erregten Phantasie. Durch eine neue, bequemere Notenschrift hoffte er zum bahnbrechenden Reformator der Musik zu werden und von der Pariser Akademie mit dem Preise sich gekrönt zu sehen; von seinen Kompositionsversuchen versprach er sich ebenfalls Erfolg. Die Musik also war auch jetzt der Leitstern der Zukunft, während er, die Grenzen seines Dichtertalentes und die Mängel seiner Versifikation richtiger erkennend, seinen dramatischen Erstlingsarbeiten keinen besonderen Wert beilegte. Der Gedanke, sich als politischer und philosophischer Schriftsteller einen Namen zu machen, konnte ihm erst inmitten der litterarischen Gesellschaft von Paris kommen, das er im Herbste 1741 zum zweitenmale betrat. Von da ab trennt sich sein Lebensweg von dem der Warens, die später in ärmlichen Verhältnissen starb, ohne daß der einstige Schützling ihr seine Teilnahme und materielle Beihilfe entzogen hätte. Noch einmal hat er sie auf seiner Reise nach Genf, 1754, wiedergesehen. Nach fünfjähriger Zeit des Wanderns und Abenteuerns (1728—1733), dann nach mehr als achtjähriger, durch mancherlei Widerwärtigkeiten ge-

störter Ruhe des Stilllebens, trat er nun mit bestimmten Plänen in die große Welt ein, um zunächst auch in ihr noch fast neun Jahre lang (bis 1750) keine nennenswerten Erfolge, sondern nur bittere Enttäuschungen zu erleben.

Lyon war die Vorstufe zum Eintritt in die Pariser Gesellschaft gewesen, und so wenig Rousseau es auch liebte, günstig und förderlich hatte es sich ihm erwiesen. Dort, wo außer dem Schauspiel auch eine periodische Oper bestand und ein Kreis von Musikkennern und Komponisten sich sammelte, hatte er seine Découverte du nouveau monde (1740) gedichtet und Akt 1 komponiert und den Beifall des Musikers David sich erworben. Zugleich wurde er in Mably's Hause mit dessen Bruder, dem Abbé de Mably, und dem Dichter Charles Borde bekannt, deren Empfehlungen ihm nachher den Zugang zur litterarischen Welt in Paris erleichterten. Man pries mit dem humanen Wohlwollen, das die Geistesaristokratie des 18. Jahrhunderts stets dem emporstrebenden Neulinge zeigte, ihn als Komponisten und Dichter und sogar seine lyrischen Gedichte, das Schwächste, was er schuf, fanden Beifall. Eine Versepistel an Borde wurde etwas später (Januar 1743) in einer Lyoner Zeitung abgedruckt mit einem für den Dichter mehr als schmeichelhaften Redaktionsvermerk. Aber ein Mißgeschick machte ihm Lyon noch verhaßter, als es die für ihn ungeeignete Hauslehrerstelle und die bei seinen früheren Aufenthalten (namentlich 1732) empfangenen Eindrücke es vermochten. 1732 zuerst hatte er dort hinter Klostermauern eine noch im Kindesalter stehende Fräulein Serre kennen gelernt, 1735 hatte er sie eben zur Jungfrau aufblühend wiedergesehen, nach seiner Rückkehr von Charmettes (Sommer 1741) in Lyon, als Ruhepunkt der Reise nach Paris, weilend, hielt er nun brieflich um ihre Hand an. Ein schlimmes Verhängnis wollte es aber, daß das Glück der Ehe und der reinen Liebe dem namen- und ruhelosen Abenteurer versagt blieb. Schon 1737 hatte der sinnliche Zauber, den die alternde Warens um ihn gewoben, ein schöneres Verhältnis zu einer Provençalin, Madame Larnage, zerstört — auch die neue Geliebte, bereits durch den Befehl der Eltern einem anderen verbunden, wies seine Hand zurück. Sie würde ihn an Lyon gefesselt haben; zum Glücke für den Ruhm, zum Unglück für den Frieden seines Lebens trieb sie jetzt den an der Liebe Verzweifelnden in die große Welt der ersten Stadt Europas.

Bisweilen hatte sich Rousseau mehr als Franzose, denn als Schweizer gefühlt, war doch seine Familie französischen Ursprungs und hatte er doch in der Schweiz meist nur Trübsal und Widerwärtigkeit erduldet. Genf besonders war ihm durch seinen Glaubenswechsel verschlossen, die Hoffnung, je das Bürgerrecht, wie sein Vater und seine Vorfahren, zu erlangen, war aussichtslos, denn die Genfer Verfassung duldete zwar Katholiken als „Einwohner“ und „Unterthanen“, aber machte ihnen den Erwerb von Grundbesitz und bürgerlichen Rechten unmöglich. Zudem liebte er, wie alle Schweizer, zwar die Berge und Triften seiner Heimat, aber die weite Ferne jenseits der Alpen erschien ihm als das goldene Land des Ruhmes. Wandern, sagt er selbst, ist das Schönste, was ein Schweizer kennt, und so fühlte er sich glücklich, als er, der strengen Zucht der Vaterstadt entronnen, Turin, die Hauptstadt Savoyens, betrat. Aber der alte durch Glaubenskämpfe genährte Haß der freien, protestantischen Bürger Genfs und der von absoluten Herrschern gelenkten katholischen Savoyarden, die Erinnerung an jene Eskalade, die Heldenthat des Genfer Bürgermutes, waren auch in des Konvertiten Brust nicht erloschen, nie hat er zu Italien ein innigeres Verhältnis gewonnen. Die unerträgliche Hitze des Sommers und überdies der drückende Zwang seiner Lakaienstellung trieben ihn schnell auch aus Turin. Aber Frankreich, dessen Litteratur die erste Nahrung seiner frühentwickelten Kindheit gewesen war, dessen Kriegsmacht er zweimal (1733 und 1735) bei ihrem Marsche durch Chambéry, als sie siegesbewußt zum italienischen Feldzug eilte und siegreich zurückkehrte, gesehen hatte, war das Ziel seiner Sehnsucht. Zwar Paris sowohl, wie Lyon und Montpellier, traten ihm von ihrer ungünstigen Seite entgegen, an Besançon erinnerte ihn eine getäuschte Hoffnung, an Lyon eine unglückliche Liebe, dennoch erlosch die Vorliebe für das Stammland seiner Ahnen nicht. Was ihm bei seinem ersten Aufenthalte in Paris mißfiel, war nur das dem französischen Volke durch Herrscherlaune Aufgedrungene, wie jener stolze Königsbau von Versailles mit seinen verkünstelten, bald langweilenden Parkanlagen. Dagegen gefiel ihm der Überrest eines römischen Brückenbaues bei Nîmes, obwohl er sonst die Ruinen alter Bauwerke nicht liebte. Alles, was mit dem gallischen Volkscharakter Fühlung hatte, ehe noch die römisch-griechische Renaissance diesem eingeimpft ward, sagte

ihm zu. Französische Volkslieder hörte er gern, selbst wenn sie in dem Patois der Genfer Landleute gesungen wurden, dagegen behagte ihm die Poesie des Alexandriners nnd der Singsang der halbitalienischen Oper sehr wenig. Die Traditionen altererbten Ruhmes, wie sie Brantômes Memoiren aufzeichnen, las er mit Entzücken. Den französischen Volkscharakter entschuldigt er gerade in den Fehlern, welche an die keltische Abstammung gemahnen. Nicht unaufrichtig seien die Franzosen, so erörtert er in den Confessions, aber schnell wechselnd in Eindrücken und Worten, wohlwollend und freundlich gegen den Fremden, aber ohne dauernde Zuneigung und zuverlässige Treue. Wie lebhafte Teilnahme zeigt er für die Leiden dieses von Steuerdruck und Feudallasten geplagten Volkes! Jener französische Bauer, der vor ihm Brot und Wein verbarg und lieber selbst darbte, ehe er sich von den unersättlichen Steuerbeamten das Letzte auspressen ließ, flößt ihm für immer einen Haß gegen den Despotismus ein und ist für seine politische Richtung ein fast ebenso wichtiger Faktor geworden, wie die Erinnerung an die Ungerechtigkeiten, welche sein Vater und seine Mitbürger von oligarchischer Willkür zu erdulden hatten. Wie aber paßte der Volks- und Naturfreund in jene eigensüchtige, fremde Rechte verkennende, das Volk nur als Bediente und Leibeigene betrachtende aristokratische Gesellschaft von Paris; wie in jene gradlinigen Gärten und Schlösser, die ihr Entzücken waren, während sie den Aufenthalt in der unverkünstelten Natur ihrer Landsitze und Waldungen als langweiligste Plage ansah? In der That benahm er sich anfangs so linkisch und zaghaft, daß eine seiner Gönnerinnen, Madame de Broglie, ihm, als Anleitung zum Umgang mit Damen, eine Schrift des Akademikers Duclos in die Hand gab, die Rousseau auch eifrig studierte, aber nicht praktisch anzuwenden verstand. Wie Madame de Broglie, so unternahm auch die Gattin des Generalpächters Dupin, Leiterin eines litterarischen Modezirkels, die mühevolle Aufgabe, den Neuling für das Zeremoniell des Salons zu erziehen. Indessen Rousseau hatte ein wichtigeres Ziel, als das, zum Salonlöwen zu werden. Seine Erfindung der Ziffernschrift an Stelle der Noten, von der er sich große Erfolge versprach, sollte nun der Akademie, der höchsten Richterin über Kunst und Wissenschaft, vorgelegt werden. Die Wege waren ihm auch hier geöffnet, denn Abbé de Mably hatte

ihn dem greisen Fontenelle, dem Patriarchen der Akademie, und dem aus Lyon stammenden Gelehrten de Boze empfohlen und letzterer ihn dem berühmten Réaumur vorgestellt. Obwohl Rousseau, durch seine geringen Mittel genötigt, in dem abgelegenen Hôtel St. Quentin, in der Nähe des Luxembourg, wohnte, fehlte ihm hier der litterarische Verkehr keineswegs. Es herrschte damals im litterarischen Paris allerdings eine Art Sauregurkenzeit, denn die älteren Größen der Wissenschaft und Kunst standen an der Schwelle ihres Lebens oder nicht mehr auf der Höhe der Zeit, andere sahen noch ihrer Zukunft entgegen. Voltaire hielt sich von dem großen Markte des litterarischen Lebens fern, und die Zeit der d'Alembert und Diderot sollte erst kommen. Aber die Gunst des Geschickes, die dem armen Abenteurer bisher versagt blieb, sollte sich ihm hier mit geöffneten Armen antragen. Selbst der Herzog von Richelieu, Voltaires Jugendfreund, der sich gern als Beschützer aller emporstrebenden Dichter und Komponisten aufspielte, war ihm zu Lyon in Mablys Hause vorgestellt und empfing in Paris seinen Besuch mit gnädiger Herablassung. Zunächst erschloß sich dem Emporstrebenden ein reges künstlerisches und geselliges Leben. Im Hôtel St. Quentin, das die beiden Mably, wenn sie von Lyon kamen, mit ihrem Besuch beehrten, in dem auch Gresset, der damals vielgefeierte Dichter des satirischen Epos „Vert-Vert“, einst gewohnt hatte, versammelte sich zur Zeit des Dîners ein anregender Kreis älterer und jüngerer Schriftsteller, der dem provinzialen Neuling sehr fördernd war. Die Comédie française, die königliche Oper im Palais Royal, deren Dirigent unmittelbar unter Frankreichs Herrscher stand, und an deren Mitgliedern der Makel bürgerlicher Ehrlosigkeit nicht klebte, das völlig primitive Volkstheater des Pont-Neuf, das durch seine Parodien und Kouplets berühmte Théâtre des Italiens, die geistlichen Festtags-Konzerte in den Tuilerien, alles wurde von ihm mit leidenschaftlichem Eifer besucht und genossen. Freilich sein Geschmack und seine Bildung hatten nicht immer Pariser Schliff. Die Komödien der Tagesrichtung verschmähte er und machte nur zu gunsten Marivaux', seines freundlichen Gönners, der sogar an seinen Narcisse bessernde Hand anlegte, eine Ausnahme, dagegen hatte die klassische Poesie des Siècle de Louis XIV. und selbst Crébillons verunglückte Nachahmungen Corneilles, die nur ein engerer Hofzirkel noch sehen

mochte, seinen Beifall. Voltaire, dessen Erfolge als Dramatiker sehr geteilte waren, erschien ihm als der Reformator der Dichtkunst. Über alle aber stellte er die volkstümliche Muse des Pont-Neuf.

Seinem nächsten Lebenszweck, dem akademischen Preise für die neue musikalische Erfindung, dienten alle diese Beziehungen und Anregungen so wenig, wie sie ihn vor Nahrungssorgen schützten, und vor dem traurigen Auskunftsmittel des Musikunterrichtes und Notenabschreibens bewahrten. Nachdem er sein **Projet concernant de nouveaux signes pour la musique** der Akademie am 22. August 1742 vorgelesen, wurde zur Begutachtung eine Kommission, bestehend aus dem Chemiker Hellot, dem Physiker Mairan und dem Musikdilettanten Fouchy, ernannt, aus Leuten also, denen Rousseau mit Recht die volle Sachkenntnis absprach. Sie gaben (5. September) dem Neuling eine ehrenvolle Anerkennung mit der Ermunterung zu fortgesetztem Streben. Nicht günstiger lautet Rameaus kompetentes Urteil, bei ihm, dem Eigensüchtigen, Abgeschlossenen fand der schwärmerisch begeisterte Rousseau wenig Anerkennung und Förderung. Ein Appell an die öffentliche Meinung in einer langen Denkschrift konnte wenig helfen und auch das bedingte, von Rousseau durch ein gezwungenes, am Schluß sogar ironisches Dankschreiben erwiderte Lob des schon im Niedergange begriffenen Kritikers und Zeitschriften-Redakteurs, Abbé Desfontaines, hatte keinen weitreichenden Einfluß. Für eine **Dissertation sur la musique moderne**, die Anfang des Jahres 1743 erschien, fand Rousseau nur durch warme Empfehlung eine Art Kommissions-Verlag, sein mit fieberhafter Leidenschaft komponiertes Opern-Libretto, **Les Muses galantes**, konnte es, trotzdem es dem herrschenden Geschmacke sich anschloß, zu keinem Erfolge bringen. Ebenso wenig glücklich war er als dramatischer Dichter. An seinen Versen tadelten Castel und Desfontaines die Eigentümlichkeiten des Schweizer und provinziellen Dialektes und sein **Narcisse** kam trotz Marivaux' Beihilfe erst nach zehn Jahren zur Aufführung. Eifrig, wie immer, suchte Rousseau seine Muse, das „Schweizermädchen", wie er sie nannte, in eine französische Dame umzuwandeln, las, im **Jardin du Luxembourg** umherwandelnd, stundenlang des älteren Rousseau lyrische Gedichte oder Vergils wohlgeglättete Verse. Aber für den Augenblick half sein Eifer nichts, die von Lyon mitgebrachte Barschaft schmolz immer mehr zusammen, so daß er zur

Einschränkung seines Theaterbesuches sich gezwungen sah, und wie eine Erlösung vom unfreiwilligen Hungertode erschien es ihm beinahe, als er im Mai 1743 durch Vermittelung der Madame de Broglie zum Sekretär des neuen französischen Gesandten in Venedig, des Comte Montaigu, ernannt wurde.

II. Übergang zum Schriftstellertum.

Wie in den Zeiten des Verfalles der römischen Republik eine reiche Geldaristokratie, die aus der Pachtung der Steuern ihren Haupterwerb zog, sich neben und über den alten Patriziern erhob und Wechselheiraten beider Stände die Korruption der Finanzwelt in die altväterlichen Sitten eines Bauernadels trugen, so hatte das Verpachtungssystem der französischen Steuern, wie die Geldnot der Könige und des Hofadels den verderblichen Einfluß der Generalpächter und Finanzspekulanten geschaffen und die feste Scheidewand zwischen Geburts- und Geldadel durchbrochen. In der Pariser Gesellschaft des 18. Jahrhundert gab der letztere sogar den Ton an, zog alles, was Geist, Witz und Anmut besaß, in seine Dienste, erkaufte mit den erpreßten Schätzen den Ruf eines kunstsinnigen und freidenkenden Mäcenatentums und überbot den Geburtsadel noch an Hochmut und Kastengeist. Zu seinem Unglücke trat Rousseau zuerst in die Kreise der Finanzaristokratie, der Dupin, Poplinière u. a., und lernte den wahren Adel Frankreichs, die Nachkommen jener einst fast unabhängigen, den Königen sich gleichdünkenden Geschlechter, wie die Condé, Montmorency, Luxemburg, erst kennen, als seine Meinung über die sogenannten höheren Klassen eine zu feste, durch sein Mißtrauen unabänderliche geworden war. Die Erfahrungen, welche er in vornehmen Zirkeln während seines letzten Aufenthalts in Paris machen mußte, waren unerfreulich genug. Eine Madame de Beusenval wollte ihn in der Bedientenstube abspeisen lassen und wurde nur durch ihre gebildetere Tochter, Madame de Broglie, zu einem schicklicheren Verhalten bestimmt, Madame Dupin nutzte sein musikalisches Talent aus, aber kümmerte sich wenig um seine Erfolge als Musikschriftsteller und Tondichter und ließ sich endlich

seine allzu häufigen Besuche verbitten, ihr Stiefsohn Francueil, ein schöngeistiger Dilettant, trieb mit ihm Studien, aber that nichts für sein Fortkommen, selbst Madame de Broglie, seine aufmerksamste Gönnerin, leistete ihm durch die Empfehlung an Graf Montaigu einen recht zweifelhaften Dienst. Der hohe Geburtsadel war ihm in Richelieus Person auch von seiner ungünstigsten Seite entgegengetreten und der von der vornehmen Gesellschaft empfangene Eindruck mußte durch das Benehmen seines neuen Vorgesetzten noch verschlimmert werden. Im Dienste des Grafen Montaigu bildete sich Rousseaus anerzogene Abneigung gegen die Aristokratie zu einem verbitterten Hasse und einem fast krankhaften Mißtrauen aus, und seine Abwendung von der modischen Kultur wurde zum festen, unverrückbaren Prinzip. Destomehr war er zum Schwärmer für den erträumten Naturzustand eines goldenen Zeitalters und zum Vorkämpfer der Menschen und Volksrechte, deren Zerstörerin die vorrückende Bildung gewesen sei. In Venedig faßte er zuerst den Plan, als sozialpolitischer Schriftsteller aufzutreten und ein großartig angelegtes Werk, die Institutions politiques, zu schreiben. Doch diese Riesenlast konnte er inmitten der Hindernisse seiner amtlichen Thätigkeit und der Arbeit für das tägliche Brod nicht bewältigen, erst 18 Jahre nachher ging aus den „Institutions" der bescheidenere „Contrat social" hervor.

Ähnliches Schicksal hatte 12 Jahre später eine zweite umfassende Aufgabe. Seine Gönnerin Dupin wünschte ihn zum Herausgeber des über zwanzig Manuskriptbände enthaltenden Nachlasses des edlen Volksfreundes, abbé de St. Pierre, dem sie warm zugethan war, zu machen, auch hier mußte er sich auf Inhaltsangabe und kritische Besprechung zweier Abhandlungen beschränken, nachdem er die Manuskripte durch den Neffen des abbé, den comte de St. Pierre, erhalten hatte (s. Abschn. IV).

In unmittelbarer Weise hat der kaum anderthalbjährige Aufenthalt in Venedig auf seine musikalische Ausbildung und Richtung eingewirkt. Die italienische Musik hatte er schon früher zu Turin, aber nur in der Form des Kirchengesanges und des geistlichen Konzertes, kennen gelernt, hier trat ihm neben der Oper, der er in der Gesandtschaftsloge, ungestört, trotz seines Herren gelangweilter Gleichgiltigkeit, mit voller Hingebung lauschte, das volks-

tümliche Element des Gesanges in den Gondelliedern entgegen. War er von Hause mehr der italienischen, als der französischen Musik zugeneigt und nur durch Rameaus despotische Einwirkung und die Rücksicht auf den Erfolg bei seinem letzten Aufenthalte in Paris zum Komponisten im national-französischen Schema geworden, so lernte er hier den reinen, ursprünglichen Quell französischer Musik, das italienische Singspiel, kennen. Aber inniger noch, als dieses berührte ihn die unverfälschte Natur des Volksgesanges, denn stets war ihm das Volkstümliche sympathischer, als das Kunstmäßige: Wie er die rohen Improvisationen des Pont-Neuf den klassischen Musterdarstellungen der Comédie française vorzog, so war es auch ein Vorrat von französischen und italienischen Volksmelodien, aus denen seine eigene Komposition später sich entwickelte. Das Verhältnis der französischen Oper zur italienischen ist in vieler Hinsicht so, wie das der französischen Tragödie zur antiken. Der rein äußerlichen Nachahmung fehlten das angeborene musikalische Genie und der Zauber der Sprache. Wie in der Oper der Taktstock jenes von Grimm und Rousseau verspottete Regiment führte, wie das Eintönige der Komposition oft zu einer Leichenmusik wurde und die französische Sprache sich nie zum süßen Wohllaut der italienischen umschmelzen konnte, wie aber ein nationaler Geist und dramatische Beweglichkeit für die überlegenen musikalischen Schönheiten des etwas einförmig-schematischen Vorbildes entschädigten, so herrschte auch in der Tragödie der Kommandostab des Zeremonienmeisters, das Feierliche und Höfische wurde zur kläglichen Monotonie, der Alexandriner und die gezierte Bildersprache standen weit hinter den leichtbeweglichen Versen und der natürlichen Großartigkeit der griechischen Originale zurück, aber das rege politische und gesellschaftliche Leben, welches in Versailles seinen Mittelpunkt hatte, namentlich die Liebe und die weibliche Anmut, fanden in Racines Tragödien wieder ihr volles Recht.

Wenn Lulli, Ludwigs XIV. Opernintendant, zwar als Mensch nicht dem großen Corneille verglichen werden darf, — denn es gab keine schärferen Gegensätze, als den geschmeidigen, ränkesüchtigen Italiener und den ungeselligen, schroff rücksichtslosen Normannen —, aber doch dem Begründer des recitierten Dramas der klassischen Periode als Schöpfer des gesungenen, das, ebenso wenig wie jenes,

den fremden Geist mit dem französischen in einheitlicher Harmonie zu verbinden wußte, an die Seite tritt, so hat in Ph. Rameau dieses Musikdrama zugleich seinen Boileau und Racine, seinen formalen Kritiker nnd nationalen Komponisten. Rousseau könnte als Opernkomponist für den eigentlichen Begründer der französischen Volksoper gelten und seine Stellung in der Musikgeschichte der Molières in der Litteraturgeschichte verglichen werden. Beide, von dem italienischen Volkstume ausgehend, der eine von der grob-realistischen Posse, der andere von einfachen Naturliedern, haben anfangs dem italienischen Geiste nachzuschaffen gesucht — Molière seine Jugenddichtungen, Rousseau die ersten Opernversuche —, sind dann zu dem Nationalfranzösischen höheren Stiles und selbst höfischen Gewandes übergegangen, um am Schlusse ihrer Dichterthätigkeit die einengenden Fesseln zu zersprengen und auf der vertieften und erweiterten Grundlage der von Italien kommenden Überlieferung volkstümliche Schöpfungen von naturwahrer Komik hervorzubringen. Die Verstandestheorie eines Boileau hat Molière mit seinem Dichtergenie überwunden, zu der klassischen Stelzentragödie Corneilles sich in bewußten Gegensatz gestellt, mit Racine schließlich das enge Freundesband gelöst und dessen Andromaque dem Parodierungstalente seiner Schauspieler preisgegeben. Ähnlich übte Rousseau an Rameaus doktrinärem Schema eine vernichtende Kritik und ließ es als Komponist an entschiedener Opposition nicht fehlen, ging auch scharf genug gegen Lullis halbitalienische, halbfranzösische Oper vor und trat zu Rameau in ein feindseliges Verhältnis. Was aber für Molière nach Plautus der feinere Terenz, das ist für Rousseau die italienische Oper und Gesangschule neben und nach den Straßen- und Gondelliedern geworden. Auf Venedig weist seine Stellung als Komponist ebenso bestimmt hin, wie die des großen Lustspieldichters auf das alte Rom. Wie für seine musikalische Ausbildung, so ist der Aufenthalt in der Lagunenstadt auch für seine Beschäftigung mit der italienischen Litteratur, namentlich für die Vertiefung in den ihm geistesverwandten Tasso, von bestimmenden Einfluß gewesen. Wenn Plutarch noch des greisen Rousseau Lieblingsschriftsteller war, so blieb der schon früher gern gelesene Tasso, in dessen Schicksale er sein eigenes vorgebildet fand, sein Lieblingsdichter.

Der Biograph wird diese anderthalbjährige Leidenszeit in

Montaigus Palaste somit als eine für Rousseaus spätere Schrift- steller- und Komponistenthätigkeit hochwichtige ansehen müssen und nicht ausschließlich den Blick auf die Drangsale seiner unwürdigen äußeren Stellung richten, die er uns in den Confessions so ein- gehend geschildert hat. Der französische Botschafter in Venedig war eine geistige Null, als Diplomat ein bloßer Statist und vereinte mit der äußerlichen Bildung der Pariser Gesellschaft und der modischen Vorliebe für Oper und Schauspiel die derbe Naturwüchsigkeit eines hinterpommerschen Krautjunkers und die spleenige Unzurechnungs- fähigkeit eines englischen Emporkömmlings. Sein Sekretär war für ihn ein gewöhnlicher Lakai, den er zu züchtigen und durchs Fenster zu schleudern drohte, wenn er das kärglich bemessene Ge- halt zu fordern wagte. Schwer ist es zu entscheiden, wie weit Rousseaus Selbstbiographie die Wichtigkeit seiner Stellung über- treibt und seines Herrn Charakter verzerrt, doch ist es bemerkens- wert, daß die Briefe aus jener Zeit milder und leidenschaftsloser sind, als die spätere von Menschenhaß beeinflußte Darstellung. Gern wollen wir Rousseau glauben, daß er vollauf seine Pflicht that, auch als der wankelmütige Herr ihm sein Vertrauen zu gunsten einer niederen Kreatur entzog, daß er strenge Uneigennützigkeit zeigte und das Asylrecht des Hôtels nie an Verbrecher und Banditen ver- kaufte, daß er seinen Landsleuten in der Fremde Hilfe und Bei- stand leistete, sich in die nicht sehr bedeutungsvollen Geschäfte der Gesandtschaft hineinarbeitete und seines Herrn Unfähigkeit, wie die eigene Unerfahrenheit durch sein geniales Geschick ersetzte. Aber wenig glaublich ist es, daß der mit allen politischen Angelegenheiten und Verwaltungsfragen bisher völlig Unbekannte plötzlich zu einem geschickten Diplomaten geworden sei und als solcher seinem zweiten Vaterlande wichtige Dienste geleistet habe. Um sich einen wirklichen Einblick in das weitschichtige Detail der Diplomatie zu verschaffen, dazu war eine Zeit von 16 Monaten zu kurz, und die Stellung seines Herrn — Rousseau selbst deutet das in einem Briefe an — eine zu untergeordnete. Auch in sein sittliches Leben haben die Nachtseiten Venedigs ihren düsteren Schatten geworfen, mag er auch schließlich an Leib und Charakter ungebrochen aus den Irrfahrten hervorgegangen sein. Verleumdung seiner späteren Gegner war es, daß er die in jener Stadt so häufige und gefährliche Syphilis davon-

getragen und deswegen später mit Vorliebe die weite, bequeme Tracht des Armeniers gewählt habe, aber was er selbst von seinen Bordellerlebnissen in Begleitung seines lustigen Gefährten Carrio erzählt, läßt ihn als einen zwar noch wenig raffinierten, aber ebensowenig widerstandskräftigen Sünder erscheinen. Am schlimmsten war für seine Gesundheit das feucht-warme, schnell wechselnde Klima, ein schon früher vorhandenes Unterleibsleiden nahm in der Folge auf gefahrbringende Weise zu. Das unhaltbare Verhältnis zu Montaigu endete mit einem plötzlichen Bruche. Gegen die gefahrbringende Tobwut des halb Unzurechnungsfähigen nur durch eigene Geistesgegenwart und durch den Schutz der venetianischen Behörden gesichert, in dürftigster Armut, weil der noble Herr sein Gehalt großenteils zurückbehielt, desto reicher aber an trüben Lebenserfahrungen und bitterem Menschenhaß, verließ er Venedig und langte im Herbst 1744 wieder zu Paris an.

Hier begann für ihn eine Zeit der materiellen Not und der litterarischen Apathie, aus der nur besondere Ereignisse und augenblickliche Hoffnungen ihn zu reißen vermochten. Selten hat ein Schriftsteller so wenig tiefere Neigung für seinen Beruf empfunden, wie Rousseau, noch auf der Höhe seines Ruhmes greift er widerwillig und nur der besseren Eingebung seines Genius gehorchend zur Feder und findet in dem Kopieren seiner Manuskripte und der ihm von seinen Freunden und Freundinnen gebrachten Noten mehr wahre Befriedigung, als in der Abfassung seiner bedeutendsten Werke. Verschiedene Gründe lassen sich für diese eigentümliche Erscheinung anführen: sein abenteuerndes Leben, seine immerhin lückenhafte Bildung, der er erst im Alter von 36½ Jahr das richtige Fundament durch Studium des Griechischen gab, seine Vorliebe für das zur litterarischen Thätigkeit wenig anregende Landleben, seine häufige Entfernung von den Sitzen der Wissenschaft und Kunst, der Mangel einer umfangreichen Bibliothek, die abziehenden Neigungen für Musik, Botanik und poetischen Dilettantismus, vor allem aber die tiefe Erkenntnis der Schäden und Gefahren litterarischer Thätigkeit und das allen Pessimisten eigene Mißtrauen gegen sich selbst und gegen ihre Zukunft. Der edle Forschungstrieb eines Lessing, dem das Streben nach Wahrheit mehr galt, als der Besitz der Wahrheit, fehlte ihm, die Widersprüche der Philosophen, der Skeptizismus der

Aufklärung, der doch die Voraussetzung ihrer bahnbrechenden Wirksamkeit war, stießen ihn von der Philosophie und der ganzen Zeitrichtung ab. Eine vielseitige, alle Gebiete des Wissens und Denkens berührende Schriftstellerthätigkeit, wie sie Voltaire entfaltete, lag dem in sich gekehrten Genius Rousseaus fern, zu einer konzentrischen Wirksamkeit, wie sie d'Alembert als Mathematiker und Naturforscher entwickelte, fehlte ihm die gründliche Fachbildung, mehr war er dem hastig zugreifenden und abspringenden Wesen Diderots verwandt, der deshalb ihm von allen Vertretern der Aufklärung am nächsten stand. Seine gesellschaftliche Ungewandtheit, seine Auflehnung gegen den Tagesgeschmack und die Salonbildung hinderten seine litterarischen Erfolge so lange, als er nicht eigene, nur seinem Genius angemessene Bahnen einschlug, auf denen er durch den bewußten Gegensatz zu der herrschenden Aufklärung Ungeahntes leistete und die gesamte Zeit mit sich fortriß. Der französische Schriftsteller damaliger Zeit hatte die Studierstube längst mit dem Salon, die Akademie mit der Gesellschaft vertauscht, wirkte durch Faßlichkeit der Darstellung, Leichtigkeit der Form und Anmut der Sprache, wandte sich dem Essay und Feuilleton zu, suchte in den feiner gebildeten Kreisen der vornehmen Welt seinen Wirkungskreis, schrieb nicht dicke Bücher gelehrten Inhalts, sondern kürzere, oft aus zweiter Hand gearbeitete Kompilationen und hielt die Mitte zwischen dem oberflächlichen Tagesjournalisten und dem von der Tagesrichtung sich abwendenden Forscher. Das Zusammenarbeiten gleichgestimmter und doch verschieden beanlagter Männer, die Neigung zu encyklopädischen Zusammenstellungen, der Tod aller echten Wissenschaft, sind für jene Zeit charakteristisch. Diderot war der hilfreiche Genosse eines d'Alembert, Helvetius, Holbach, versorgte sie mit seinen anregenden, aber der Vertiefung oft entbehrenden Gedanken und mit seinem reichen, doch zuweilen unabgeschlossenen Wissen. Selbst Rousseaus Mitarbeiter war er eine Zeit lang, und seine überall angehäuften Beisteuern lassen sich nicht ohne Mühe aus den Schriften, Sammelwerken und Zeitschriften der Aufklärungsepoche zusammenfinden. Der noch unentwickelte, weder im Auslande, noch im Inlande hinreichend geschützte Buchhandel, die geringe Sorge um den schriftstellerischen Erwerb, für dessen Ausfall die Freigebigkeit der Großen entschädigte, standen dem eigentlichen Berufsschriftstellertum als Hindernisse ent-

gegen und ließen oft die handschriftliche Aufzeichnung für engere Freundeskreise zweckmäßiger erscheinen, als die öffentliche Verbreitung durch den Buchhandel. Das auf einen bestimmt abgeschlossenen Leserkreis innerhalb der vornehmen Welt beschränkte Zeitungs- und Zeitschriftenwesen, der geringe Absatz und Ertrag journalistischer Thätigkeit hinderten das Berufsjournalistentum in gleicher Weise; erst die universale Bedeutung der fortschreitenden Aufklärung ließ eine Zeitchronik entstehen, die, wie Grimms „Correspondance“, gut zahlende Abonnenten in der Aristokratie aller europäischen Länder hatte. — Diese allgemeinen, in der Zeitrichtung liegenden Hindernisse schriftstellerischer Thätigkeit erklären ebenso, wie Rousseaus besondere Abneigung gegen unausgesetzte Produktion, die Thatsache, daß er bis zum Jahre 1749 über Pläne und Versuche nicht hinauskam. Bald wollte er als Musiktheoretiker, bald als Komponist, einmal als Dichter, dann als politischer Schriftsteller glänzen, jeder unverschuldete und selbstverschuldete Mißerfolg machte ihm die litterarische Wirksamkeit verhaßt und ließ ihn im Notenabschreiben einen Erwerb suchen. Von dem Ertrag seiner Werke konnte damals kein Schriftsteller anständig leben und die Pensionen und Sinekuren blieben dem wenig bekannten Anfänger versagt. Allerdings haben wenige Zeitgenossen so mit der materiellen und ideellen Erfolglosigkeit ihrer litterarischen Thätigkeit zu kämpfen gehabt, wie Rousseau, ehe die „neue Héloise“ und der „Emile“ auch die Geldmittel des Buchhandels ihm zufließen ließen. Die Mißerfolge seiner Erstlingswerke erwähnten wir schon, auch fernerhin war er nicht glücklicher. Als er 1745 von Richelieu zur Mitarbeit an Voltaires Festgedicht für die Hochzeitsfeier der Dauphine von Frankreich, „les Fêtes de Ramire“, herangezogen wurde und dadurch mit dem von ihm hochgefeierten Philosophen in briefliche Beziehung trat, verdarb Rameaus Mißgunst den Erfolg und der säumige Zahler Richelieu blieb das Honorar schuldig. Seine „Muses galantes“ brachten es trotz Richelieus Versprechungen und Francueils Bemühungen nur zu einer Privataufführung und Proben, aber nicht zu einer öffentlichen Darstellung. Seine Dichtungen und Kompositionen für die in Chenonceaux, dem Besitztume des reichen Dupin (einst war es von König Heinrich II. für seine hochgebildete Freundin Diane von Poitiers erbaut worden), verkehrende schöngeistige Gesellschaft, drangen über den engeren

Kreis nicht hinaus und trugen nichts ein. Ein Glück daher, daß der Tod seines Vaters (1745) dem verschuldeten und dabei kärglich lebenden Manne den Rest des zusammengeschwundenen mütterlichen Erbteiles zur Verfügung stellte, und ihm neben der Sorge für sich selbst auch die Mittel gab, seine verarmte Wohlthäterin, Madame de Warens, zu unterstützen.

Zu diesen trüben Aussichten für die Zukunft kam die Teilnahmlosigkeit seiner Gönner und Gönnerinnen. Nach seinem Bruche mit Montaigu nahm ihn die Beusenval kühl auf, sein Mißverhältnis zu Rameau entfremdete ihn auch dem reichen Finanzmanne La Poplinière und dessen der Litteratur und Kunst zugeneigten Gattin; was die Dupins und Francueil für ihn thaten, war weder bemerkenswert, noch uneigennützig. Auch mit dem einflußreichen Jesuitenpater Castel, der ihn der Familie Beusenval empfohlen hatte, zerfiel er, weil sein selbständiger Geist der Propaganda des Ordens Jesu widerstrebte, nur Pater Berthier, Voltaires späterer Feind, ein im Grunde ehrlicher und gutherziger Mann, schenkte dem Verlassenen noch einige Teilnahme. So war er von der Gesellschaft des Tages ziemlich ausgeschlossen, als er eine neue, selbstlose Gönnerin in der 22jährigen Marquise d'Epinay, der edlen Gattin eines leichtlebigen und selbst gemeinen Generalpächters, fand. Eine der vielgeprüftesten, aber im Glücke, wie im Unglücke stets den noblen Sinn bewahrenden Frauen des 18. Jahrhunderts, ist Louise d'Esclavelles, Marquise von Epinay. Im Kloster und im streng katholischen Glauben erzogen, wurde sie die Freundin Rousseaus, Voltaires und der skeptischen Freidenker Diderot und Grimm, von der sittlichen Entartung der Zeit nicht unberührt, und an einen rohen, treulosen Gatten gefesselt, fand sie zuerst in Francueil, dann in Grimm das, was ihre leichtbewegte Sinnlichkeit forderte und trug auf den ersteren sogar die Merkmale der Ausschweifungen ihres Gemahles hinüber. Als sorgsame Erzieherin ihrer Kinder, als treue Verwalterin des durch die Verschwendung d'Epinays zusammenschwindenden Vermögens und als litterarisch thätige Mitarbeiterin an dem großen Werke der Aufklärung, hat sie die Flecken ihres Lebens ausgelöscht und die Hochachtung der bedeutendsten Männer der Zeit sich erworben. Daß sie zur Verteidigung gegen Rousseaus Angriffe in den „Confessions“ die Feder ergriff und dem Andenken des ihr einst so eng befreundeten

Mannes scharfe Wunden versetzte, daß Grimm dann diese „Memoiren“ in seiner gehässigen Weise bearbeitete und sie so der Nachwelt übergeben wurden, war nur eine wohlberechtigte Notwehr, die erst durch Grimms Schuld zur gehässigen Polemik wurde. Eine ihrer Verwandten, Fräulein Bellegarde, ward damals die Frau des Grafen Houdetot, eines französischen Offiziers, auch diese für Rousseaus späteres Leben so verhängnisvolle Dame wandte dem Vereinsamten ihre volle Teilnahme zu. Obwohl unschön und kurzsichtig, ersetzte sie durch bezaubernde Anmut, was ihr die Natur an Reizen versagt hatte, obgleich feingebildet und dichterisch beanlagt, verzichtete sie einsichtsvoller Weise auf litterarischen Ruhm und zeigte ihre Gelegenheitsdichterei niemandem. In ihren Zu- und Abneigungen sehr wechselnd und im Punkte ehelicher Treue so unbedenklich, wie die meisten Salondamen jener Zeit, hat sie doch ihrem Herzensgeliebten, dem schönen St. Lambert, eine fast rührende Zärtlichkeit und dauernde Zuneigung bewahrt. Wichtiger aber, als die Bekanntschaft mit beiden Frauen, wurde für ihn das engere Freundschaftsverhältnis zu dem schon früher von ihm gekannten Diderot und die Verbindung mit d'Alembert. Beide, damals noch im Beginne ihrer litterarischen Thätigkeit und nur den Teilnehmern der „Salons“ oder den Fachgelehrten bekannt, gingen an ihr Riesenwerk, die Encyklopädie, die Sammelstelle aller für die Aufklärung im entschiedenen Sinne thätigen Schriftsteller; den musikhistorischen Teil derselben dachten sie Rousseau zu, der nun Monate lang sich in eifrige, aber nie zur Vollendung kommende Studien vertiefte. Das Mißgeschick, welches die Verfolgung der Geistlichkeit und der Polizei über dieses großartige Werk brachte, lähmte auch Rousseaus weitere Mitarbeit und die selbstthätige Richtung, welche er vom Jahre 1749 an einschlug, machte ihn zum Wirken im Geiste der Encyklopädisten ungeeignet, noch ehe er mit deren beiden Hauptvertretern, Diderot und d'Alembert, brach. Der Versuch, mit dem ersteren zusammen eine Zeitschrift, den „Persifleur“, zu begründen, scheiterte schon im Entstehen. Eine Zeit lang wurde dann Diderot, zur Strafe für seine kühnen und freien „Lettres sur les Aveugles“ zu einer Kerkerhaft in Vincennes verurteilt, von der ihn Rousseaus Verwendung bei der einflußreichen Marquise de Pompadour vergebens zu retten suchte.

Von neuem hatten sich somit all' seine Zukunftspläne zerschlagen, als eine Preisaufgabe der Akademie von Dijon ihm im Jahre 1749 den Weg wies, auf dem er zum bahnbrechenden Vorkämpfer einer neuen Geistesrichtung wurde.

Ehe wir dieser bedeutungsvollen Epoche uns zuwenden, haben wir einen thörichten, unbedachten Schritt zu erwähnen, der sein Leben mit Verdruß, Widerwärtigkeit und Reue erfüllte, ihn die Pflichten des Vaters vergessen ließ und seinen hochstrebenden Geist für immer an ein seiner unwürdiges Mädchen fesselte, seine wilde Ehe mit Therese Levasseur. In jenem Winkelpensionate St. Quentin zu Paris, wo er sich bald nach seiner Rückkehr aus Venedig wieder einmietete, lernte er die dort als Nähmädchen[4]) beschäftigte Tochter eines schuldlos verarmten Beamten aus Orléans und einer verhältnismäßig gebildeten, aber niedrigen und ränkesüchtigen Mutter kennen, welche mit den Pensionären an demselben Tische aß. Sie war nicht viel unbegabter oder ungebildeter, als die meisten Bürgermädchen jener Zeit,[5]) denn, daß sie mit den Elementen der Zeitrechnung und Münzkunde auf gespanntem Fuße stand, deshalb weder die Monatsnamen noch die Ziffern an der Uhr kennen lernte und den Wert der französischen Geldsorten nicht begriff, war bei dem damaligen Volksschulunterricht etwas so Ungewöhnliches keineswegs. Im Schreiben war sie sogar nicht ungewandt und an praktischer Lebensweisheit übertraf sie Rousseau oft, nach dessen eigenem Zugeständnis. Auch war ihr Charakter, wenn man die Fehler der Eifersucht und Schwatzhaftigkeit abrechnet und den verderblichen Einfluß ihrer Mutter und ihres ungebildeten Pariser Anhanges in Anschlag bringt, kein grundschlechter, aber durch das enge Verhältnis zu ihr kam Rousseau aus der feineren Gesellschaft und Bildung heraus in gewöhnliche Kreise und wurde ein Opfer des Eigennutzes der habgierigen Mutter und Verwandten Theresens. Er selbst hat sie nach seiner Andeutung in den „Confessions“ nie wirklich geliebt, sondern in ihr nur Ersatz für die Warens und die bei seinen Geldmitteln unerschwinglich teuren Freudenmädchen von Paris gesucht. Später ist sie ihm lästig geworden, so warm er auch für ihre Zukunft sorgte und obwohl er das Konkubinat noch 10 Jahre vor seinem Tode durch eine Art Heirat legitimierte. Bei diesem Verhältnis zu ihr ist es begreiflich, daß er ihre offenen Geständnisse in

der Brautnacht sehr harmlos aufnahm, sich um ihre Treue wenig kümmerte und ihre fünf Kinder, trotz des anfänglichen Widerspruchs der Mutter, dem Findelhause übergab. Erst im Jahre 1761 machte er einen Versuch, wenigstens das Älteste, einen damals 14 bis 15jährigen Knaben, mit Hilfe eines Kennzeichens wiederauffinden zu lassen, der keinen Erfolg hatte. Die Gründe seiner Handlungsweise hat er in einem Briefe an die Frau seines Gönners Francueil und in den Confessions angegeben, ohne den Widerspruch zwischen seinen strengen Ansichten im „Emile" und seiner Pflichtvergessenheit als Vater dadurch beseitigen zu können. Die Schwierigkeit, seine Familie vom Notenschreiben zu ernähren, der drückende Gedanke an die Zukunft seiner Kinder, die Befürchtung, daß Theresens Erziehung noch schlechter sei, als die im Findelhause, die aus der Geschichte des alten Sparta gewonnene Meinung, daß eine öffentliche und einfache Erziehung heilsamer sei, als die Verzärtelung im Hause, endlich die leichtfertigen Anschauungen seiner näheren Bekannten, alle diese Umstände mögen mildernd, aber nicht entlastend in die Wagschale fallen. Der quälende Vorwurf des Verrates an den eigenen Kindern lastete in den Stunden des Unglücks schwer auf seinem Gewissen und was er von Neidern und Verfolgern erdulden mußte, erschien ihm als Ahndung seines Frevels.

III. Rousseaus politische Erstlingsschriften.

Zufälligkeiten überraschender Art spielen gerade in Rousseaus Leben eine bemerkenswerte Rolle und öfters haben sie ihn aus einer Lage befreit, in der sein Scharfsinn weder aus, noch ein wußte. Ein solcher für ihn als Schriftsteller glückbringender Zufall führte ihm, als er auf dem Wege zu dem in Vincennes gefangenen Diderot den Mercure de France las, eine Preisaufgabe der Akademie zu Dijon: Si le progrès des sciences et des arts a contribué à corrompre ou à épurer les moeurs? im Sommer 1749 in die Hände. Von den litterarischen Mißerfolgen abgesehen, war auch seine pekuniäre Lage eine höchst zweifelhafte. Die Dupin hatte zwar seine Remune-

ration als Sekretär und litterarischer Amanuensis — die Dame schriftstellerte etwas nach Art damaliger Modedamen — etwas erhöht, Francueil hatte ihm eine Kassiererstelle gegeben, aber diese beiden zeitraubenden, unerquicklichen und unbedeutenden Stellungen wurden ihm mit jedem Tage unerträglicher. Eben damals hatte er einen eigenen Haushalt begründet, nachdem er die ersten Jahre seiner Ehe noch als Garçon verlebt hatte und so die ganze Sippschaft der Levasseur sich fester um den Hals gezogen. Wieder war das Notenabschreiben, trotzdem es ihm täglich nur 2 Franken trug, für Therese allerdings die reichen Geschenke der Verehrerinnen Rousseaus abwarf, seine Haupteinnahme. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der Komposition und Dichtung hatten nichts eingebracht, auch die Artikel für die Encyklopädie trugen, als sie später erschienen, kein Honorar. Wie erwünscht war ihm daher der lockende Preis jener akademischen Aufgabe! Sein Entschluß, sie zu lösen, stand schon fest, ehe er mit Diderot die Angelegenheit besprechen konnte, große Gedanken kreuzten sich auf dem glühend heißen Wege nach Vincennes in seinem Gehirn, die ihm bei seiner Rückkunft wieder entschwunden waren. Gewiß hatte Rousseau im voraus sich über die Beantwortung der Frage entschieden, aber seinem Entschlusse gab erst Diderots bestimmte Energie unerschütterliche Festigkeit. Wer dies leugnen will, muß nicht nur Marmontels Erzählung in seinen Memoiren als leichtfertiges Geschwätz verwerfen, sondern auch die Angabe Diderots selbst, des Mannes, dem die Wahrheit auch dem späteren Feinde gegenüber heilige Ehrensache war, als eine leere Windmacherei ansehen.[6]) Ohnehin hatte Rousseau früher die Segnungen der Wissenschaft gepriesen und nur dem oberflächlichen Schein und Dressurwesen der Tagesbildung den Krieg erklärt, wie wahrscheinlich, daß er anfangs zweifelhaft war, nicht, wie er die Streitfrage auffassen, sondern ob er sich unbedingt für das corrompre les moeurs in seiner Abhandlung aussprechen, oder einen vermittelnden Standpunkt vorziehen solle.

Was die Rhetorenschulen in Athen und während der römischen Kaiserzeit waren, das sind in dem Frankreich des 18. Jahrhunderts die Akademien, voran die Pariser, ihr nachfolgend die von Bordeaux, Dijon, Rouen gewesen; Institute, welche weniger den Sinn für Wissenschaft und Kunst, als die Gewandtheit, über beide zu

reden und zu schreiben, weniger den selbstlosen Forschungstrieb, als den Ehrgeiz des Strebertums förderten. Das Preiswesen und das öffentliche Lobessystem waren schon damals die Krebsschäden der französischen Wissenschaft und der ihr vorarbeitenden Gymnasialerziehung. So wollte auch die Dijoner Akademie, als sie jene schwierige, in mancher Hinsicht unlösbare Preisaufgabe stellte, nicht in erster Linie eine allseitig erschöpfende, unbedingt parteilose Erörterung, sondern eine schön stilisierte, rhetorische Abhandlung über das Für und Wider mit einer sophistischen und spitzfindig begründeten Entscheidung. Nicht umsonst hatten die Herren der Akademie zu den Füßen der disputationslustigen Jesuiten gesessen, nicht umsonst die Kunstgriffe und Scheingründe jesuitischer Apologetik und Polemik sich angeeignet. Von Rousseau verlangte die Preisstellerin vor allem ein beredtes, formvollendetes Machwerk, das sich für die eine oder die andere Seite der Frage entscheiden konnte, wenn es nur der verhaßten Tagesphilosophie und der gefürchteten Aufklärung einige Streifhiebe versetzte und nicht allzusehr gegen die akademische Tradition der Kunst- und Wissenschaftsförderung verstieß. Darum hatte Diderot zur Verneinung des épurer les moeurs und zur einseitigen Hervorhebung des corrompre les moeurs geraten, denn er kannte die französischen Akademien; Rousseau, der seit seiner musikhistorischen Abhandlung über die Ziffernbezeichnung der Töne und deren Aufnahme in der Pariser Akademie nur den Eindruck gewonnen hatte, als ob die akademische Auffassungsweise allem Neuen und Ungewohnten widerstrebe, mußte anfangs Bedenken tragen, seine mit Diderots Ratschlag übereinstimmende Ansicht offen kund zu geben. Wir glauben auch Diderots Einwirkung in den Lobhudeleien der Akademie zu erkennen, welche im Anfang und Schluß von Rousseaus Preisarbeit verstimmend wirken müssen, weil man die Absicht merkt und weil sie zu des Verfassers rückhaltslosem Charakter so wenig stimmen. Der Fortschritt der Wissenschaften und Künste überhaupt in seinen ethischen Wirkungen, das war der Gegenstand der Preisaufgabe, aber für Rousseau verengt sich die Wissenschaft und Kunst zur französischen Tagesbildung und Tagesrichtung, deren Einflüsse durch Vergleiche mit dem klassischen Altertum illustriert werden. Die Kehrseite der glänzenden Medaille tritt bei ihm ausschließlich hervor und die begeisterte Lobrede der Naturforschung und Philosophie, die

er seiner zersetzenden Kritik vorausschickt, soll nur dieser das Relief hoher Unparteilichkeit geben. Die Wissenschaft und Kunst hat den Menschen klüger, aber nicht glücklicher gemacht, das ist der Kern seiner Beweisführung, sie hat den Glauben, die Sittenstrenge, die Individualität, die Vaterlandsliebe, die Körperstärke und kriegerische Tüchtigkeit zerstört, sie hat den Despotismus beschönigt, das Freiheitsbewußtsein erstickt, sie hat die unlauteren Regungen des Ehrgeizes, des Hasses, der Lüge, der Selbsterniederung blendend verhüllt und statt der unerkennbaren Wahrheit nur deren glänzendes und lügnerisches Abbild der Menschheit verkündet. Den Müßiggang und Luxus hat sie großgezogen, nützliche Thätigkeit und verständige Einfachheit in Mißachtung gebracht, das Talent über das Verdienst, den Geist über die Tugend erhoben. Unberufene drängen sich zu den Ehren und Auszeichnungen, welche sie gewährt, nur wenige wahre Philosophen sind von einer höheren Macht zu Rüstzeugen der Wissenschaft und Kunst auserwählt. Sie sollen in dem Rat der Fürsten sitzen, Staaten und Völker regieren, die andern aber ihre Bürgerpflicht thun und der Stimme ihres Gewissens folgen. Das alte Sparta und das persische Reich, in denen wenige berufene Lehrer das Volk zur Weisheit und Tugend leiteten, sollen als leuchtende Vorbilder der gegenwärtigen Entartung den Weg weisen.

So ungewöhnlich diese Ansichten auch durch ihre geschlossene Beweisführung und rigoristische Strenge waren, so sehr auch ihre bestechende Form und verführerische Rhetorik über die grelle Einseitigkeit des Wissens und Denkens täuschte, so waren sie doch in der Hauptsache nicht neu. Schon Plato, der mit zunehmendem Alter immer abstrakter, einseitiger und der eigenen Zeit fremder werdende Denker, hatte die Wissenschaft als das Vorrecht einzelner, die Bürgertugend als Zweck der Staatserziehung, die Philosophen als die allein auserwählten Staatslenker und Volkslehrer hingestellt, die Kunst und Wissenschaft der Tagesrichtung als Förderer der Entartung und Verweichlichung gebrandmarkt und die Dichter z. B. als sittengefährdend aus seiner Republik verbannt. Auch ihm stand, wie Rousseau, Sparta höher, als Athen, die im idealen Schimmer glänzende Vorzeit näher, als die eigene Zeit, deren Gebrechen keine trügerische Hülle verdecken konnte. Plato hatte die

unlauteren Beweggründe der falschen Philosophen, der unberufenen Volkslehrer bloßgelegt, hatte die thätige Moral des Bürgers über die wortreiche Moralzergliederung der Sophisten, Vaterlandsliebe über Weltbürgerlichkeit, Sittenstrenge über reiches Wissen, Verdienst über Talent, strenge Einfachheit über verschönernden Luxus, den überlieferten Glauben über die zersetzende Denkweisheit gestellt. Schritt für Schritt begegnen wir in Rousseaus Abhandlung den Spuren, welche Platos Schriften, namentlich dessen Republik, in seinem Geiste zurückgelassen, und ebenso den Eindrücken, welche Plutarchs moralisierende Auffassung des Altertums ihm übermittelt hatte. Aber der Skeptizismus gegenüber den Errungenschaften des Wissens und Denkens, der Satz, daß die Wahrheit unerkennbar sei, daß der Wahrheitsstrebende, wenn er nicht vom Zweifel ausgehe und mit der Erkenntnis des Wahrscheinlichen sich begnüge, in die Irrwege der Scheinweisheit und Selbsttäuschung gerate, ist durch einen zeitlich und örtlich näher gerückten Autor, durch Michel Montaigne, den scharfblickendsten und vorurteilsfreiesten aller Denker der französischen Renaissance, ihm überliefert worden. Daneben wirken die Vorstellungen, welche er von einem kleinen, altväterlichen, sitten- und glaubensstrengen Gemeinwesen in seiner Vaterstadt erhalten hatte und die Lehren des kunst- und forschungsfeindlichen Calvinismus, die er auch als Katholik nicht aufgeben, als Freidenker nicht überwinden konnte.

Unberührt ist Rousseau zum größten Nachteile seiner Schrift von Montesquieus historischer Auffassungsweise geblieben. War auch dessen Esprit des Lois, der die ganze menschliche Entwickelung aus der Anpassung an das Klima, die Religions- und Regierungsformen, die Sitten- und Verkehrsänderungen herleitete, noch nicht erschienen, so hätte schon Montesquieus Abhandlung über Größe und Verfall des Römertums ihm zeigen können, daß neben dem Einflusse von Kunst und Wissenschaft noch andere, unmittelbarere Faktoren auf Erhebung und Entartung der Zeiten Einfluß üben. Die Einwirkung des objektivsten aller Aufklärungsschriftsteller auf den subjektivsten tritt erst in Rousseaus „Contrat social“ hervor und auch da sind die Anregungen Lockes, der bleibende Einfluß der Genfer Eindrücke und der Auffassungen eines Plutarch für die Beurteilung der Gegenwart und der Vergangenheit maßgebender gewesen, als Montesquieus Schriften.

So seltsam nun auch Rousseaus einseitige Übertreibungen die gelehrten Herren in Dijon anmuten mußten, der Schwärmer für Tugend und Sitte hatte doch der von den Akademien hochgeschätzten Rhetorik soviel Tribut dargebracht, nebenbei an die Preisrichter und ihre Zunftgenossen soviel Weihrauch verschwendet und der aufklärenden Philosophie so manchen Fußstoß versetzt, daß sie ihm (Anfang 1750) den Sieg über alle Mitbewerber zuerkannten. Rousseaus Freude darüber war eine wohlbegreifliche, in dem Erfolge sah er den Anfang der litterarischen Zukunft, das Ende aller Enttäuschungen. Seine Hoffnung, etwas mehr zu werden, als Notenabschreiber und Hilfsarbeiter anderer, erwachte von neuem, sein Selbstgefühl, durch Diderots ermutigende Zusprache noch gestärkt, hob sich stolz empor. Der bald erfolgende Druck seines „Discours sur les Sciences et les Arts“, machte Rousseau zu dem vielgenanntesten und vielangefeindetsten Schriftsteller des Tages. Die zwei Parteien, mit welchen er fortan sein Leben lang zu kämpfen hatte, die der philosophischen Aufklärer und der jesuitischen oder jesuitenfreundlichen Dunkelmänner vereinten sich zum Streite gegen ihn. Die einen hatte er durch seine Angriffe gegen die Glaubenslosigkeit der Zeit und durch seine Herabsetzung der wissenschaftlichen Forschung, welche die schärfsten Waffen gegen Aberglauben und Unwissenheit gab, tief verstimmt, und in seinem Bekenntnis des Skeptizismus, der Grundvoraussetzung der Aufklärung, konnten sie wenig Beruhigung finden. Sie ahnten, daß Rousseaus Wege sich fortan von den ihrigen trennten, daß der im Calvinismus so wirksam erzogene niemals sich zum konfessionslosen Ideal der Freimaurerei, in das ihre verschiedenartigen Bestrebungen zusammenliefen, bekennen würde. Sie fürchteten, daß der, welcher so schonungslos gegen den Despotismus auftrat und sich der Kirche und Religion annahm, ihnen den wirksamsten Bundesgenossen gegen ihren Hauptfeind, das Jesuitentum, entfremden, und auch im Kampfe gegen dieses nur ein lauer Bundesgenosse sein würde. Wie mußte einen Voltaire, der den Despotismus als Beschützer der Kunst und Wissenschaft in seinem „Siècle de Louis XIV“ zu rühmen sich anschickte, der in seiner noch nicht vollendeten, aber in den Grundzügen feststehenden und teilweise schon der Öffentlichkeit übergebenen Universalgeschichte gerade die Wissenschaften und Künste als Befreierinnen vom Joche der kirchlichen und weltlichen Tradition

preisen wollte, dieser Discours berühren? Wie konnten d'Alembert, Diderot und der ganze um den atheistischen Baron Holbach sich versammelnde Kreis die Bemerkungen über Glaubens- und Sittenlosigkeit, oder über die unberufene Einmischung der Schöngeister in die Volksbildung gutheißen? War ihr Wirken auch auf die vornehmeren Schichten der Bildung und Halbbildung gerichtet und nicht auf die große Masse, deren Fürsprecher Rousseau werden wollte, berechnet, so mußte der zündende Eindruck, den des Fremdlings Schrift gerade in den Kreisen ihrer Auserwählten hervorrief, ihnen als Hemmnis der eigenen Ziele erscheinen. Äußerlich hielten sie nur um so fester an Rousseau und hofften noch ein gutes Bekehrungswerk zu vollbringen. Baron Holbach öffnete dem mißtrauischen Genfer die Pforten seines glänzenden Salons und suchte die Bedenken des armen Notenschreibers gegen seinen Reichtum zu überwinden. Der eben von der deutschen Kleinwelt in das Pariser Leben geschleuderte Melchior Grimm, der treue Mitstreiter eines d'Alembert, Diderot, Holbach, schloß sich in weltkluger Berechnung enger an den plötzlich berühmt Gewordenen an. Condillac, auch einer von der Encyklopädisten Runde, knüpfte ein Freundschaftsband mit ihm, dessen lockere Form nur Rousseaus Schuld war, die vornehme Welt der Herren und Damen wandte sich wieder dem schon Preisgegebenen zu. Aber der erste Anlaß des später hervorbrechenden Konfliktes mit d'Alembert und Voltaire, mit Diderot und Holbach und mit der ganzen Schar der Freidenker und Gottesleugner war schon durch die Veröffentlichung des „Discours“ gegeben.

Schärfer und unverzüglicher wandten sich alle, die mit dem Jesuitismus zusammenhingen, gegen den Häretiker. Rousseau hatte die Scheinbildung und Geistesdressur der jesuitischen Erziehung bloßgestellt, hatte die unlauteren Motive des Ehrgeizes, der Ruhmsucht, der Lüge, Schmeichelei und Gehässigkeit, welche der Jesuitengeist vor allem in seinen Zöglingen erwecken will, gebrandmarkt, der glänzende Schimmer einer oberflächlichen Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, der ihre Erziehungsweise und sittliche Anschauung verhüllte, war von ihm zerstört worden. Mit den Philosophen, denen sie selbst ihren Skeptizismus gegen Sittlichkeit und wissenschaftliche Tradition eingeflößt hatten, konnten sie sich verständigen, so lange sie nur außerhalb der Kirche, nicht gegen diese standen, mit Rousseau,

der die altfränkischen Anschauungen der Bürgertugend, Sittenstrenge, unmittelbaren Gefühlsgläubigkeit und angeborenen Freiheit so warm verteidigt hatte, nimmermehr. Mit den französischen Aufklärern hofften sie noch in Frieden zu bleiben, mit dem neuerstandenen Spartaner und Calvinisten, dessen fester Gottesglaube und unerschütterliche Tugendstrenge sie weder versöhnen, noch beruhigen konnten, mußten sie schonungslos den Kampf aufnehmen.

Daher sehen wir unter den Verfassern der zahlreichen Streitschriften, die sich gegen Rousseau erhoben, neben einem Philosophenfreund, wie den Lyoner Akademiker Bordes (Rousseaus ehemaligen Gönner), auch den Jesuitenzögling Stanislaus Lesczynski, dem seine Helfershelfer vom Orden Loyolas die Feder führten, neben dem streng wissenschaftlichen Gautier, einem Pariser Professor der Mathematik und Geschichte, auch einen der bildungs- und wissenschaftsfeindlichen Jansenisten, wie Leroi, den Rhetorik-Professor der Sorbonne. Die Akademien hielten sich neutral, um dem Richterspruch ihrer Genossin nicht zu nahe zu kommen oder traten nur in namenloser Verhüllung auf. Le Cat, Sekretär der Akademie von Rouen, der sich in seiner Entgegnung als Akademiker von Dijon bezeichnete, wurde von den Preisrichtern öffentlich bloßgestellt, Bordes fand in akademischen Kreisen keine Unterstützung. Erst später, als eine Preisaufgabe der Pariser Académie des sciences über den Nutzen von Kunst und Wissenschaft wie eine Mißbilligung des Dijoner Spruches aussah, ließ auch die dortige Akademie ihren Schützling fallen und suchte ihre günstige Entscheidung nach Kräften zu bemänteln. Wir gehen auf diese resultatlosen, sehr ungleichartigen Streitschriften und auf Rousseaus schneidige Entgegnungen nicht ein, weil die ersteren, indem sie vor allem die französische Wissenschaft und Litteratur der Aufklärungszeit verteidigen, dem Gegner die Widerlegung leicht machten, die letzteren nur weitere Ausführungen der Gedanken des Discours sind. Die ganze Angelegenheit, die von Anfang an sich um die französische Kunst und Wissenschaft, nicht um beide überhaupt bewegte, blieb auch zumeist auf Frankreich beschränkt, nur in Deutschland besprach Lessing den „Discours“ im wesentlichen zustimmend, wogegen Moses Mendelssohn in einem Briefe an Lessing (2. Jan. 1756), der als Anhang seiner Übersetzung des Discours (Berlin 1756) abgedruckt ist, Bedenken erhob.

Indem Rousseau den Zirkeln der Dupin, Beusenval u. a. sich entfremdet hatte, auch den Holbachschen Salon nicht gern betrat und meist mit einem engeren Freundeskreise verkehrte, ging in seinem Äußeren eine nicht vorteilhafte Änderung vor. Bisher hatte er in seiner Kleidung sich fein und tadellos gehalten, das gesellschaftliche Zeremoniell widerwillig und ungeschickt, aber doch, soviel es ihm möglich war, mitzumachen gesucht. Von einer geflissentlichen Abneigung gegen die vornehme Welt, die ihm manche Kränkung und Enttäuschung nicht ersparte, war bei ihm kaum die Rede; in Chenonceaux, dem Schlosse Dupins, fühlte er sich monatelang behaglich und froh. Jetzt, wo er den Levasseurs sich enge verbunden hatte, und wo der zunehmende Verkehr mit dem Feinheit und Form verschmähenden Diderot keine günstige Einwirkung übte, prunkte er mit Vernachlässigung seiner Kleidung, entäußerte sich dessen, was nicht zur Notdurft des Lebens gehörte und trennte sich selbst von seiner schönen Wäsche, die er als echter Franzose am höchsten schätzte. In den Charmettes, wo das Vorbild einer adligen Freundin ihm freiere Lebensanschauungen eingeflößt hatte, konnte er in einem warm empfundenen Gedicht den Lebensgenuß und die Freude am Dasein preisen, auch in der Epistel an seinen Freund Parisot, die 1741 unter drückenden Verhältnissen entstand, zeigt er noch nichts von misanthropischer Stimmung. Jetzt aber bricht die kleinbürgerliche Auffassung, welche ihm die Erziehung im Vaterhause gegeben, die Abneigung gegen alle Höhergestellten und Feingebildeten, welche der demokratisch gesinnte Vater seinem frühreifen Sinne eingepflanzt hatte, wieder hervor, die schlimmen Einwirkungen seines rohen und wüsten Abenteurerlebens machen sich geltend und die Spuren, welche seines Onkels Erziehung, seiner Gönnerinnen Lehren und der Schliff des Pariser Salons hinterlassen hatte, verschwinden. Einfachheit und Naturwüchsigkeit, Haß gegen alle Verfeinerung des häuslichen Lebens, Widerwille gegen gesellschaftliche Bildung, eine derb sinnliche Auffassung des weiblichen Geschlechtes und der Ehe, Mißtrauen allen gegenüber, die ihm an Reichtum, Rang und Stellung überlegen sind, die Furcht vor Neid und Verfolgung machen ihn mehr und mehr ungeeignet für die feine Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, und lassen ihn nur in der Einsamkeit des Landlebens, im Botanisieren und Umherschweifen in Wald und Feld volle Befriedigung

finden. Aus einem geselligen, lebenslustigen Menschen, dem nur Unglück und Mißerfolg die Laune trübte, wird jetzt ein Sonderling, dann ein Menschenfeind, den alle Verehrung und Freundschaft, äußeres Glück und innere Selbstschätzung nicht von den marternden Gedanken des verfehlten Berufes, des Verfolgungswahnes, ja sogar von Selbstmordplänen zu heilen vermochten. Je mehr seine Vermögensverhältnisse sich besserten, desto ärmer und notleidender glaubte er zu sein, und die sparsame Ordnungsliebe, welche er schon früher gezeigt hatte, artete in eine kleinliche Unruhe des Gelderwerbs aus. Das Notenabschreiben, einst sein Schutzmittel vor dem Elende, wurde jetzt zu einer zäh festgehaltenen Passion, das Streben nach entsprechendem Gewinne seiner litterarischen Thätigkeit, früher durch seine Lage dringend geboten, zu einem nicht immer noblen Markten und Feilschen. Aber mit dieser Erwerbssucht, einer angeborenen Eigentümlichkeit des Genfers, ging eine oft unzarte Abneigung gegen Geschenke seiner Gönner, gegen die Pensionen der Fürsten Hand in Hand, das Geringste, was wie eine Unterstützung aussah, setzte ihn in leidenschaftlichen Unwillen. Als 24jähriger Jüngling hatte er den savoyschen Herrscher, der es so wenig verdiente, gepriesen, als 30jähriger Mann noch die wunderthätige Handlung des Titularbischofs von Genf, des ersten Bekehrers der Warens, bezeugt, jetzt wurde sein Groll gegen Fürsten und Pfaffen immer heftiger und unterschiedsloser. Sein Haß gegen die Aristokratie der Geburt und des Geldes wird durch die Erfahrungen mit Richelieu, Montaigu, der Beusenval, den Dupins und Poplinières begreiflich, aber nur aus seiner störrischen Sinnesart und seinem beharrlichen Mißtrauen erklärt es sich, daß selbst eine Epinay und die Luxemburgs ihn nicht zu milderer Auffassung bekehrten. Mehr und mehr vergrub er sich vor den Menschen und der Gesellschaft in die leblose Natur, der er von Jugend an als echter Schweizer zugethan war. Aber auch seiner Naturbegeisterung haftet etwas Eigentümliches an. Nicht das Großartige und Gewaltige, wie die Alpen seines Vaterlandes, sondern der Wechsel von Berg, Fluß und Thal, den auch die Schweiz in reichster Mannigfaltigkeit bietet, begeisterte ihn. Mystische Gedanken trug er in die Natur hinein und seiner ganzen warmempfundenen Naturbegeisterung, durch die er der Schöpfer der heutigen Schwärmerei für Gebirgstouren, Landaufenthalt und Sommerfrischen und der

Vater der modernen Naturbeseelung, im Gegensatz zu der unmittelbaren und kälteren Auffassung des Altertums, wurde, klebt auch einiges von der Übertreibung der idealisierenden Romantik an. Von den Freuden des Lebens und der Gesellschaft durch seine Unkenntnis mancher Unterhaltungen, z. B. des Tanzens, ausgeschlossen, durch häufige und gefährliche Krankheiten verbittert und in sich gekehrt, durch sein Jugendübel, ein Blasenleiden, oft bis zur Unerträglichkeit gefoltert, so entfremdete er sich den Menschen mehr und mehr, um der Menschheit und der Natur seine Liebe zu widmen. Was für die anderen Philosophen Bücher, Studium und Umgang, das wurden für ihn, der das emsige Forschen im Staube der Bibliotheken wenig liebte und nur ungern sein Inneres anderen enthüllte, die unpraktischen, weltumfassenden Pläne, das von der Wirklichkeit abstrahierende Träumen und Phantasieren und das innige sich Hineinleben in seine Pflanzen und Noten.

Dieselbe Akademie, der Rousseau seinen ersten namhaften Erfolg verdankte, stellte im Jahre 1753 die Preisfrage: Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes et si elle est autorisée par la loi naturelle? und wieder war Rousseau unter den Bewerbern. In St. Germain wurden während eines achttägigen Sommeraufenthaltes die Grundzüge seiner Abhandlung entworfen und diese bis Juni 1754 vollendet. Wie sein Diskurs über Künste und Wissenschaften, war auch diese Schrift ein Lob der goldnen Zeit der Unkultur und Bedürfnislosigkeit, eine scharfe Brandmarkung der im damaligen Frankreich herrschenden politisch-sozialen Zustände. Dem Idealbilde eines Naturvolkes, das ohne Leidenschaften, Interessen und Kämpfe nur auf die notwendigste Lebenserhaltung bedacht, glücklich und friedlich dahinlebe, tritt in düsterem Schatten das Bild des geknechteten, entarteten, unter dem Drucke sozialer Ungleichheit schwer leidenden französischen Volkes entgegen. Ursache seiner Plagen und Entsittlichung ist der zerstörende, markaussaugende Despotismus, dessen Ursprung in Privateigentum zu suchen sei. Der erste Eigentümer erscheint Rousseau wie ein Räuber an der Gesamtheit; seine Bemerkung über das Eigentum kommt ziemlich auf die Ideen seiner späteren Schüler Robespierre und St. Just hinaus und leidet an einer Übertreibung, die der reifer durchdachte Social-Kontrakt geschickt vermeidet. Heilmittel gegen den Despotismus und

seine verderblichen Folgen ist die Volkssouveränität und die Übertragung der souveränen Gewalt auf verantwortliche Beamte, deren Mißgriffe jederzeit durch das Volk beseitigt und geahndet werden können. So mündet dieser Discours in den Contrat social ein und ist nur als eine Art Vorläufer desselben zu betrachten.

Diese unwahre Idealisierung des rohen, brutalen Naturzustandes, in dem die Leidenschaften am heftigsten, die Streitigkeiten am blutigsten und der Despotismus des Stärksten am schlimmsten sind, war der Zeit Rousseaus eigen. Die Entdeckungen der vom Zauber der Märchenwelt verschönerten fernen Länder, die Bekanntschaft mit Völkern, die noch in äußerer Unschuld und scheinbarer Zufriedenheit lebten und die fabelhaften Reiseschilderungen hatten vom 16. Jahrhundert ab jene romanhafte Vorstellung großgezogen, die dann durch Defoes Robinson Crusoe Gemeingut der aufgeklärten Welt des 18. Jahrhunderts wurde. Die Übersättigung an der Kultur der Gegenwart, das Zurückgehen auf die Vorzeit der Volksdichtung und Volkssage schon vor der Ossianbegeisterung gaben diesen Ideen neue Nahrung. Rousseau ist einsichtsvoll genug, seinen romantisch ausgeschmückten Naturzustand nur als Hypothese hinzustellen und von diesem die schon entartete Halbkultur, in welcher die geschichtliche Überlieferung gewöhnlich die Naturvölker antrifft, zu trennen, aber die Hypothese hat für ihn die volle Kraft einer logischen Wahrheit und manches, was er nur vom Übergangszustande zwischen Natur und Kultur gelten läßt, ist schon dem Naturzustande eigen.

Die Bedenken, welche die politische Auseinandersetzung in der zweiten Hälfte des Discours bei der Akademie von Dijon, wie bei den französischen Behörden erregen mußte, sucht Rousseau zwar durch einen Vorbehalt zu gunsten des von Gott eingesetzten Herrscheramtes zu beseitigen, aber er kann dadurch nicht hindern, daß seine Volkssouveränität zu einem Volksdespotismus wird, der den einzelnen, wie die Familienverbände, welche er mit Recht als Schöpferinnen sozialer Ungleichheit ansieht, völlig niederdrücken muß. Sein Discours ist das Evangelium nicht nur der politischen Umwälzung, sondern auch der sozialen Gleichmachung.

Wie in dem ersten Discours sind auch in diesem Rousseaus Ansichten nicht ganz neu, ihre Begründung nicht völlig eigen. Wir wollen hier die Traditionen des griechischen Altertums von Homer

bis auf die späteren hellenischen Geschichtsschreiber, die mehr Romandichtungen, als geschichtliche Chroniken lieferten, in ihrer Verschönerungssucht der Naturvölker, unberücksichtigt lassen, aber durch Diderot hatte Rousseau schon vor der Veröffentlichung seines Discours Morellys Code de la nature kennen gelernt und die verwandten Ansichten eines damals gefeierten Schriftstellers sich zu nutze gemacht. Wie bei Morelly, ist auch in Rousseaus Diskurs die Auffassung eine abstrakt-philosophische, welche die verschiedenen Einwirkungen äußerer und innerer Verhältnisse unberücksichtigt läßt, alles unter einen leitenden Gesichtspunkt stellt. Montesquieus belehrende und ernüchternde Einwirkung ist hier ebenso zu vermissen, wie in der früheren Abhandlung. Der sittliche Rigorismus des Genfer Bürgertums und die demokratische Seite des Calvinismus, der, wie sein Gegenstück, der Jesuitismus, um der Kirche willen den weltlichen Ursprung der staatlichen Behörden und die Übertragung ihrer Befugnisse durch das souveräne Volk annahm, haben dagegen Rousseaus Beweisführung und Auffassungsweise stark beeinflußt. Im direkten Hinblick auf die Genfer Verhältnisse und in der Absicht, dem Genfer Rate gewidmet zu werden, ist dieser Discours sogar geschrieben, er sollte auf eine Versöhnung der entgegengesetzten Bestrebungen der Genfer Demokratie und Aristokratie durch die Lehre von der Übertragbarkeit der Volksgewalt hinwirken, und seinem Verfasser die ehrenvolle Wiederaufnahme in den heimatlichen Staatsverband ermöglichen. Aber diese Erwartung ging nur teilweise in Erfüllung, als Rousseau im Sommer 1754 in Begleitung eines Landsmannes und Theresens seine Vaterstadt wieder aufsuchte. Eine direkte Erlaubnis zur Widmung wollte die Genfer Regierung dem scharfen Kritiker des französischen Staatswesens nicht geben, und wenn sie auch das weihrauchduftende Lob der Widmung im voraus begierig einatmete, so mußte sie doch in Rousseaus politischen Ideen eine große Gefahr für ihre angemaßte Willkürherrschaft erblicken. Wohl fand der nach langer Abwesenheit heimkehrende Landsmann eine vielfach freundliche Aufnahme, namentlich bei den Geistlichen, denen an einem Rücktritt des Konvertiten in den Schoß der reformierten Kirche viel gelegen war. Auch die Herren vom Rate und von der aristokratischen Kaste, insbesondere die berechnende Familie Tronchin, ließen es an Aufmerksamkeiten gegen den berühmt gewordenen Mit-

bürger nicht fehlen und als dieser zum Glauben seiner Vorfahren zurückkehren wollte, erleichterten sie ihm das religiöse Verhör nach Möglichkeit und setzten den Wiedergewonnenen in das Bürgerrecht ein. Doch eine amtliche Stellung, wie sie Rousseau erwartet zu haben scheint, mußten die sittenstrengen Ratsherren ihm schon wegen seines anstößigen Verhältnisses zu Therese versagen und die Bibliothekarstelle, welche die Tronchins ihm verschaffen wollten, konnte ihn nicht befriedigen. Mit Thränen der Rührung hatte Rousseau die Türme der Vaterstadt wieder erblickt, der Entschluß, sich dauernd hier niederzulassen, wurde seiner nie erloschenen Heimatsliebe nicht schwer, aber nach diesem süß-sauren Empfange kehrte er im nächsten Jahre nicht, wie er beabsichtigt hatte, dorthin zurück und hat seiner Vaterstadt für immer den Rücken gewandt. Mit Stolz widmet der neue „citoyen de Genève" im folgenden Jahre dem Genfer Rate seine Schrift auch ohne dessen ausdrückliche Ermächtigung und preist den Aristokratenstaat als eine Verwirklichung seiner politischen Theorien. Da er den französischen Despotismus zum Maßstabe der Genfer Regierung nahm, so ist diese optimistische Auffassung verhältnismäßig aufrichtig, wenngleich sie die thatsächlich nicht mehr bestehende Gemeindeordnung einer früheren Zeit zur Voraussetzung hat. Aber den oligarchischen Ratsherren konnte das gefährliche Loblied der Volkssouveränität und Behörden-Verantwortlichkeit so wenig zusagen, wie sechs Jahre später die Ausführung des politischen Programmes im Contrat social. In Frankreich hatte man von den zunächst unausführbaren Träumereien Rousseaus wenig zu fürchten, und, wenn auch die Akademie von Dijon so kühnen Folgerungen weder den Preis noch irgend welches Lob zuerkannte, so kümmerte sich die Polizeibehörde und das Parlament um den Discours nicht. Auch in der Tageslitteratur wurde die Schrift wenig beachtet. Rousseau hatte für dieselbe nur einen auswärtigen Verleger, Rey in Amsterdam, gefunden und mäßiges Honorar erhalten, im Zensur- und Polizeistaate Frankreich wollte sie niemand verlegen oder drucken.

Palissot, Mitglied der Akademie Nancys, der Residenz des Exkönigs von Polen, Stanislaus Lesczynski, damaligen französischen Statthalters von Lothringen, verspottete den Volksschwärmer in einer satirischen Komödie, deren Hauptziel noch mehr die Encyklo-

päpisten als der tugendstrenge, gottesgläubige Rousseau waren. Die schlauen Jesuiten an Stanislaus' Hofe sahen aber in dem beredten Verkünder der Volkssouveränität einen Bundesgenossen gegen den französischen Absolutismus, dessen Gefahr für ihren Orden sie richtig vorausahnten, ließen den Grafen von Tressan in des Exkönigs Namen ein Entschuldigungsschreiben an Rousseau richten und wollten Palissot aus der Akademie stoßen. Nur Rousseaus edelmütiger Verwendung verdankte der Gegner der Aufklärungsphilosophie die königliche Verzeihung.

Andere philosophische Arbeiten Rousseaus in dieser Periode sind die „Economie politique“, ein im November 1755 erschienener Encyklopädie-Artikel, welcher mit dem Gedanken der Volkssouveränität und ihrer Übertragung an verantwortliche Beamte das Lob der damaligen physiokratischen Ideen, d. h. der Anschauung, daß der Ackerbau und seine Entfesselung von Frohnden, Zöllen und Verkehrsbeschränkungen die Grundlage des Nationalwohlstandes sei, verbindet, ferner der Briefwechsel mit Voltaire, den wir anderswo eingehender erwähnen werden, und die erst in der Einsamkeit von Mont Louis (1760) vollendeten Auszüge aus Abbé Pierres Schriften. Jener volksfreundliche Abbé, dessen Leben und Wirken bis tief in die Zeit Ludwigs XIV. hineinreicht (er war 1658 geboren und starb 1743), hatte, wie Marschall Vauban und später der Marquis d'Argenson, die schlimmsten Ausartungen des Despotismus, seine Eroberungskriege, seine Unterdrückungen der ständischen Rechte, seine Günstlingswirtschaft, Zerrüttung des Volkswohlstandes u. a. durch eine Reihe wohlgemeinter, aber ohne den guten Willen der Regierenden nicht durchführbarer Vorschläge zu beseitigen gesucht, blieb von den Behörden als ungefährlicher, salbungsvoller Bußprediger unbeachtet, wurde aber von der servilen Pariser Akademie als Lästerer des glorreichen Ludwig ausgestoßen und starb in einsamer Vergessenheit. Wir erwähnten schon, daß Rousseau in den Besitz seines handschriftlichen Nachlasses kam und viele Mühe gab er sich mit den 23 Bänden dieser breiten, fast unlesbaren Aufzeichnungen. Was er schließlich der Vergessenheit entriß, waren nur die zwei Abhandlungen über den Weltfrieden und die „Polysynodie“. In der ersteren hatte der Abbé den angeblichen Plan Heinrichs IV. und seines Ministers Sully, einen europäischen Völkerbund mit

französischer Spitze und ein Bundes-Schiedsgericht zur Schlichtung aller Händel zu schaffen, wieder ins Leben rufen wollen, in der zweiten strebte er eine Staatsregierung durch gesonderte, nur vom Monarchen abhängige Ratskollegien an. Rousseau hat die Hauptgedanken St. Pierres aus dem Wuste der Einzelheiten scharf gesondert und mit schlagender Kürze dargelegt, ohne sich über ihre Unausführbarkeit im despotisch regierten Europa zu täuschen. Denn die schlimmen Leidenschaften der Fürsten, so bemerkt er richtig, würden der friedlichen Schlichtung ihrer Streitigkeiten und jeder Beschränkung ihrer Allmacht widerstreben, sie würden weder Schiedssprüche anderer noch die Ratschläge ihrer Untergebenen dulden und stets in die Bahnen des eroberungssüchtigen, freiheitsfeindlichen Absolutismus einlenken. Erst einer milder denkenden, aufgeklärteren Zeit könne man das Friedens- und Freiheitsevangelium mit Erfolg predigen, welches der wohlmeinende Abbé, wie ein Prediger in der menschenleeren Wüste, unbeachtet verkündet habe.

Nicht zum mindesten war aber die Beschäftigung mit den Schriften eines der Zeit vorausgeeilten Mannes daran schuld, daß sich Rousseau in Paris, dem Herde aller sittlichen Entartung, immer unbehaglicher fühlte. Seine schwankende Gesundheit und sein zerrüttetes Nervensystem geboten ihm die Ruhe der Einsamkeit, seine selbständigen Ansichten und eigenwilligen Grillen verschlossen ihm die Salons der Hauptstadt mehr und mehr und machten sogar den innigeren Verkehr mit einem d'Alembert, Diderot, Condillac auf die Dauer zweifelhaft. Grimm hatte sich, seitdem er Redakteur der von den freisinnigen und freimaurerischen Fürsten und Aristokraten Europas als Orakel angesehenen „Correspondance philos. littér. et politique“ geworden war und nach einer Stellung in der vornehmen Welt strebte, wie sie Voltaire errungen hatte, dem amt- und einflußlosen Sonderling entfremdet. Die Sekretärstelle beim Grafen von Friesen hatte Grimm aufgegeben, als sich ihm die Gunst der aufgeklärten Herzogin von Gotha erschloß und die höchsten Personen Europas dieser ersten Abonnentin seiner Korrespondenz nachfolgten, äußerlich unabhängig und finanziell gesichert, wollte er nicht der Diener eines einzelnen sein, weil er vielen ruhmvoller und gewinnreicher dienen konnte. Dazu verstimmten seine nur zeitweiligen schriftstellerischen Erfolge und das Scheitern der Genfer Pläne

Rousseaus reizbares Gemüt und der unheilvolle Einfluß, den die unwürdigen Verwandten der Familie Levasseur auf seine Gattin und Schwiegermutter übten, ließ eine Entfernung beider aus Paris rätlich erscheinen. Wie ihn ein glücklicher Zufall aus der französischen Hauptstadt errettete, werden wir später sehen, zunächst wenden wir uns seiner weiteren litterarischen Thätigkeit in den Jahren 1750—56 zu.

IV. Seine Erfolge als Musiker und Dichter.

Eine zeitweilige Selbsttäuschung über das ihrem Genius zugewiesene Schaffensgebiet pflegt großen Männern eigen zu sein. So strebte Voltaire bis an sein Lebensende nach dem Lorbeer des Dichters, während seine Hauptbedeutung in den Gebieten der Philosophie und exakten Wissenschaft lag, Goethe vernachlässigte über der Naturforschung bisweilen seine hohen Dichterziele, Schiller opferte Jahre seines kurzen Daseins der Geschichtschreibung, in welcher er vergebens nach der ersten Stelle strebte, ein Molière glaubte als tragischer Dichter und Bühnendarsteller Großes erringen zu können, während sein Genius ihn auf das Gebiet des Komischen wies. Auch Rousseau wollte als Komponist, Musiktheoretiker und Dichter es den Ersten seiner Zeit gleichthun und errang hier nur vorübergehenden Erfolg. Schließlich hat richtigere Erkenntnis sie alle zu dem wahren Ziele ihres Lebens und Wirkens zurückgeführt und das Urteil der Nachwelt seinen Richterspruch über diejenigen Schöpfungeu gefällt, welche ihrem innersten Wesen fern lagen.

Äußere Umstände und Einflüsse wirken zusammen, um Rousseau jahrzehntelang in den Glauben zu versenken, daß er der auserwählte Komponist und Musikreformator der Zukunft sei. Die Neigung zum Gesange war ihm von seiner Tante eingeflößt worden, Madame de Warens hatte sie zu fördern gesucht, Italiens hochentwickelte Tonkunst ihn in zwei verschiedenen Lebensepochen auf das Gebiet des musikalischen Schaffens gewiesen, zuletzt der Wetteifer mit dem neidischen Rameau und der bewußte Gegensatz zu dessen national-

französischen Opern ihn auf den Kampfplatz geführt. Die ersten musikalischen Eindrücke, welche er schon in Genf empfing, lenkten seinen Sinn auf das Volkstümliche in der Musik, sein Lehrer Nicoloz, mit dem er eine Zeitlang umherwanderte, und mehr noch die Turiner Kirchenkonzerte hatten ihn vorübergehend auf das Feierliche und Kirchliche der Tonkunst geleitet; seitdem er (1732) Rameaus theoretische Schriften kennen gelernt und (1742) dem gefeierten Manne näher getreten war, wandte er sich von der italienischen Musik zur französischen, ohne seine innere Abneigung gegen diese völlig überwinden zu können. Der Aufenthalt in Venedig brachte ihn zu dem Volksliede und zur italienischen Tonkunst, den Ausgangspunkten seiner musikalischen Neigung, zurück, Rameaus fortgesetzte Verkleinerungssucht und der Mißerfolg seiner Lieblingsschöpfung, der „**Muses galantes**“, entfremdete ihn vollends dem nationalfranzösischen Geschmacke. Bedeutendes vermochte er erst als 40jähriger Mann zu schaffen, nachdem er zur Erkenntnis gelangt war, daß die dramatische Oper ihm ebenso verschlossen war, wie das rhetorische Drama, und daß nur das burlesk-komische Element der Komposition ihm nahe liege.

Der öftere Aufenthalt in dem anmutigen Passy, wo er seinen Verwandten Mussart gern besuchte, ließ seinen „Dorfwahrsager“ (im Sommer 1752) entstehen, ein leichtes, heiteres Singspiel voll lieblicher Melodieen. Duclos, der Historiker und Popularphilosoph, mit dem ihn damals eine aufrichtige Neigung verband, verhalf der kleinen Operette zu einer Probeaufführung, deren günstiger Eindruck eine Darstellung vor dem französischen Hofe in Fontainebleau (18. Oktober 1752) zur Folge hatte. Freilich mußte der Komponist sich dem höfischen Geschmacke, sehr zum Schaden der Rezitativ-Partien, anbequemen, aber der Beifall des Königs und der Pompadour, sowie der wohlgelungene Erfolg, der durch das Zusammenwirken des Sängers Jelyotte und der Soubrette Fräulein Fell, Rousseaus nahestehender Freundin, in erster Linie herbeigeführt wurde, entschädigte ihn für diese Selbstüberwindung. Einer Aufforderung, sich Ludwig XV., der die Eingangsarie des Dorfwahrsagers, zum Entsetzen seiner Umgebung, ebenso beharrlich, wie falsch zu singen liebte, vorzustellen und den königlichen Dank in Form einer jährlichen Pension zu erwerben, entzog sich der schüchterne Rousseau und beraubte sich so für alle Zeit einer Ehre und Belohnung, nach der

seine bedeutendsten Zeitgenossen eifrig strebten. Als aber bald nachher im Schloß Bellevue der Dorfwahrsager vor einem engeren Hofzirkel in seiner ursprünglichen Form gegeben wurde, wobei die musikliebende Pompadour sich in der Rolle der bäuerlichen Heldin, Colette, hören ließ, belohnte ihn doch des Königs Gnade mit 100 Louisd'or, welchen die Mätresse noch 50 hinzufügte.

Der Mangel an Opern, die zum Herzen sprachen und in der naturwahren Schilderung der unmittelbaren Gegenwart einen wohlthuenden Ersatz für die mythologischen Figuren und das geschraubte Pathos der großen Oper boten, ließ die Zeitgenossen Rousseaus über die Einförmigkeit des Inhaltes und der Komposition hinwegsehen und verschaffte der anspruchslosen Schöpfung noch im Jahre 1864 großen Beifall. Die Abneigung aller derer, welche an dem Stelzenstile der nationalfranzösischen Tondichtung festhielten, war damals ebenso wirkungslos, wie 70 Jahre später, wo ein in seinen klassischen Gefühlen beleidigter Zuschauer den Darstellern des „Devin du village“ eine Perücke herausfordernd auf die Bühne warf. Natur und Wahrheit haben in dem gesunden Sinne der französischen Nation stets den Sieg über unwahre Konvention davongetragen; sie verhalfen Rousseau zum Siege über Rameau, wie sie zu gleicher Zeit den in Paris spielenden italienischen „Bouffons“ den Preis vor den geschulten Sängern der königlichen Oper- und Musikakademie zuerkannten.

Ein Jahrhundert früher war das italienische Stegreifspiel der Commedia dell' arte von ausschlaggebender Bedeutung für die französische Komödie gewesen, jetzt sollte von einer Bänkelsängertruppe Italiens, die im August 1752 von Deutschland aus Paris besuchte, der erste Anstoß zur Reform der Musik ausgehen. Ganz Paris nahm für und wider sie Partei, zwei feindliche Heerlager, die „Ecke des Königs“ und die „der Königin“ genannt, stritten aufs heftigste gegen und für die Bouffons. Fast zwei Jahre lang behaupteten sich diese, obwohl durch schlechtes Spiel und noch schlechtere Orchesterbegleitung in ihren Erfolgen beeinträchtigt, endlich mußten sie weichen. Die Opposition des französischen Nationalstolzes und des höfischen Geschmackes, Intriguen der Behörden, der Widerwille der von ihnen geworbenen Pariser Musiker, der geringe Gehalt ihrer musikalischen und artistischen Leistungen bewirkten endlich, daß sie von Paris abzogen.

In dem Streite für und wider die Bouffons hatten zwei Männer sich eifrig bethätigt, Rousseau und sein 11 Jahre jüngerer Freund Friedrich Melchior Grimm. Der letztere, Sohn eines Regensburger Pastor, auf der Universität Leipzig in den alten Sprachen heimisch geworden und mit einer übertriebenen Verehrung für Gottsched, als dessen Nachahmer er sich versuchte, erfüllt, zeigte schon früh ein gewisses Strebertum und die Sucht, sich in vornehme Kreise zu drängen und dort zu gefallen. Seit seiner Jugend mit der gräflichen Familie Schönberg in naher Verbindung, begleitete er (Ende 1748) den jungen Grafen Schönberg, einen Offizier, nach Paris als Gesellschafter und Mentor. Bald darauf Vorleser beim Prinzen von Sachsen-Gotha, machte er durch die Vermittelung gemeinsamer Bekannter, z. B. Klüpfels, des gothaischen Reisepredigers, und Abbé Raynals, des noch wenig bekannten Herausgebers einer handschriftlichen Zeitchronik, die Bekanntschaft Rousseaus, d'Alemberts, Diderots. In Paris und in allem, was französisch war, ging damals sein Sinnen und Trachten auf, denn, wie allen Süddeutschen des 18. Jahrhunderts, erschien ihm Paris als die ewige Stadt der Künste und Wissenschaften. Jeder Süddeutsche unternahm damals, wenn irgendwie die Gelegenheit sich bot, die Pilgerfahrt nach der Seinestadt und verkündete mit dem Entzücken eines gläubigen Anbeters ihr Lob. Gab doch Paris der deutschen Litteratur Muster und Vorbilder, war doch die straffe Einheit des französischen Staatswesens das vollkommenste Gegenstück des zerrissenen, sich selbst zerfleischenden deutschen Reiches! Mit der entschiedensten Vorliebe für französische Dichtung und Wissenschaft verband Grimm auch eine Hinneigung zur französischen Musik, trotzdem er in seinem Herzen die italienische höher schätzte und wärmer liebte; erst der enge Freundschaftsbund mit Rousseau, der durch eine gemeinsame Freundin, die Soubrette Fell, besonderen Reiz erhielt, führte ihn von Rameau zu den „Bouffons" hinüber. Noch in seiner „Lettre sur Omphale" (1752) (eine lyrische, in der Musikakademie aufgeführte Tragödie) bricht er zwar eine Lanze für die italienische Oper, aber hält sich sonst zu Rameau; erst in dem „kleinen Propheten von Böhmischbroda" gibt er die gesamte französische Musik dem Spotte preis (1753). Wir können heute den gewaltigen Erfolg dieses Pamphletes, das in vier Wochen drei Auflagen erlebte, kaum begreifen, denn es ist an sach-

lichen Gründen arm und sein Witz der eines Clowns und Possenreißers, aber die Bouffons und ihre beifällige Aufnahme hatten ihm ebenso vorgearbeitet, wie die Übersättigung der Pariser an der unnatürlichen, geschraubten Oper heroischen Stiles. Den ernsten Kampf gegen die französische Oper von Lulli bis Rameau nahm erst Rousseau (Ende 1753) in seiner „Lettre sur la musique française“ und in dem ihr vorangehenden Brief an M. Grimm auf. Mit gewohntem Radikalismus greift er die Existenzberechtigung der französischen Oper überhaupt an; die Eigentümlichkeiten der Sprache und der Mangel des musikalischen Sinnes verschließen seiner Meinung nach den Franzosen das Gebiet der Tonkunst. Italien sei das auserwählte Land derselben, seine Sprache mit ihrem melodischen Flusse und rythmischen Wohllaut führe ebenso naturgemäß zur Tondichtung hin, wie die französische davon ableite. Die Melodie, nicht die Harmonie, ist ihm das Wesen der Musik, nach diesem Grundsatze mußte er Lullis Kompositionen sowohl, wie Rameaus Prinzipien und Opern aufopfern. Eine Zusammenfassung seiner Theorien gab Rousseau erst 1767 in dem „Dictionnaire de musique“.

Als Musiktheoretiker und als Komponist ist Rousseau der Führer zum Bessern, aber nicht der Schöpfer einer neuen Zeit. Die komische Oper wurde nicht von ihm, sondern von Grétry zu der Höhe geführt, die unter französischen Verhältnissen erreichbar war, die große Oper überwand in Glucks Schöpfungen sowohl die Einseitigkeiten der italienischen, wie der französischen Komposition. In dem Kampfe für und wider Gluck, der Paris mit leidenschaftlicherer Heftigkeit durchtobte, als zwei Jahrzehnte früher der Streit über die Buffooper, nahm Rousseau nur teilweise die Partei des Deutschen gegen den seiner Gefühlsrichtung nahestehenden Italiener Piccini. Seine Erfolge als Komponist hörten mit dem Dorfwahrsager auf, das Unum, sed leonem könnte der Wahlspruch des Komponisten Rousseau sein. Auch die nachdrückliche Einwirkung seiner schonungslosen Kritik der französischen Musik ging trotz Rameaus und anderer unebenbürtiger Gegnerschaft, trotz einer Flut von Entgegnungen und Spottgedichten, „die“, wie Grimm sagt, „alle nichts beweisen, aber voll Beleidigungen und Grobheiten sind“, ziemlich schnell vorüber. Anfeindungen und Kränkungen hatte der Fremdling, der den französischen Nationalstolz so rücksichtslos beleidigte, genug zu erleiden.

In einer Posse wurde er mit der Grobheit, aber nicht dem Geiste eines Aristophanes als neuer Wolkenstürmer verspottet, die Direktion der Oper entzog ihm den freien Eintritt und hielt die Partitur seines „Devin“ widerrechtlich zurück, die Musiker im Orchester wollten den vernichtenden Kritiker geradezu ermorden. Was half es ihm, daß Diderot und Grimm warm seine Partei ergriffen, daß d'Alembert eine versöhnende Mittelstellung einnahm, welche den heftigsten Zorn der Anhänger der französischen Musik entwaffnen sollte, daß er in die Salons der Quinault und damit in das Zentrum der litterarischen Welt eingeführt wurde? Er hatte für andere die Kastanien aus dem Feuer geholt, die eßbaren Früchte reiften nicht für ihn.

Geringer und weit vorübergehender waren seine Dichtererfolge. Wie viele seiner Zeitgenossen, strebte auch er nach dem Lorbeer des Dichters, der für ihn unerreichbar blieb und versuchte sich seit den Jünglingsjahren in Komödien, lyrischen Gedichten, versifizierten Episteln, sogar an einem tragischen Stoffe. Wir brauchen den Dichter Rousseau noch weniger eingehend zu schildern, als den Musiker, für dessen trefflichste Würdigung wir in A. Jansens Schrift: „Rousseau als Musiker“ ein opus aere perennius haben. Wenn manches auch keineswegs unbedeutend ist, wie seine Gedichte: Le verger des Charmettes und l'Allée de Sylvie, warmempfundene Verherrlichungen der Charmettes und des Parkes von Chenonceaux, und seine anziehende Liebeskomödie: Les prisonniers de la guerre, die er 1743, als die französische Armee den verhängnisvollen Rückzug aus Deutschland unternommen hatte, dichtete, so sinkt dies alles doch unendlich gegenüber seinen philosophischen Werken herab. Ein Lustspiel, an dem er seit dem 21. Lebensjahre gefeilt hatte, war der „Narcisse, ou l'Amant de lui-même“, dem Marivaux' Beihilfe zur Wiederauferstehung, und des Schauspielers La Noue Gunst zu einer zweimaligen, wenig erfolgreichen Aufführung (Dez. 1752) verhalf. Das Stück ist in Marivaux' Schema gehalten, doch in der Form, wie in Handlung und Charakterzeichnung weit einfacher und natürlicher, aber die Bedeutung liegt mehr in einzelnen Szenen und Wendungen, als im Ganzen. Als Rousseau sein Stück drucken ließ, sandte er eine Vorrede voraus, die im wesentlichen auf eine Verteidigung des Discours sur les sciences et les arts hinausläuft. Man hatte ihm den Vorwurf gemacht, daß er Künste und Wissenschaften als Verderberinnen

der Menschheit schildere, aber selbst schreibe und dichte. Darauf antwortete er mit dem Einwande, daß die entartete Generation des Tages nur durch geistige Thätigkeit von den schlimmsten Lastern der Entsittlichung abgezogen, nur durch sie davor bewahrt werde, das Hohe und Edle ganz in den Kot zu reißen. Wissenschaft und Kunst sind ihm also Arzneimittel, welche die gesunde Konstitution zerrüttet haben, aber die bereits zerrüttete vor gänzlichem Auseinanderfallen schützen. Diese Vorrede ist ein Meisterwerk schlagender Polemik und scharfer Dialektik, zeigt aber, daß Rousseaus Bedeutung auf dem Gebiete der zersetzenden und trennenden Kritik, nicht auf dem der harmonisch einenden Poesie lag. Seine Erfolge als Komponist, wie als Dichter fallen auf eine Zeit von zwei Monaten zusammen, sie sind zwei aufflackernde Lichter, denen die Nahrung des dichterischen Genius fehlt.

V. Rousseau in der Ermitage.

Genf also, wie Paris — aus ganz verschiedenen Gründen allerdings — sagten dem Schwärmer für die Einsamkeit der stillen Natur nicht mehr zu, nach dem Idyll des Landlebens sehnte er sich unaufhörlich, und im Frühling 1756 sollte er seines Lieblingswunsches Erfüllung finden. Die hingebende Aufmerksamkeit der Marquise von Epinay hatte ihm ohne sein Wissen ein ländliches Asyl geschaffen, wie es seine rege Einbildungskraft nicht anmutsvoller hätte hervorzaubern können. In der Nähe von Montmorency, in einer Gegend, die noch heutzutage trotz des geräuschvolleren Verkehres, der gelichteteren Waldungen und der dahinbrausenden Dampfwagen an die Zauberwelt des Paradieses erinnert, lagen zwei Landhäuser, die „Ermitage" und die „Chevrette", beide im Besitz des Herrn von Epinay. Erstere, ursprünglich die Behausung eines frommen Eremiten, war später zu einem zwar bescheidenen, aber nicht unwohnlichen Landsitze umgeschaffen worden und bot mit seinen fünf Zimmern nebst Küche, Keller und Gemüsegarten Raum genug für Rousseau und dessen weiblichen Anhang. Die Umgebung war ganz nach des

Naturschwärmers Sinne. Am Ausgange eines Waldes gelegen, der zu Spaziergängen täglichen Anlaß und tägliche Abwechselung bot, in der unmittelbaren Nähe einer Wasserleitung von 1/2 Lieu Ausdehnung, wie sie in weit einfacherer Form schon die Phantasie des Knaben in den frohen Tagen von Bossey entzückt hatte, durch die Entfernung von dem großstädtischen Leben und durch die wenig einladenden Landwege gegen die zudringlichen Besuche neugieriger Verehrer und Verehrerinnen einigermaßen geschützt, zudem von der liebevollen Hand der Freundin ganz in seinem Geschmack eingerichtet, so hätte die Ermitage dem Vielgeprüften das stille Glück der Charmettes wiedergeben können. Aber die Eindrücke, die er dort vom weiblichen Charakter erhalten, hatten ihn für die Empfindung reiner Freude unempfänglich gemacht und ließen ihn in jeder Freundin eine Madame Warens erblicken. Das artige Schreiben, in dem die Epinay ihm den reizenden Sommeraufenthalt schilderte, beantwortete er daher zuerst ablehnend und fast beleidigend, sprach von der abhängigen Stellung, in welche ihn die Annahme der Gastfreundschaft bringen würde, schließlich aber willigte er ein, seinen zeitweiligen Wohnsitz in der Ermitage zu nehmen. Für immer wollte er indessen sein Schicksal nicht an die neuen Verhältnisse knüpfen, darum ließ er einen Teil seiner Möbel und Sachen in Paris zurück. Am 9. April 1756 bezog er das Landhäuschen, fühlte sich einige Zeit völlig glücklich in dem stillen Heim und den einsamen Waldwegen, bis die Anwesenheit der Familie Epinay in ihrem Sommersitze, der Chevrette, ihm wieder seine Freiheit einschränkte und den Zwang der ihm so verhaßten gesellschaftlichen Verpflichtungen auferlegte. Selbst als ihm die zartfühlende Marquise den Vorschlag machte, sie nur zu besuchen, wenn er keine Gesellschaft in der Chevrette zu finden glaubte, sah er auch in der hierdurch vorgeschriebenen, nicht mehr nach Belieben gewählten Besuchszeit ein Hemmnis seiner unbeschränkten Freiheit. Der wahre Grund, der ihm die Besuche in der Chevrette und die Anwesenheit anderer zu einer Qual machte, lag in seiner nur mit Mühe bekämpften Neigung zu der unschönen, aber durch Liebenswürdigkeit und einen gewissen sinnlichen Reiz bezaubernden Marquise und in der Eifersucht gegen Grimm, der Francueils Stelle bei der Dame eingenommen hatte. Seine hierdurch erklärliche Mißstimmung wurde

durch eine Reihe geringfügiger Umstände noch vermehrt, bis seine rasende Liebe zu der ihn abweisenden Gräfin Houdetot, der Cousine der Epinay, seinen Gemütszustand dem Wahnwitz nahe brachte und ihn mehr als eine unentschuldbare Tollheit begehen ließ. Bald nach der Epinay Ankunft in der Chevrette wurde Diderots eben vollendeter „Fils naturel“ dem Freundeskreise in Rousseaus Landhaus vorgelesen. In der Vorrede der Komödie erregte nun die arglose Bemerkung „Il n'y a que le méchant, qui soit seul“ den Argwohn des reizbaren Rousseau; er, welcher die Einsamkeit als das höchste Glück des wahren Weltweisen stets angesehen hatte, fühlte sich getroffen. Nur mit Mühe hielt ihn die Epinay von der Absendung eines beleidigenden Briefes an seinen Freund zurück, nur scheinbar war die Aussöhnung beider, der Stachel blieb in Rousseaus Herzen und noch in seinem späteren Briefwechsel mit Diderot kommt er auf die verdächtige Bemerkung in gehässigem Sinne zurück. Seine Abneigung gegen alles, was mit Paris zusammenhing, wurde durch den geheimen Groll gegen Grimm und Diderot so gesteigert, daß er sich weigerte, die schon vor Beginn des Herbstes nach Paris zurückkehrende Marquise dorthin zu begleiten und den Aufenthalt in der Ermitage selbst für die kalte, öde Winterszeit vorzog. Für wenige Tage ging er im Januar 1757 auf dringendes Bitten der Freundin nach Paris an das Krankenlager eines gemeinsamen Bekannten Namens Gauffecourt, schnell vertrieb ihn auch von dort die Anwesenheit der teilnehmenden Freunde und der ihm so widerwärtigen Ärzte. Aber die Aufforderung der Marquise, der er nur widerstrebend, unter Ausreden durchsichtigster Art, Folge geleistet hatte, bedeutete für ihn eine unerlaubte Bevormundung, einen herrischen Eingriff in seine Selbständigkeit und legte zu seinem nie ganz erloschenen Mißtrauen gegen die Freundin eine festere Grundlage. Eine nicht eben taktvolle Sendung einiger Lebensmittel und eines Unterkleides für die Familie Levasseur war wenig geeignet, seinen Argwohn gegen sie zu mildern, vielmehr suchte er den ihm noch aufrichtig ergebenen Diderot, dessen spröde Zurückhaltung der Epinay Liebenswürdigkeit eben erst überwunden hatte, wieder gegen diese einzunehmen.

Im Frühjahre 1757 kehrte die Epinay nach der Chevrette zurück und diesmal war sie der Teilnahme Rousseaus, mit dem sie

während des Winters in eifrigem Briefwechsel geblieben war, mehr als je bedürftig. Denn ihr Geliebter, M. Grimm, in dessen Umgang sie einen Ersatz für den rohen Gatten, der seine Mätresse mit nach der Chevrette gebracht hatte und das Geld nach wie vor mit liederlichen Dirnen verjubelte, gefunden hatte, mußte dem französischen Heere als Sekretär des Marschalls d'Estrées auf das deutsche Kriegstheater folgen, und so hatte sie außer Rousseau und zwei andern Freunden nur noch ihre Cousine Houdetot in ihrer Nähe, deren Gemahl ebenfalls die französische Armee nach Deutschland begleitete und die zu Eaubonne, dicht bei der Chevrette, sich eingemietet hatte.

Wie die Epinay, so war auch ihre Cousine damals in gedrückter Stimmung. Ihr Auserkorener, der Dichter Saint-Lambert, derselbe, welcher einst den alternden Voltaire bei der Marquise du Châtelet ausgestochen hatte, mußte als Offizier die Liebe mit dem Kriegshandwerke vertauschen und so fanden die beiden Verwandten in Rousseau einen, wie sie glaubten, uneigennützigen Tröster der Einsamkeit ihres Herzens. Während aber die Marquise dem Freunde gegenüber einen zarten, echt weiblichen Takt bewahrte und auch durch die Erziehung ihrer beiden Kinder, durch ihre immer mehr zerrütteten Vermögensverhältnisse und die Rücksichtslosigkeit ihres Gatten, der sie selbst öffentlich bloßstellte, an andre Dinge, als an Lieben und Kokettieren, zu denken gezwungen war, gab sich die Houdetot mit der ganzen Innigkeit ihres gefühlvollen Temperaments den Huldigungen Rousseaus hin, ließ sich mit ihm in eine Korrespondenz ein, die von seiner Seite mehr als rückhaltlos war, machte mit ihm einsame Spaziergänge und rief so die rohe Eifersucht der Therese Levasseur hervor. Jedenfalls trifft die Gräfin hierbei der Vorwurf der Unvorsichtigkeit und Taktlosigkeit, auch die Marquise, welche durch Theresens Klatschereien über das Verhältnis wohlunterrichtet war, der Vorwurf, ihrer Verwandten nicht vernünftige Vorstellungen gemacht zu haben und ganz unentschuldbar ist das Verhalten einer Marquise de Verdelin, die den Schlüssel zu ihrem in der Nähe von Eaubonne liegenden Garten der Houdetot lieh, um deren Zusammenkünfte mit Rousseau zu erleichtern. Jene Verdelin hatte, wie die Epinay und Houdetot, einen Gatten, den sie nicht liebte und überdies einen Liebhaber, der indiskret genug

war, seine Erfolge zu verraten und so den ängstlich gehüteten Ruf seiner Auserkorenen zum Gespötte des Epinayschen Freundeskreises zu machen. Da erhielt Saint-Lambert plötzlich einen Brief ohne Namensunterschrift, der ihm die Vertraulichkeiten seiner Geliebten und Rousseaus enthüllte, er schrieb natürlich sofort an die Houdetot und bestimmte sie zur Vorsicht gegenüber seinem Nebenbuhler, ohne daß er, wie es scheint, an der Treue der Geliebten im übrigen gezweifelt hat. Im Juli 1757 kehrte er für einige Zeit aus Deutschland zurück und sah seine Geliebte, wie seinen Nebenbuhler; den er kalt aber freundlich empfing. Die bestürzte Gräfin befahl aber Rousseau, entweder seiner Liebe zu ihr, oder seinen Besuchen in Eaubonne zu entsagen und natürlich forschte dieser nach dem Urheber des hinterlistigen Briefes. Seinem Mißtrauen gegenüber war es den lügenhaften Einflüsterungen Theresens leicht, die Marquise von Epinay als Verfasserin des Schreibens hinzustellen und ihm einzureden, daß sie seine Korrespondenz mit der Gräfin argwöhnisch belauert und sogar Briefe derselben zu entwenden gesucht habe. Mutter Levasseur scheint anfangs mit der Tochter gemeinsame Sache gemacht zu haben, bis sie schließlich, in Diderots Gegenwart von Rousseau befragt, nichts zu wissen eingestand. Der jedenfalls ungerechte Verdacht Rousseaus gegen die Marquise führte zu einem Abbruch der Beziehungen zu ihr und zu einem in großer Aufregung geschriebenen Briefe, den jede andere Dame vom Stande der Epinay als unsühnbare Beleidigung aufgefaßt hätte, schließlich aber erfolgte eine Versöhnungsszene, in der Rousseau eine Art Abbitte geleistet zu haben scheint. Mag nun die Abbitte in dieser oder jener Form erfolgt sein, — denn Rousseaus Darstellung in den „Confessions“ weicht von der Schilderung, welche die Epinay in einem Briefe an Grimm gibt, nicht unwesentlich ab, — das Verhältnis der Marquise zu ihrem Freunde blieb ungestört. Auch Saint-Lambert verzieh es, daß Rousseau der Gräfin sehr eigennützige Vorstellungen über ihre unerlaubten Beziehungen zu ihm gemacht hatte, trotzdem Rousseaus Brief an ihn vom 4. September 1757 kaum ein Entschuldigungsschreiben war, auch die Houdetot blieb nach wie vor in regem brieflichen Verkehr mit ihm. Selbst als er mit der Epinay sich später entzweit und die Ermitage verlassen hatte, hielt der für die Gräfin von Rousseau kopierte Roman, die „Nouvelle Héloise“,

beider Beziehungen aufrecht. Erst der Pariser Klatsch über Rousseaus Liebe zu ihr war der Grund einer wohlbegreiflichen Entfremdung, die sich in einem Briefe vom 6. Mai 1758 sichtlich äußert. Die Korrespondenz war seitdem eine sehr kühle und rein geschäftliche, mit Ende 1760 erlosch sie ganz. Grimm, der durch den ununterbrochenen Briefwechsel mit seiner Geliebten über Rousseaus Benehmen unterrichtet war, benahm sich, wie zu erwarten, in einer für den gemeinsamen Freund wenig rücksichtsvollen und herzlichen Weise. Schon die Bitte der Epinay an diesen, von Paris nach der Ermitage überzusiedeln, hatte er gemißbilligt, die Freundschaft und zärtlichen Aufmerksamkeiten für Rousseau beklagte er stets als Mißgriffe, die an der Marquise selbst sich bitter rächen würden, namentlich die letzte Nachgiebigkeit der schwer Gekränkten schien ihm mit ihrer Stellung ganz unvereinbar. Im Sinne der Epinay mußte eine Aussöhnung des Geliebten und des Freundes liegen. Auf ihr Betreiben kehrte daher Grimm von Deutschland nach der Chevrette zurück, eine Unterredung mit Rousseau fand statt, aber nicht ohne Verschuldung des hochfahrenden Grimm führte sie keineswegs zur Versöhnung. Wem wir auch hier glauben wollen, ob den „Confessions“ Rousseaus oder dem „Journal“ der Epinay, jedenfalls war Grimms Benehmen nicht so, wie es einem langjährigen Freunde gegenüber am Platze war. Wir irren vielleicht nicht, wenn wir in ihm den Urheber jenes anonymen Briefes an Saint-Lambert sehen, denn der zunächst beteiligten Therese möchten wir in Rücksicht ihres geringen Bildungsstandes ein solches Schreiben nicht zumuten, auch wenn wir ihm den Plan, Rousseaus Aufenthalt in der Ermitage unmöglich zu machen, unterlegen. Ganz anders, als Grimm, benahm sich der zwar rücksichtslos dreinfahrende, aber stets offene und wohlwollende Diderot. Gewiß war es auch seinerseits ein Mangel an Freundschaft, wenn er Rousseau ernste Vorstellungen darüber machte, daß er die alte Frau Levasseur im einsamen Landhause bei sich behielt und nicht mit Wintersanbruch nach Paris brachte, obgleich sie so nur dem Einflusse ihrer ungebildeten und böswilligen Verwandten entzogen werden konnte, aber im ganzen hat ihm Rousseau nur ein übergroßes Mißtrauen und einen oft recht kleinlichen, weit hergeholten Argwohn gezeigt. Kein Wunder, daß später der nobeldenkende Diderot entschieden die Partie der ihm unsympathischen

Marquise gegen den so aufrichtig geliebten Freund nehmen mußte und auf Grund des zuletzt unentschuldbaren Benehmens Rousseaus gegen die Wohlthäterin in ihm einen der undankbarsten und schlechtgeartetsten Menschen sah.

Der Gesundheitszustand der Marquise und die häuslichen Sorgen, welche an ihrem Herzen nagten, ließen sie, namentlich auf Grimms Rat, den Entschluß fassen, bei dem Wunderdoktor Tronchin in Genf Hilfe zu suchen und trotz der vorgerückten Jahreszeit die beschwerliche Reise anzutreten. Auf eine Begleitung Rousseaus dorthin hat sie schwerlich fest gerechnet, obgleich dem Genfer es nicht unerwünscht sein konnte, bei dieser Gelegenheit seine Vaterstadt wieder zu sehen, aber desto mehr drangen Diderot und die Gräfin Houdetot in ihn, die Freundin nicht allein reisen zu lassen. Beide wünschten ihn los zu sein, der erste, weil der Freund seit dem letzten Konflikt mit der Marquise ihm rätselhaft und unzuverlässig erschien, die andere um der von ihr begangenen Unvorsichtigkeiten willen. Natürlich sah Rousseau in den Ratschlägen beider nur die Direktion der Epinay und seinem von neuem wach gerufenen Argwohn redete Therese ein, daß sie durch Hausklatsch der unschönsten Art erfahren habe, die Marquise wolle zu Genf nur in Verborgenheit vor ihrem Gatten eine Entbindung abwarten und Rousseau dabei eine wenig ehrenvolle Rolle spielen lassen. So unbegründet auch dieser Verdacht gewesen sein mag — freilich die Thatsache, daß man in Genfer Akten keine Notiz über das vermeintliche Kind gefunden hat, beweist nichts —, so fest hat Rousseau an diese Einflüsterung geglaubt, wie das seine Confessions nicht minder, als seine Briefe andeuten. Er war nun unvorsichtig genug, seinem Argwohn in einem Briefe an Diderot Ausdruck zu geben und ein durch ihn selbst mitverschuldeter Zufall ließ dessen Antwort in die Hände der Marquise, tags vor ihrer projektierten Abreise, fallen. Glücklicherweise war diese Antwort so vorsichtig gehalten, daß Rousseau sich mit dem Versprechen, er wolle Diderot über die Angelegenheit besser instruieren, aus der peinlichen Sachlage ziehen konnte. Statt dessen verleumdete er die Marquise von neuem, indem er sie beschuldigte, jenen Brief Diderots geöffnet zu haben und der über den Vorfall unruhige Grimm nahm in Diderots Hause Kenntnis von Rousseaus Schreiben. Die Reise der Epinay wurde, einer

Erkrankung ihres Sohnes wegen, noch um einige Tage verzögert, ihr blieb also Rousseaus neue Undankbarkeit kein Geheimnis und zum Überfluß brach letzterer in zwei Schreiben an die Marquise und an Grimm jede Brücke der Versöhnung ab. Auch Saint-Lambert suchte er davon zu überzeugen, daß seine schroffe Ablehnung der Mitreise nach Genf wohlberechtigt gewesen sei, aber er empfing auch von diesem eine sehr abweisende Antwort und Grimm brach für immer mit ihm. Gleichwohl bat Rousseau die Marquise noch um die Erlaubnis, in der Ermitage wohnen zu bleiben und zwar in einem Briefe, der jede Gewährung seiner Bitte von vornherein unmöglich machte, erst auf eine unzweideutige Antwort der Epinay hin verließ er am 15. Dezember 1757 das stille Landhäuschen, in dem er zwei Sommer und einen Winter die Gastfreundschaft der Freundin so oft genossen und so oft verletzt hatte.

Alle, die in die Ursachen seines Zwistes mit der Marquise eingeweiht waren, mußten gegen ihn Partei nehmen, für Diderot gewann die Epinay gerade durch diese Vorfälle so sehr an Hochachtung, daß er Rousseau preisgab und in ein enges Freundschaftsverhältnis zu der ersteren trat. Auch wir vermögen nur weniges zur Entschuldigung Rousseaus zu sagen, müssen aber seiner argwöhnischen Gemütsart, den Einflüsterungen Thereses und dem unfreundlichen Benehmen Grimms vieles zurechnen. Daß er fest an die angebliche Schwangerschaft der Marquise, an ihre unbefugte Einmischung in seinen Briefwechsel und die Freiheit seiner Entschlüsse geglaubt hat, daß ihm das Verhältnis zu ihr, so sicher er es auch gegen jede finanzielle Abhängigkeit zu stellen suchte, als eine „schwere Kette“ erschien, die nur die Freundschaft erträglich mache, daß er in der Mitreise nach Genf einen „Sklavendienst“ sah, und nicht bloß all diese Empfindungen nachträglich zur Rechtfertigung vorschob, darüber lassen seine vertraulichen Briefe keinen Zweifel. Die bitteren Lebenserfahrungen und der düstere Schatten, den sie in seine Gemütsstimmung geworfen hatten, machten ihm den Glauben an uneigennützige Freundschaft und selbstlose Liebe unmöglich und der viel in zweifelhaften Lebenssphären umhergeworfene Abenteurer war mit dem Ton und den Sitten der vornehmen Gesellschaft so wenig vertraut, daß er an die beleidigte Wohlthäterin später (27. Februar 1758) einen ungezogenen Brief aus Anlaß einer

geringfügigen Geldangelegenheit schrieb. Nach seiner Abreise von der Ermitage kümmerte sich die Familie Epinay nur wenig um das ihr so widerwärtig gewordene Landhaus. Es verfiel mehr und mehr, bis es in der Revolution, nach der Auswanderung des Schwiegersohnes der Marquise, als Nationalgut eingezogen wurde und in verschiedene Hände, darunter in die Robespierres und des Komponisten Grétry, überging. Der letztere ließ es zwar wieder in stand setzen, aber mit Mißachtung aller Pietät gegen Rousseau. Überreste der Möbeln Rousseaus werden noch in Montmorency aufbewahrt und in der Nähe der Ermitage zeigt man einen von ihm angeblich gepflanzten Rosenstock.

VI. Die neue Heloïse.

Ein litterarisches Denkmal, das von den Zeitgenossen Rousseaus mit Entzücken bewundert, von den Frommen aber eben so sehr herabgesetzt wurde, wie von dem Skeptizismus Voltaires, und das heutzutage in eine nicht ganz unverdiente Vergessenheit gefallen ist, schuf Rousseau während seines Aufenthaltes in der Ermitage, seinen Roman „La nouvelle Héloïse“. Es war ein Werk, das nur die glühendste, hingebendste Liebe vollbringen konnte, das aber von der idealen Höhe in den Staub und Schmutz des Erdenlebens herabsank, sobald sie nicht mehr den Meißel des Künstlers leitete und kalte Reflexion das Vollbehagen an der eigenen Schöpfung zerstörte. So erklärt sich der grelle Abstand der zweiten Hälfte des Romanes von der ersten und schon der unbefriedigende Abschluß dieser. Rousseau selbst hat uns die Entstehung und Grundrichtung seiner Dichtung in den „Confessions“ offen dargelegt. Im Spätsommer 1756, als die hoffnungslos geliebte Marquise ihren Sommersitz verlassen hatte, suchte er in phantastischen Liebesgebilden Ersatz für das, was ihm die Wirklichkeit nicht bot, bald nahmen diese Phantasiebilder eine konkretere Gestalt an und gaben der erst nach vier Jahren abgeschlossenen Dichtung ihre erste Entstehung. Zwei Liebende, verwandt und doch verschieden an Charakter und ungleich in ihrer äußeren Erscheinung, ganz wie die Marquise und ihre

Cousine, begegnen sich in der Liebe zu demselben Manne, aber ohne gegenseitige Eifersucht und Zwistigkeit. Dieser Liebhaber wird zu einem verjüngten und äußerlich idealisierten Jean-Jacques Rousseau, dessen wahrer Charakter auch in der veränderten Hülle hervortreten soll.

Ohne festen Plan arbeitet dann Rousseau und wirft einzelne Briefe des Romanes aufs Papier, bis seine Liebe zur Houdetot, die er zwar seit ihrer Mädchenzeit in der Familie Epinay gesehen hat, die aber seinem Herzen ferngeblieben ist, in ihm erwacht, und der Heldin des Romanes festere Umrisse giebt. Aber ein Apologet der verweichlichenden, entnervenden Liebe durfte der nicht sein, welcher Sittenstrenge und männliche Charakterfestigkeit so hoch gepriesen, die Verfasser sittengefährdender Liebesromane so scharf gebrandmarkt hatte, und da er doch den Glauben an weibliche Tugend in der Warens Liebesnetzen eingebüßt hatte, so ließ er die Heldin als ein der Versuchung nicht gewachsenes Mädchen erscheinen, das dann in der Ehe die Fehler ihrer Jugend sühnt. Wie er so die Liebe mit der Pflicht versöhnt hat, so will er auch die Gegensätze des damaligen litterarischen Lebens ausgleichen. Wie dort die glaubenseifrigen Jesuiten und Jansenisten im heftigsten Kampfe den glaubenslosen Encyklopädisten gegenüberstanden, so tritt der kirchlich gläubigen, aber sittlich nicht gefestigten Heldin (Julie) ein Freidenker (Wolmar) gegenüber, der schließlich den Bekehrungsversuchen so wenig stand hält, wie Julie den Verlockungen der Liebe. „Der Zweck des Buches", so schreibt er später an seinen Freund Vernes, einen Schweizer Prediger, ist „die beiden feindlich sich gegenüberstehenden Parteien einander zu nähern, indem sie sich gegenseitig achten lernen; den Philosophen zu lehren, daß man an Gott glauben kann, ohne Heuchler zu sein, den Gläubigen, daß man ungläubig und doch nicht ein Schurke sein kann. Julie, die kirchlich gläubige, ist eine Lehre für die Philosophen und der Atheist Wolmar eine für die Unduldsamen". Zum landschaftlichen Hintergrunde seiner für uns ermüdend breiten, für Leser und Leserinnen damaliger Zeit durch Naturwahrheit entzückenden Schilderungen wählt er den Genfer See, das herrlichste Landschaftsbild, welches er auf seinen Reisen gesehen hat, zum Ort der Handlung Vevey.

Dürftig an Handlung und von dem Beiwerke der Beschreibungen

und Betrachtungen umwuchert, fast wie ein Jahrhundert früher die Romane des Preziösentums, ist auch Rousseaus „neue Heloïse“, und ebenso langweilend und unkünstlerisch, wie in dem moralisierenden Spektator und in Richardsons Clarissa, dem Vorbilde der Heloïse, drängt sich uns die Moral auf. Aber die tiefe Empfindung und die selbsterlebte Wahrheit, die Wärme der Leidenschaft, der sinnliche Zauber der Schilderung entschädigen uns für alle Breite und Einförmigkeit der Liebesbriefe, für die hausbackene Moral, welche wie ein kalter Wasserstrahl plötzlich die Glut der Leidenschaft erstickt und die unbefriedigende Katastrophe des ersten Teiles, die uns Julies Fall nicht aus leidenschaftlicher Liebe, sondern aus raffinierter Berechnung und prickelnder Sinnenlust vor Augen führt. In Richardsons „Clarissa“ ist alles viel alltäglicher und prosaischer, aber darum auch weniger verletzend und peinigend. Clarissa, die etwas frühreife Heldin, wirft ihr Herz an einen abgefeimten Schuft, Namens Lovelace, fort, entflieht vor der Tyrannei ihrer teils beschränkten, teils gewissenlosen Angehörigen mit ihrem Liebhaber, der sie entehrt und verläßt. Die Versöhnung fehlt dem Abschlusse; gerade durch die grelle Schilderung der unsühnbaren Folgen eines Fehltrittes wollte Richardson auf die Moral einwirken. Aber so schroff auch diese Tendenz ist, so hält sie sich doch von dem jähen Abfall des Rousseauschen Romanes, der die glühend heiße Liebesqual durch den kühlenden Lufthauch des ehelichen Lebens hindurchführt, frei. Julie von den Eltern zum Verzicht auf ihren Geliebten, St. Preux, gezwungen und weniger mutig, als Clarissa, wird die bereits entehrte Gattin des ihr aufgedrungenen Atheisten Wolmar, dem sie pflichtgemäße Treue bewahrt, auch als St. Preux durch den Gatten in ihr Haus gebracht wird. In der Sorge für ihre Wirtschaft und die Erziehung ihrer Kinder geht nun ihr Sinnen und Trachten auf, aber, so sehr auch Rousseaus Formengewalt poetischen Glanz über diese prosaischen Verhältnisse ausbreitet, wir erkennen in der Hausfrau die Julie des ersten Teiles nicht wieder und glauben einen neuen Roman zu lesen, der wie ein nüchternes Gegenstück der Leidenschaft des anderen uns erscheinen muß.

Dürftiger noch, als in dem ersten Teile, ist die Handlung im zweiten. Dort geben die Schilderungen von Musik und Theater, von Paris und seinem gesellschaftlichen Leben der stereotypen Brief-

form und der Eintönigkeit des Liebesgeplauders Abwechselung und Reiz, hier sind die eingestreuten Bemerkungen über Haus und Kinderstube, Gärtnerei und Landbau ebenso wenig dichterisch erhebend, wie die Musterehe des Orbeschen Ehepaares und der strenge Selbstzwang der Julie. Nur einer Zeit, welche der wahren Poesie sich so entfremdet hatte, wie die der Aufklärung, konnte die ehrbare Moral des zweiten Teiles mehr zusagen, als die selbstvergessene Leidenschaft des ersten, nur ein Diderot, der Schöpfer der echtprosaischen Thränen und Rührstücke, ein flacher Rationalist, wie Mendelssohn, und in einem Augenblicke, wo der Kritiker ganz den Dichter überwältigte, auch Lessing, vermochten die Prosa vor der Poesie zu preisen. Wahre Dichter, von Goethe an, den die neue Heloïse zu seinem Werther anregte, bis zu Chateaubriand mußte die Liebesschilderung der ersten Hälfte begeistern, die Ehestandsregeln der zweiten dagegen abstoßen.

Indessen auch bei der Beurteilung dieser Ungleichartigkeit des Romanes dürfen wir nicht vergessen, daß er in erster Linie Selbstbiographie Rousseaus ist. Die Beziehungen zur Gräfin Houdetot, der Lebensquell des ersten Teiles, wurden bald nach dem Bruche mit der Epinay kälter und nur durch das gemeinsame Interesse an dem für sie vom Autor kopierten Romane aufrechterhalten, an die Stelle der Komtesse trat in Rousseaus Sinne die Schaffnerin seines Haushaltes, Therese Levasseur, an Stelle der Liebe die Ehe. Wenn er auch hier ebenso idealisiert, wie in den Liebesbekenntnissen des ersten Teiles, so ist doch der derbprosaische und selbst verletzende Zug, welcher durch seine eigene Ehe hindurchgeht, nicht zu verkennen. Nicht mehr in einer Phantasiewelt oder in den Zauberregionen Arkadiens, sondern in einem selbstgeschaffenen Idyll, wie die Ermitage oder das später von ihm bewohnte Landhäuschen Mont Louis, weilt hier des Dichters Sinn.

Zwei allgemeine Beziehungen des Romanes, neben dieser autobiographischen, erklären dagegen den zündenden Beifall, welchen er in der französischen Gesellschaft fand, die fortreißende Begeisterung, welche Modedamen selbst den Ball und die Toilette vergessen ließ: die Rückkehr zur Natur und Wahrheit und die Verherrlichung der ehelichen Tugend. Wie eine glänzende Schilderung einer fernen Zauberwelt muteten die Beschreibungen der Naturpracht und des

Landidylles die vornehmen Herren und Damen, welche nur Gärten, Parke, Springbrunnen, nicht Wälder, Triften, Seen, Berge zu bewundern wußten, an, wie eine Harmonie aus ungeahnten Sphären klang die Botschaft von einem innigen, einträchtigen Herzensbunde, von einem ungestörten Eheglück den Koketten und Salonmenschen von Paris. Wie durch einen Zauberschlag fühlte man sich von den schlüpfrigen Bildern, von den Buhl- und Ehebruchsszenen der Moderomane eines Crébillon, von dem gekünstelten Zeremoniell der Salons befreit und atmete die reine, stärkende Luft der unverfälschten Natur. Daneben blieb doch des sinnlich Anregenden und pikant Schlüpfrigen genug, um die langweilende Einöde der Moral und die dürre Haide der bürgerlichen Ehe nicht ohne den Reiz der Abwechselung zu lassen. Dazu die Wirkung der Sprache, die Gewalt der Darstellung! Denen, die in ihrer Jugend vielleicht noch durch die Labyrinthe einer Clélie und eines Grand-Cyrus sich hindurchgewunden, die an Marivaux' gespreizten und breiten Romanen ihre Geduld erprobt hatten, mußte auch das Einförmige der Liebesbriefe anmutend, die Breite der Schilderung knapp, das Dürftige der Handlung nicht langweilig, die Sprache vor allem leicht, natürlich und anziehend erscheinen. Anders, als die Leser und Leserinnen, urteilte die Kritik. Diderot und Richardson selbst fanden in der „Nouvelle Héloïse“ eine Auflehnung gegen die abstrakte Moral des Tugendromanes und der Thränenkomödie, eine Art Sündenfall, wie in den Ketzereien der politischen Erstlingsschriften des gegen die modische Kultur sich wendenden Rousseau. Grimm, dessen Kritik durch sein Mißverhältnis zu dem Dichter geschärft wurde und der auch noch an den Moraltheorien Richardsons und Diderots festhielt, sah in dem Roman nur den Ausdruck des Paradoxen und der Sophistik, die Sucht, anders zu reden, zu empfinden und zu urteilen, als die übrige Welt. Voltaire, der unter der Maske des ihm befreundeten Marquis Ximenes schon im Februar 1762, also einige Wochen nach der Veröffentlichung der „Heloïse“, vier Briefe gegen die Dichtung erscheinen ließ, übte seinen vernichtenden Sarkasmus an dem Stile und der Handlung des Romanes, wie an der Person seines Autors. Rousseau verteidigte sein Werk in einem Dialoge zwischen ihm selbst und einem Litteraten nur mit schwachen Gründen und wunderte sich noch einige Monate später mehr über die Nachsicht, als über die Strenge seiner

Kritiker. Den Frommen in Frankreich und in der Schweiz wurde der politische Sektierer nun auch als religiöser Ketzer verdächtig, an dem Atheismus Volmars und dem Falle der kirchlich gläubigen Julie nahm auch der tolerantere Vernes Anstoß. Mit scheinbarem Rechte nur beklagte sich Rousseau, daß man den „Discours sur l'inégalite parmi les hommes“ und die „Héloïse“ ihm verziehen, aber die nicht schlimmeren politischen und religiösen Ketzereien des „Contrat social“ und „Emile“ zum Anlaß der heftigsten Verfolgung genommen habe. Ohne daß er es wußte, waren auch die beiden ersten in das Inquisitionsregister eingetragen worden. Für Jahrzehnte aber machte die „neue Heloïse“ Rousseau zu dem gefeiertsten Dichter Europas und trug den Ruhm seines Namens über den Kanal, wie über den Rheinstrom nach England und Deutschland. Ehre und Gewinn hätten einen weniger reizbaren Autor für die Angriffe der Tageskritik und die Unduldsamkeit der Kirche entschädigen können.

VII. Sein Zwist mit Diderot, d'Alembert und Voltaire.

Die Vorfälle in der Chevrette waren allerdings der Anlaß zu dem Bruche Rousseaus mit Diderot, aber die eigentlichen Gründe für denselben lagen in der Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere und litterarischen Stellungen. Auch Diderot war, wie Rousseau, allerdings ein Gefühlsmensch, von augenblicklichen Stimmungen und Leidenschaften heftig bewegt, aber von grübelnden, selbstzermarternden Reflexionen über Menschen und Dinge und von dem nachtragenden Grolle Rousseaus hielt seine lebenslustige, heitere und wohlwollende Natur ihn fern. Er blieb sein Leben lang Optimist, Rousseau war frühzeitig zum Pessimisten geworden, er war Sanguiniker, Rousseau Choleriker, seine Gefühlsregungen und Gefühlswandlungen hielt der ihm angeborene echt französische bon sens stets nieder, in Rousseau kämpfte der scharfe Verstand oft einen ungleichen Kampf mit dem reizbaren Gefühle und der leidenschaftlich erregten Phantasie, die

beide in dem Hange zur Einsamkeit und in der Menschenscheu gefährliche Bundesgenossen hatten. Unter Menschen, im beständigem geselligen Verkehr und geistigen Austausch fand sich Diderot am wohlsten, unablässige Entwürfe und Pläne, Arbeiten für sich und für andere waren zu seiner inneren Befriedigung erforderlich, Paris und das dortige litterarische Leben für ihn so nötig, wie das beständig auf- und abwogende Wasser für den munteren Fisch. Rousseau fand in der Einsamkeit das volle Glück, haßte die Zerstreuungen der Gesellschaft, gewährte anderen so ungern den Einblick in die reichen Schätze seines geistigen Lebens, war karg mit fördernden Ratschlägen und hatte eine nie überwundene Abneigung gegen Paris von seinem ersten Aufenthalte an. Des Lebens Mißgeschick hatte Diderot so wenig verschont, wie Rousseau, hart mußten beide, als sie aus stillen, kleinbürgerlichen Verhältnissen in das Getriebe der Großstadt versetzt wurden, mit der Sorge um das tägliche Brot kämpfen, aber alle Entbehrungen und Enttäuschungen überwand der leichtlebige, an die gallische Abstammung erinnernde Sinn Diderots weit schneller als der schwermütige Hang Rousseaus, in dem man einen Rest des deutschen Volkstums der Schweiz sehen möchte. Zudem war Diderot in einem Punkte, der für den Mann der empfindlichste ist, ungetäuscht oder wenig enttäuscht geblieben: in der Liebe zu Fräulein Voland hatte er zugleich eine Geliebte und Freundin gefunden, mit ihr einen Herzensbund fürs Leben geschlossen, dessen sinnliche Seite durch ideale Hingabe an gemeinsame Geistesinteressen geadelt wurde; ein solches Verhältnis blieb Rousseau, so sehnsuchtsvoll er es auch erstrebte, sowohl in den Charmettes, wie in Theresens Häuslichkeit versagt. Auch die Freundschaftsbande, welche Diderot an gleichalterige oder gleichgerichtete Männer knüpften, erwiesen sich haltbarer, als Rousseaus schnell geschlossene und jäh abgebrochene Beziehungen. Mit einem Grimm vermochte er bis an sein Lebensende so gut auszukommen, wie mit d'Alembert, selbst Voltaire gegenüber bewahrte er den äußeren Schein der Hingebung.

Wie in der Lebensauffassung, so trennten sich auch in der litterarischen Richtung bald die Wege Diderots und Rousseaus. Der Theismus und die Gefühlshingabe an Gott und ein Jenseits waren in Rousseaus Herzen nie erloschen und wurden in des Lebens Trübsal zum festen Anker seines hohen Strebens. Diderot zeigte

sich schon in seinen ersten Jugendschriften als ein schnell entschlossener, vor den Konsequenzen nicht zurückschreckender Skeptiker, der zwar den Gottesbegriff, den Vorsehungs- und Unsterblichkeitsglauben nicht ganz über Bord werfen mag, aber der auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Studien sich immer mehr in den Atheismus und Materialismus hineinarbeitet. Sein deutscher Biograph hat zwar auch diesen unsystematischen Springgeist in das System Hegelscher Doktrin hineinzwängen wollen, indem er ihn vom Theismus zum Deismus und dann zum Atheismus übergehen läßt, aber Diderots hastig-unstetes Naturell und die Eindrücke, welche schon seine frühen Jugendschriften in dem unbefangen Urteilenden hervorbringen müssen, stehen dieser Auffassung entgegen. Als im Jahre 1749 beide, Diderot und Rousseau, das innige Gefühl gemeinsamen Schaffens und Strebens vereinte, war ihre philosophische Richtung schon nach zwei entgegengesetzten Zielen gelenkt und ihr selbstloses Zusammenwirken an der Encyklopädie auf die Dauer unmöglich geworden. Die größre Vertrautheit mit den Pariser Verhältnissen und der überlegene praktische Sinn gab Diderot naturgemäß die Stellung des Leitenden und Bevormundenden, obwohl er etwas jünger war und das Leben in seinen vielfältigen Absenkungen und seinen dunkelsten Tiefen viel weniger kannte, als Rousseau. Um so mehr verdroß dessen starkes Selbstbewußtsein und reizbare Eigenliebe jeder wohlgemeinte Rat, jeder begründete Tadel, jede offene Aussprache, jede rücksichtslose Äußerung des Freundes. Stets fühlte er sich gemeistert und bevormundet, fragte bei Meinungsverschiedenheiten nicht darnach, wer Recht habe, sondern, wer den Anlaß zum Streit gegeben, verlangte von Diderot Entschuldigung und Abbitte. Ihre litterarischen Neigungen und ihre schriftstellerische Arbeitsweise hielten die getrennten Geister eine Zeitlang noch zusammen. Beider Wirkungskreis lag zumeist in der Philosophie, nicht in Kunst und Dichtung, beiden stand das Wahre höher, als das Schöne, das ernste Forschen und Denken über dem unmittelbaren sich Hingeben und Genießen. Den abstrakten Idealen der Sittlichkeit durch ein bewegtes und getrübtes Leben entfremdet, fanden sie sich doch in moralischen Gemeinbegriffen zusammen, bewunderten Richardsons Tugendromane mit gleicher Wärme, schätzten an Kunst und Dichtung vor allem die sittliche Erhebung. Der Haß gegen den Aberglauben der Volksreligion und die despotische

Knechtung der Volksfreiheit lebte in beiden Herzen, und wenn auch ein heiterer Lebemann und eingefleischter Pariser, wie Diderot, nie zu Rousseaus Anathem gegen die Tagesrichtungen der feingebildeten Gesellschaft oder zu dessen idealisierender Verherrlichung des Naturzustandes sich bekennen mochte, so war er Skeptiker genug, um die Schäden der französischen Kultur und der Voltaireschen Aufklärung zu erkennen. Aber in Rousseau wirkte die Idealwelt der Dichtkunst und Musik ganz anders, als in dem verständig nüchternen Freunde; das Rätsel des Jenseits und das Ewig-Wahre in dem Wechsel der Erscheinungen waren das Hauptziel, dem sein einsames, eigenartiges Grübeln sich zuwandte, Diderots Denken war, wie Voltaires Skeptizismus, an das Diesseits gebannt. Sie beide gingen von Locke aus, der die Philosophie aus den unbekannten Regionen des Übersinnlichen wieder zur Sinnenwelt herabgeführt hatte, aber, wenn sie auch den Lockeschen Sensualismus durch die Annahme allgemeingültiger moralischer Begriffe mäßigten und einschränkten, so wandte sich Rousseau mit zunehmender Reife und Originalität mehr dem Supranaturalistischen, Diderot dem Naturalismus zu. Wie sprunghaft und unstet auch beide von der Philosophie zur Dichtung, von der Naturwissenschaft zur Geschichte, von der Wirklichkeit des Tages zu den Idealen der Kunst und Wissenschaft eilten, Rousseaus Streben ging auf bahnbrechende, in sich abgeschlossene Schöpfungen und auf eine umgestaltende Reform des wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens, während Diderots jahrzehntelanges Schaffen immer ein fragmentarisch-unabgeschlossenes blieb, während es ihm mehr auf Anregung, als auf Umgestaltung, mehr auf Zersetzung und Zerstörung, als auf Zusammenfassung und Wiederaufbau ankam.

Diese inneren Verschiedenheiten des Lebens und Denkens kamen nun zum offenen Durchbruch, als Grimms geheime Minierarbeit störend in ihre äußerliche Verbindung eingriff. Es war die Wirkung seiner Einflüsterungen, daß Diderot in dem ehemaligen Freunde später ein Ungeheuer voll von Falschheit, Lüge und Undankbarkeit erblickte, daß er den Briefwechsel mit ihm abbrach, trotzdem Rousseau ihm in einem Schreiben vom 2. März 1758 Aussprache und Versöhnung anbot, daß er als Mitarbeiter der „Correspondance littér. philos. et critique“ Rousseaus bahnbrechende Wirksamkeit einseitig, gehässig

und ungerecht beurteilte. Die angeborene Gutherzigkeit siegte zuletzt doch über alle Aufhetzerei. Im Jahre 1765 ließ er Rousseau durch einen gemeinsamen Bekannten, den Neuchâteler d'Escherny, Verzeihung anbieten, die von dem Erbitterten und seit Jahren überall Verfolgten abgewiesen wurde. Nun begannen nach Rousseaus Rückkehr in die französische Hauptstadt die privaten Vorlesungen seiner für Diderot nicht eben angenehmen „Confessions"; der Klatsch der Salons, die Übertreibungen der Epinay und Grimms ließen wohl die dort gegebenen Charakterschilderungen in noch schlimmerem Lichte erscheinen, als sie waren, auch Diderot sah sich von dem früheren Freunde verleumdet und beschimpft. Die Vorlesungen der Confessions wurden auf Betreiben der Familie Epinay polizeilich untersagt, aber damit war die Sorge vor der Veröffentlichung des Werkes nicht gehoben. Um ihren Wirkungen zuvorzukommen, zeichnete Diderot in seinem „Leben Senecas" das Bild des ein Jahr vorher dahingeschiedenen Freundes in einer Weise, die Grimms Entstellungssucht mehr, als seine eigene Wahrheitsliebe bekundet, und die nur der verletzendste Ausdruck einer augenblicklichen, haßerfüllten Mißstimmung ist.

Was Diderot vor dem Bruche an Rousseau verschuldet hat, ist kaum nennenswert und von letzterem jedenfalls mit gefärbter Brille betrachtet worden. Selbst wenn er des Freundes vertrauliche Mitteilung über die Liebe zur Houdetot gegen Saint-Lambert ausgeplaudert haben sollte, was wir nur durch Marmontels Memoiren wissen, deren indirekte Quelle Therese Levasseurs eifersüchtiges Geschwätz gewesen zu sein scheint, so war das bei der wenig diskreten Anschauungsweise damaliger Gesellschaft kein so arges Vergehen. Von Neid über Rousseaus wachsende Bedeutung möchten wir Diderot freisprechen; was Grimm aus kluger Berechnung nicht ganz in Abrede stellte, das erkannte Diderot auch an dem Gegner voll und gern an. Nur konnte ihm Rousseaus Bedeutung nicht so erscheinen, wie dem Geschlechte der französischen Revolution und den Basedow oder Pestalozzi, und erst eine Zeit, die von den Vorurteilen der Aufklärung sich freigemacht hatte, vermochte die hervorragende Wirksamkeit und unvergängliche Größe des bei Lebzeiten Verkannten, Verfolgten und Verspotteten zu würdigen.

Ferner als Diderot, hatte d'Alembert stets dem Herzen Rousseaus

gestanden, denn zwischen dem bedächtig Prüfenden, objektiv Urteilenden, die Konsequenzen des wohlbewußten Skeptizismus Verhüllenden und Verschweigenden, den Großen und Mächtigen klug sich Anschmiegenden und zwischen einem Manne von Rousseaus völlig entgegengesetztem Charakter war ein innigeres Verhältnis kaum möglich. Auch in litterarischer Hinsicht hatten sie wenig gemeinsame Interessen. Zwar schrieben beide über Sprache und Musik, waren in ihrer hohen Schätzung des klassischen Altertums einig, erkannten die Schwächen des französischen Charakters und der zeitgenössischen Litteratur bisweilen in übereinstimmender Weise, aber die mathematisch-naturwissenschaftliche Anschauungsweise, die d'Alembert mit richtigem Scharfblick und reichem Wissen zur allgemein-philosophischen zu erweitern wußte, lag Rousseau, der weder eigentlicher Mathematiker, noch Naturforscher war, doch zu fern. Das philosophisch-historische Wissen, namentlich die gründliche Sprachkenntnis, über welche d'Alembert neben seinen mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschungen verfügte, führte ihn von selbst auf Bahnen, die Rousseaus ungleichmäßiger, lückenhafter Ausbildung verschlossen blieben. So bildete sich kein Herzensbund, wie zwischen Rousseau und Diderot, und kein vertrauliches Verhältnis, das zu Mißbrauch und Mißtrauen Anlaß geben konnte; dem Epinayschen Kreise und seinen gesellschaftlichen Künsten war d'Alembert ohnehin ziemlich entrückt. Nur ein von beiden unabhängiger Anlaß oder das Eingreifen eines anderen konnte das freundschaftliche Verhältnis beider in einen feindlichen Gegensatz verwandeln. Dieser Störenfried wurde Voltaire, ohne es zu wollen. Im Sommer 1756 hatte ihn d'Alembert in seinem Ruhesitz, les Délices, besucht und von ihm Anregungen zu einem Encyklopädieartikel über Genf empfangen, der Ende 1757 erschien und Ursache des Zwistes zwischen d'Alembert und Rousseau werden sollte. Außer durch seine freigeistigen Schriften, suchte Voltaire bekanntlich auch durch Theateraufführungen in den Délices und in Lausanne dem Genfer Calvinismus mit seiner rigoristischen Engherzigkeit entgegenzuwirken und die beschränkte Spießbürgerlichkeit der Bewohner der Rhonestadt zu heben. Da er aber aus Rücksicht auf die Geistlichkeit und die Ratsherren, mit denen er es als Fremdling nicht verderben durfte, hierin äußerste Vorsicht üben mußte, so wirkte er auf die Errichtung eines öffentlichen Theaters in Genf hin, wo

dann eine französische Truppe die Bühnendichtungen der aufklärenden Philosophen, namentlich Voltaires, geben sollte. Die Geistlichkeit von Genf, auch die jüngeren oder weniger bedenklichen Vertreter derselben, wie Professor Vernet, die Pfarrer Roustan und Vernes (zu Chelignh), der Hilfsprediger Moultou, Rousseaus engerer Freund, Leute, die selbst den Verkehr mit Voltaire nicht verschmähten, waren diesem Plane entgegen, weil das Theater dem sittlichen und kirchlichen Einflusse auf ihre Mitbürger Schwierigkeiten bereitete. Ihnen wollte nun der boshafte „Patriarch der Aufklärung" einen kleinen Streich spielen. In vertrauterem Umgange mit ihnen und namentlich mit Hilfe des Sorgenbrechers Bacchus, der die Herzen und Zungen löst, hatte der schlaue Menschenkenner bald erfahren, daß jene äußerlich streng kirchlichen und tadellos würdigen Herren im geheimen längst eine Beute des Rationalismus geworden waren und an die Dogmen der Dreieinigkeit, des Gerichtes im Jenseits, der ewigen Höllenstrafen nicht mehr glaubten, vielleicht selbst mit dem christlichen Gottesbegriffe und der Lehre von der Göttlichkeit des Erlösers auf gespanntem Fuße standen. Er bestimmte nun d'Alembert, in seinem Artikel über Genf diesen geistlichen Herren das Zeugnis ihrer philosophischen Aufgeklärtheit und Duldsamkeit nicht zu versagen. Natürlich war die Verlegenheit der Gelobten nicht gering. Nachdem sie ohne Erfolg Rousseaus Vermittlerdienste bei d'Alembert in Anspruch zu nehmen versucht hatten, ließen sie selbst eine Erklärung los, in welcher sie ihre calvinistische Orthodoxie mit Wärme beteuerten. Unabhängig von ihnen trat nun Rousseau für sie und gegen das Theaterprojekt in seinem „Briefe an d'Alembert" auf. Im März 1758 hatte er ihn vollendet, im Oktober erst wurde er in Paris verbreitet. Mit gewohntem Radikalismus bekämpft er hier die demoralisierenden Wirkungen, welche die Bühnendichtung und Schauspielkunst auf die thätigen, ordnungsliebenden Bürger ausübt, wobei er wieder die französische Dichtung und die Pariser Theaterverhältnisse zum Maßstabe von Dichtung und Schauspielkunst überhaupt, die Genfer Spießbürger zu Vertretern des Bürgerstandes macht. Erst im weiteren Verlauf seiner Beweisführung sucht er die Schlußfolgerungen auf die engen Verhältnisse seiner Vaterstadt einzuschränken. Nebenbei nimmt er sich auch der Genfer Geistlichkeit an, mit deren höherbeanlagten Vertretern ihn

seit der letzten Reise nach Genf ein näheres Freundschaftsverhältnis verband. Er findet d'Alemberts Urteil, das sich nicht auf genaue Kenntnis der Personen und Verhältnisse stütze, voreilig und rücksichtslos und stellt dem Zeugnis des Pariser Philosophen im wesentlichen das eigene Sittenattest der Genfer Herren gegenüber, obwohl er es im Wortlaut nicht kannte. Wenn man, wie Rousseau, von der Bühne in erster Linie eine ethische Einwirkung verlangt und sie zur Volkserzieherin erhebt, so wird man allerdings seinem Urteil über die französische Bühnendichtung und Schauspielkunst des 17. und 18. Jahrhunderts nur beistimmen können. Die Zeiten des alten Hellas und Rom, wo das Theater wirklich ein nationales Institut war und die höchsten Interessen der Vaterlandsliebe, Volksreligion, Tugend und Sittlichkeit verkündete, waren vorbei. Die höfische Dichtung eines Racine, die prunkvolle Rhetorik eines Corneille, die teils der religiösen Aufklärung vorarbeitenden, teils dem Geschmacke fader Höflinge oder ungebildeter Parterrebesucher angepaßten Komödien Molières und die Bühnendichtung des 18. Jahrhunderts mit ihren auflösenden Tendenzen konnten dieser hohen Aufgabe nicht entsprechen. Bei einzelnen Stücken, die, wie Voltaires Mahomet und Tod Cäsars, den Abscheu gegen frommen Betrug und knechtischen Sinn in die Seele der Hörer eingraben, schränkt Rousseau überdies sein Verdammungsurteil ein. Ebenso muß man auch zugeben, daß der Theaterbesuch den Sinn für Müßiggang, eitlen Tand, leeres Scheinwesen, sittliche Leichtfertigkeit in die strengen Anschauungen des Kleinbürgertums trägt, dieses von seinem Erwerbe und Berufe abzieht und zu Unordnung und unnützen Ausgaben verleitet. Der Schauspielerstand damaliger Zeit konnte ebensowenig, wie die Possenreißer der späthellenischen und der römischen Bühne, irgend einen günstigen Einfluß auf die ihm nähertretenden Bürger ausüben. Für eine Industrie- und Gewerbstadt, wie das kleine Genf, konnte das Theater eine große Gefahr werden, und neben den sittlichen Nachteilen auch politische und soziale Störungen hervorrufen.

Anders steht das Urteil, wenn man Theaterdichtung und Theater auf die ihrem Wesen entsprechenden Ziele der ästhetischen Läuterung und der poetischen Erhebung über das alltägliche Getriebe des Lebens beschränkt und von ihnen keine moralische Besserung, keine ethische

Erziehung verlangt. Das Schöne und Anmutige, nicht das Wahre und Gute ist ihr Reich, sie sollen nicht Bürger, sondern Menschen bilden, und zwar nicht im abstrakten und rein idealen Sinne, sondern konkrete Wesen, denen nichts Menschliches, auch nicht die Schwächen des Fleisches, fern liegt. So betrachtet, kann die Bühne die ihr von Schiller gestellte Aufgabe der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes lösen und zu einem völkerverbindenden Institute werden, das uns über die Schranken der Individualität und Nationalität hinausträgt. Die große Masse wird in Thaliens Räumen nur Unterhaltung und Zeitvertreib suchen und ihr zu Gefallen wird die Bühnendarstellung vom Kothurn oft zum Soccus herabsteigen müssen. Aber der Höherstrebende wird, von den Sorgen des Alltaglebens, den Parteigegensätzen des Tages, der Enge des bürgerlichen Berufes angeekelt, stets im Reiche der Träume seine Zuflucht suchen und eine Verkörperung der Gebilde dieses Reiches auf der Bühne, die ihres wahren Berufes eingedenk ist, finden.

Wie in den beiden Diskursen über Wissenschaften und Künste und über die politische Ungleichheit, so haften auch in diesem Briefe Rousseau die Eindrücke der kleinbürgerlichen Verhältnisse Genfs und seiner calvinistischen Jugendanschauungen an, zu einem freien und hohen Standpunkt erhebt er sich nicht. Aber als scharfe Kritik der Tageskultur fand diese Auseinandersetzung ebenso reichen Beifall und heftige Gegnerschaft, wie seine Erstlingsdiskurse. d'Alembert selbst, von der Wahrheit vieler Bemerkungen betroffen, antwortete nur schonend und vorsichtig, im Kreise der Encyklopädisten gönnte man Voltaire die Niederlage, die eigentlich er, nicht sein Stellvertreter, erfahren hatte. Rousseau selbst war weniger befriedigt, die Ideale der Dichtung und Kunst hatte er nicht so ganz auf die Gemeinplätze bürgerlicher Moral herabgedrückt, um an dem Zerstörungswerke Freude empfinden zu können. Die Genfer Geistlichkeit frohlockte, während Voltaire im stillen sich erboste. Moultou namentlich begann seit der Veröffentlichung des Briefes eine eifrige Korrespondenz mit Rousseau und hielt mit ihm fest gegen Voltaire zusammen, bis des letzteren edelmütige Verteidigung der Familie Calas ihn zu der Fahne der Voltaireschen Aufklärung führte. Aus einer süd-französischen Familie stammend und vor dem Glaubensdrucke, der noch im 18. Jahrhundert die Protestanten des fran-

zösischen Südens heimsuchte, nach Genf geflohen, hatte Paul Moultou den geistlichen Beruf ergriffen, ohne als bloßer Schutzbürger über eine untergeordnete Stellung hinauszukommen. In nebelhafter Unklarheit zwischen Theologie und Philosophie, zwischen Glauben und Zweifel schwankend, mit seinem Berufe, dem er nur aus Rücksicht auf seinen Vater und seine Familie, trotz seines Wohlstandes, nicht entsagte, und mit seinen Berufsgenossen im Streite, hat er als Freund Rousseaus und Voltaires ein gewisses Anrecht, in der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts genannt zu werden. Wie Moultou, so erfreute sich auch Jacob Vernes, ein jugendfrischer, höherstrebender, auch litterarisch thätiger Theologe an jener schneidigen Abwehr und wurde gleichfalls Rousseaus engerer Freund, bis das religiöse Glaubensbekenntnis im „Emile“ die Ursache des Zwistes gab. Jacob Vernet und Pfarrer Roustan, zwei glaubenseifrige, aber doch der Zeitanschauung Rechnung tragende und damals noch mit Voltaire freundschaftlich verkehrende Männer, sahen jetzt in Rousseau den Vorkämpfer ihrer geistlichen Prärogative, bis auch sie der „Emile“ über ihren Irrtum aufklärte und zu Gegnern ihres Mitbürgers machte.

Das Verhältnis, in welchem Rousseau schon seit dem Sommer 1754 zu diesen meist jüngeren Geistlichen stand, wurde somit enger geknüpft und durch gegenseitigen Briefaustausch erhalten. Da Rousseau mit Voltaire noch in einer Art Waffenstillstand lebte, so konnten diese neuen Freunde auch die Gastfreundschaft des Patriarchen annehmen und mit ihm so lange nähere Beziehungen pflegen, als die Rücksicht auf ihre amtliche Stellung sie nicht von ihm trennte und sogar zu seinen litterarischen Gegnern machte. Nur Moultou hielt sich von dem Verherrlicher Ludwigs XIV. und dem Verkleinerer Calvins noch jahrelang mißtrauisch fern.

Eine Verfeindung mit d'Alembert konnte durch den Brief kaum herbeigeführt werden, da Rousseau jeden persönlichen Groll fernhielt, vielmehr des Gegners Bedeutung vollauf anerkannte und d'Alembert in seiner ruhigen Objektivität sachlichen Gründen stets Rechnung trug. Beide blieben äußerlich wenigstens Freunde, d'Alembert gab seiner Bewunderung für die Heloïse und den Emile in zwei Schreiben Ausdruck und riet später dem überall verfolgten Rousseau, im Kanton Neuchâtel Friedrichs II. Schutz zu suchen.

Erst zu einer Zeit, wo Rousseaus Mißtrauen und Menschenhaß fast krankhaft wurden, hegte dieser gegen d'Alembert den Verdacht, einen für ihn wenig günstigen Brief Friedrichs II. gefälscht zu haben, obwohl der Engländer Walpole der Schuldige war. Da nun d'Alembert auch Humes und Voltaires Partei gegen ihn nahm, so wurde jetzt der Pariser Philosoph von Rousseau in die Liste der ärgsten Heuchler eingetragen und mit noch größerem Hasse verfolgt, als selbst Diderot und Grimm.

Den Brief an d'Alembert kann man als erstes Signal zu dem Kampfe Rousseaus gegen Voltaire ansehen, wiewohl die Kriegserklärung erst im Juni 1760 erfolgte. Die Gegensätze in beider Charakter und litterarischer Stellung eingehend hervorzuheben, würde die Grenzen des uns gesteckten Raumes überschreiten, kurz nur seien sie angedeutet. Der eine machte die Verbreitung der Aufklärung zu seinem Lebensziel, der andere wurde mit jedem Jahre ihr leidenschaftlicherer Gegner, der eine pries Kunst und Wissenschaft als die höchsten Güter der Menschheit, der andere verdammte sie als Werkzeuge der gesellschaftlichen Entartung. Der eine verteidigte nicht nur den aufgeklärten Despotismus, sondern auch den eines Ludwig XIV., weil er Kunst und Litteratur schirmte und so der philosophischen Aufklärung unbewußt die Wege bahnte, der andere verwarf jede Form des königlichen Absolutismus und pries die unbedingte Volkssouveränität. Wohl war auch Voltaire bestrebt, die besseren Schichten des Bürgerstandes zur politischen Freiheit und Selbstthätigkeit emporzuheben, aber an eine Aufklärung des gesamten Volkes dachte er auf staatlichem Gebiete so wenig wie auf religiösem. Sein theologisches Glaubensbekenntnis suchte der eine in die Schranken eines verstandesmäßigen Deismus zu zwängen, der andere stellte dem eine Religion des Gemütes und Herzens gegenüber. Darum zeigt sich Rousseau in seinen vertraulichen Briefen als derselbe Theist, wie der „savoyische Pfarrer" im „Emile", denn des Herzens Stimme ist keine doppeltönige; Voltaire dagegen ist in seiner Korrespondenz ein anderer, als in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften. In jener heißt es: Weg mit allem, was die Kirche gelehrt und geschaffen („Ecrasez l'infame"), in diesen versichert er, mit durchsichtiger Ironie allerdings, seine demütige Unterordnung unter die kirchliche Autorität und seine Zugehörigkeit zum Katholizismus gegen-

über dem ketzerischen Protestantismus und Jansenismus. Rousseau wandte sich mit seinen politischen und religiösen Gedanken an die breitesten Schichten des Bürger- und Bauernstandes, und verschmähte eine Besserung oder Umwälzung des Bestehenden, die von oben nach unten, von der Regierung zum Volke ging, obwohl er fest überzeugt war, daß eine Revolution von unten nach oben zunächst unmöglich blieb. Voltaire erwartete alle Reformen von der besseren Einsicht der Regierenden, verlangte daher keine gänzliche Umgestaltung des Staatswesens in Rousseaus Sinne, und beschränkte seine Bestrebungen und Hoffnungen auf die Erlangung der Glaubens- und Preßfreiheit, die Beseitigung der schlimmsten Ausartungen des weltlichen und kirchlichen Systems. Rousseau hoffte auf Fürsten so wenig, wie auf ihre Minister und Beichtväter, haßte jede Vermittelung, jede vorsichtige Anbequemung an die Machthaber des Tages und wies jede Abschlagszahlung an das Volkswohl zurück, wenn er die ganze Summe seiner theoretischen Forderungen nicht erhalten konnte. Mit den anderen Vorkämpfern der Aufklärung teilte er wohl den Gegensatz zur herrschenden Kirche, zur katholischen nicht minder, wie zur protestantischen, aber in seinem politischen Radikalismus und sittlichen Rigorismus, in seinem Hasse gegen die Schauspielkunst und die öffentlichen Lustbarkeiten zeigte er sich als Zögling des Calvinismus, dem er später wieder aus Überzeugung sich zuwendet, nachdem nur der Zwang der Verhältnisse und der Leichtsinn der Jugend ihn dem Katholizismus in die Arme geführt hatten. Am schroffsten standen sich die beiden in ihrem Verhältnisse zur Gesellschaft gegenüber. Sein Leben lang sehnte sich Voltaire nach den warmen Sonnenstrahlen der Hofgunst und dem Beifall der vornehmen Welt, wußte daher mit den verachteten Höflingen und verhaßten Pfaffen sich geschickt abzufinden und sich innerhalb der Aristokratie und Hierarchie häuslich einzurichten. Obwohl aus dem Bürgerstande hervorgegangen, wie Rousseau, hatte er bis zum 60. Jahre unter Fürsten und Großen gelebt, fühlte sich in seinem Délices und in Ferney als verlassener Einsiedler und suchte durch seine ausgebreitete Korrespondenz die Fühlung mit den Höfen Europas zu erhalten. Rousseau dagegen hatte seine Kindheit und reifere Jugend meist in kleinbürgerlichen Verhältnissen oder gar in den schmutzigsten Tiefen des Lebens zugebracht, stand der vornehmen

Welt, selbst als er zum berühmten Schriftsteller geworden war, mißtrauisch und scheu, wie ein Fremdling aus fernen Landen, gegenüber und sehnte sich aus dem Geräusch der Hauptstädte nach der einsamen Natur der Wälder und Triften. Voltaire suchte als feiner Weltmann sich den Vorurteilen der Gesellschaft anzubequemen, die Freunde zu preisen, die Feinde zu schonen, so lange sie selbst nicht zum Angriff übergingen, Rousseau kämpfte mit rücksichtsloser Schärfe gegen Sitten und Meinungen der vornehmen Welt, haßte alle Verfeinerung des geselligen Lebens, stieß die Freunde mit reizbarem Eigenwillen zurück und griff die Feinde ohne Schonung im Namen der Tugend und Wahrheit an. Ihm galt die Aristokratie und Hierarchie nichts, der Bürger und Bauer alles. Wohl wirft das große Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts seine vergoldenden Strahlen auch auf Voltaires Leben und Wirken. Die kirchlichen Leibeigenen im Jura, die Opfer richterlicher Brutalität und der Beamtenwillkür verteidigte er mit hingebendstem Eifer, aber die stumpfe Masse war für ihn, welcher die Menschen kannte, doch nur jene „populace", die zu geistiger Trägheit verdammt ist und „Gras fressen muß, wie die Ochsen auf dem Felde". Selbst der kirchliche Glaube schien ihm für den Pöbel nötig. Vornehmen Freunden enthüllt er sein skeptisches Glaubensbekenntnis in den Worten: „Glauben Sie, daß zwei mal zwei vier ist und nichts weiter", aber zugleich fügt er die Mahnung hinzu: „Wenn Sie ein Dorf zu regieren haben, so ist Gott dazu nötig".

Voltaires Scharfblick erkannte frühzeitig Rousseaus Übertreibungen und Schwächen, nicht aber seine bedeutungsvollsten und edelsten Vorzüge. Über den „Discours sur l'inégalité parmi les hommes" spottet er in einem Briefe an Rousseau mit anmutigster Schalkheit und verzichtet auf ernste Diskussion. Der Urmensch Rousseaus, so äußerte er sich später, sei noch bedauernswerter, als die Irokesen, die sich wenigstens Feuer und Waffen verschaffen könnten. Aber die Urbanität des feingebildeten Weltmannes scheute vor einem Bruche mit dem sonderbaren Schwärmer zurück, obwohl dieser schon in einem Briefe vom 30. Januar 1750 dem gefeierten Philosophen der europäischen Gesellschaft mit seinem scharfen Rechtsbewußtsein und seinem gekränkten Tugendstolz schroff gegenübergetreten war. Noch jahrelang dauert der freundschaftliche Brief-

wechsel beider, noch 1755 ladet Voltaire den Naturfreund zu einem Besuche in den Délices ein, um an dem „Wasser seines Brunnens, der Milch seiner Kühe und den Gemüsen seines Gartens“ sich zu laben. Er verzieh es sogar, daß Rousseau einen seiner Briefe andern mitgeteilt und dadurch eine unbefugte Veröffentlichung herbeigeführt hatte, und war vorsichtig genug, in seiner Weltgeschichte gegen Rousseaus ersten Diskurs ohne Nennung des Autors zu polemisieren. Als Voltaires Gedicht über die Einäscherung Lissabons durch jenes schreckliche Erdbeben, das in ganz Europa Entsetzen hervorrief, erschienen war und die Wandlung des bisher dem Optimismus zuneigenden Philosophen zum entschiedenen Pessimismus kundgab, richtete Rousseau, auf Pfarrer Roustans Anregung, einen sehr breit angelegten Brief an ihn, in welchem er des Menschen Eigennutz und Habgier für alles Böse in der Welt verantwortlich macht und Gottes Allweisheit mit den Unvollkommenheiten der von ihm geschaffenen Welt zu vereinen sucht und Voltaire ging über die sachlichen Gründe seines Gegners wieder mit weltmännischem Humor hinweg. Rousseaus Schreiben erschien nun 3 Jahre später (1759), vielleicht ohne sein Zuthun, in einer französischen Zeitschrift, die der litterarische Freibeuter Formey in Berlin herausgab, und so kam zu dem Mißfallen über den „Brief an d'Alembert“ noch ein wohlberechtigter Anlaß zum Abbruche der bisherigen Beziehungen für Voltaire hinzu. Die brieflichen Äußerungen beider gaben bereits wechselseitige Abneigung in scharfer Form kund. 1757 schon hatte Voltaire Rousseaus Zurechnungsfähigkeit in Zweifel gezogen, und Rousseau seit dem Erscheinen des Artikels über Genf seinen geistlichen Freunden in der Rhonestadt Urteile über den „Patriarchen“ anvertraut, die diesem nicht verborgen bleiben konnten. Giftigen Haß atmet namentlich Rousseaus Schreiben an Moultou vom 29. Januar 1760, in welchem Voltaire als der Verderber der Genfer Bürgertugend hingestellt wird. So war das rücksichtslose Absageschreiben Rousseaus (vom 17. Juni 1760) schon durch Kundgebungen wechselseitigen Hasses vorbereitet. Wie immer in seiner Polemik, kennt auch hier Rousseau weder Form, noch Sitte, weder Bescheidenheit, noch Duldsamkeit, sogar das Einatmen der Genfer Luft findet er unerträglich, wenn Voltaire im Dunstkreise seiner Vaterstadt hause. Die Bestrebungen Voltaires und d'Alemberts,

für Genf ein Theater zu schaffen, waren die Hauptursache von Rousseaus Groll gewesen, jetzt schienen ihm die Übel, welche Voltaires Nähe über die Rhonestadt bringe, so schlimm, daß selbst das Theater ein Heilmittel derselben werden könne. (Brief an Moultou vom 29. Januar 1760). Selbstredend nahm nun auch Voltaire keine weitere Rücksicht, karrikierte Rousseaus Person und Ansichten in mehreren boshaften Flugschriften und suchte besonders den Erfolg der Nouvelle Héloïse durch seinen vernichtenden Sarkasmus uumöglich zu machen. Doch ehrte er in Rousseau den Bundesgenossen gegen den kirchlichen Dogmenglauben und zollte daher dem „Glaubensbekenntnis des savoyschen Pfarrers" Beifall, während er die übrigen Teile des Emile schonungslos und ungerecht beurteilte. Aus der Kaste der Philosophen war Rousseau zwar nach seiner Meinung ausgestoßen, aber in dem richtigen Bewußtsein, daß dieser alleinstehende Sonderling ohne Rang und Verbindungen das Lebenswerk des ersten Vorkämpfers der Aufklärung, der alle Freidenkenden in ganz Europa hinter sich hatte, zerstören und seinem Ruhme auch in der vornehmen Welt Schach bieten könne, verschärfte er den Ton seiner brieflichen Äußerungen über Rousseau mehr und mehr und ward nicht müde, den bald überall Verfolgten und Geächteten zu höhnen und herabzusetzen. Wir werden später auf die unerquicklichen Einzelheiten des Zwistes noch zurückkommen müssen.

VIII. Die schönen Tage von Montmorency.

Aus dem stillen Gartenhäuschen Mont Louis, das, abgesehen von seiner Enge, auch dem Einsturz drohte, wurde Rousseau 1759 durch die Gunst eines neuen Gönners, des Herzog von Luxemburg, befreit. Zunächst allerdings verstand er sich nur dazu, während des Baues in Mont Louis das kleinere Schloß des benachbarten Montmorency zu bewohnen, später aber teilte er seinen Aufenthalt wenigstens zwischen Mont Louis und Montmorency und widmete sich auch den Gesellschaften in der herzoglichen Familie. Charles François Frédéric von Montmorency-Luxemburg, damals, 1759,

ein noch rüstiger Militär von 57 Jahren, ist einer von den wenigen Freunden Rousseaus, denen dieser bis über ihren Tod hinaus volle Zuneigung bewahrt hat, und er verdiente das in der That. Ein Aristokrat im vollsten und besten Sinne des Wortes, voll Vaterlandsliebe und Königstreue, aber ein Feind alles höfischen Servilismus, von gerechtem Stolz auf seiner Ahnen Glanz und seine eigenen Verdienste als Offizier und Diplomat erfüllt, aber von beschränktem Kastengeist so gänzlich frei, daß er den menschenscheuen Einsiedler in dem halbverfallenen Mont Louis aufsuchte und ihm nachher bei den Gastmählern in seinem Schlosse einen Ehrenplatz einräumte, so war der Herzog geschaffen, Rousseau mit der Aristokratie Frankreichs auszusöhnen. Bald konnte Rousseau des hohen Herrn Edelmut in einer für diesen recht peinlichen Angelegenheit auf die Probe stellen. Derselbe Palissot, welcher schon in Nancy seinen Witz an Rousseau gekühlt hatte, verspottete 1759 in einer geist- und witzlosen Komödie die aufklärenden Philosophen, mit Ausnahme des ihm befreundeten Voltaire, und die Comédie française hatte die Taktlosigkeit, das Stück aufzuführen. Eine Tochter des Herzogs von Luxemburg, die Prinzessin von Robecque, ließ sich, obwohl schwer krank, zu jener Vorstellung hintragen und spendete dem Stücke unverdienten Beifall. Bald nachher suchte Abbé Morellet, ein scharfer Geist von reichen Gaben und vielseitigen Kenntnissen, die angegriffenen Philosophen an Palissot zu rächen und beging die Unvorsichtigkeit, in seiner „Vision de Palissot“ betitelten Satire auch jene Prinzessin von Robeck auf rückhaltlose Weise mitzunehmen. Da die Dame bald darauf starb, so sperrte man, schon um der gekränkten Familie Luxemburg willen, jenen Morellet in die Bastille, Rousseau aber verwandte sich auf d'Alemberts Bitten beim Herzog von Luxemburg und bewirkte des Abbés baldige Freilassung. Ein Dankschreiben d'Alemberts vom 30. Juli 1760 bezeugte den wichtigen Dienst, welchen der aus der Philosophenkaste ausgestoßene Jean-Jacques allen französischen Philosophen mit edelmütiger Aufopferung geleistet hatte.

Auch die zweite Gemahlin des Herzogs von Luxemburg, Madeleine Angélique de Neufville-Villeroy, verwitwete Herzogin von Boufflers, damals eine Dame von 52 Jahren, ist in ihrem Verhalten gegen Rousseau tadellos gewesen. Wenn der briefliche Verkehr mit Rousseau schon einige Jahre nach ihres Gatten Tod

(† Juni 1764) aufhörte und er sich über ihre Unaufrichtigkeit beklagte, so ist die Schuld sicher in seinem gesteigerten Mißtrauen und Menschenhaß zu suchen. Was der Pariser Klatsch sich von den Jugendsünden der Dame erzählte, ist, mit dem Maßstabe damaliger Korruption gemessen, nichts erheblich Schlimmes, und wenn ihrem modischen Sinne Rousseau auch nur als eine ungewöhnliche Spezies des Menschengeschlechtes galt, die man ihrer Seltsamkeit wegen in den Salons vorzeigte, so hat sie doch warmen Anteil an seinem Schaffen genommen, seine Heloïse eifrig bewundert und um die Publikation des ihr weniger sympathischen Emile sich Mühe gegeben. Für sie machte Rousseau einen Auszug aus der in die Nouvelle Héloïse eingeschobenen Episode: „Aventures de Milord Edouard“, in welcher man mit Unrecht boshafte Anspielungen auf die Herzogin selbst vermutet hat. Sie ertrug mit herablassender Güte des Genfers gesellschaftliche Eigentümlichkeiten und wechselte mit ihm eine Reihe Briefe, die eine wohlwollende und aufrichtige Teilnahme bekunden.

Eine Verwandte der Herzogin, die Komtesse de Boufflers-Rouvel, scheint im ganzen nicht besser, als die vielen Modedamen der französischen Salons gewesen zu sein, aber auch sie hat dem mißtrauischen Rousseau stets mit hilfbereitem Wohlwollen zur Seite gestanden, sich namentlich in seinem Zwiste mit Hume edel benommen und das freundschaftliche Verhältnis zu ihm erst gelöst, als zwingende Standesrücksichten dies geboten.

Ihr Geliebter, Louis François de Bourbon, Prinz von Conti, in seinem Charakter vielfach dem Herzog von Luxemburg verwandt, wurde in der Gesellschaft von Montmorency Rousseaus Freund und Gönner und nahm sich noch neun Jahre später des aus England Geflohenen und verlassen Umherirrenden hilfreich an. Bis zum Sommer 1769 blieb er in Briefwechsel und persönlichem Verkehr mit ihm; auch hier scheint Rousseaus absonderliches Benehmen die Hauptursache der Entzweiung gewesen zu sein.

Durch seine Verbindung mit der Familie Luxemburg machte Rousseau die nähere Bekanntschaft des edlen Chrétien Guillaume Lamoignon Malesherbes, der in seiner Stellung als „Direktor des französischen Buchhandels“ die Bücherzensur mit humanem Wohlwollen übte und der Verbreitung der aufklärerischen Schriften große Dienste leistete. Sein wechselvolles, durch die Unbeständigkeit der

6*

französischen Souveräne schwergeprüftes Leben beschloß er 1794 auf der Guillotine, nachdem er als 71jähriger Greis noch dem vom Konvente gerichteten Ludwig XVI. in seinen letzten Tagen beigestanden hatte. Sein Zensoramt machte ihm eine so ausschließliche Teilnahme für Rousseaus Schriften, wie er sie gern gezeigt hätte, unmöglich, öfter mußte er Rousseaus Vorhaltungen wegen Streichung gefährdender Stellen und andrer geschäftlicher Maßnahmen erdulden, aber er gewann gleichwohl das volle Vertrauen des so leicht Mißtrauischen und blieb ihm auch zugewandt, als die Parlamentsräte, Malesherbes' Amtsgenossen, den Emile und dessen Autor verfolgten. Daß er in seinem eigenmächtigen und ungeschickten Wohlwollen die Mitschuld an dieser Verfolgung trug, werden wir späterhin sehen, aber Rousseau wurde selbst hierdurch nicht an der aufrichtigen Gesinnung seines Gönners irre und schüttete ihm sein Herz aus, wie nur wenigen vertrauten Freunden.

Endlich wurde der damals fast allmächtige Minister Choiseul, der Vertraute der Pompadour, durch die Luxemburgs auf Rousseau aufmerksam gemacht und beabsichtigte, ihn wieder in den diplomatischen Dienst zu ziehen, was Rousseau aus Gesundheitsrücksichten ablehnen mußte. Das feindliche Verhältnis des letzteren zur Pompadour und später zum Pariser Parlamente machte ihm eine wirksame Teilnahme unmöglich, die Intriguen aber, deren Rousseau den Minister dann beschuldigte, sind wohl nur ein Produkt seiner aufgeregten Phantasie gewesen.

Dieser vornehme Kreis, der in Montmorency während des Sommers sich zusammenfand, bot Rousseau einen erwünschten Ersatz für das verlorene Paradies der Ermitage, und seinem Hange zur Naturschwärmerei konnte er in Mont Louis und dem kleinen Schlosse von Montmorency nach Herzenslust sich hingeben. Man nahm alle erdenkbare Rücksicht auf Rousseaus übertriebene Empfindlichkeit, verbarg vor ihm mit zartem Takte das Mißfallen über die mancherlei Verstöße gegen das Zeremoniell, die er wissentlich und unwissentlich beging. Nur der etwas blasiert-geckenhafte Marquis von Villeroi, Luxemburgs Neffe, zeigte sich weniger duldsam und bereitete ihm einmal eine arge Verlegenheit. Rousseau hatte seinen Hund, den treuen Begleiter in der Einsamkeit, aus Duc in Turc umgetauft, weil er den Herzog von Luxemburg durch die erstere Bezeichnung zu

verletzen glaubte; Villeroi zwang ihn nun, die Ursache der Namensänderung vor versammelter Gesellschaft mitzuteilen und sich hierdurch zur Zielscheibe des allgemeinen Gelächters zu machen. Wenn auch der mit dem feinen Tone wenig Vertraute bald durch zu große Kordialität, bald durch übertrieben steife Zurückhaltung verletzte, bald Aufmerksamkeiten von geringem Wert zurückwies, bald rückhaltlos die Börse seines Gönners in Anspruch nahm und wenn auch sein Verhältnis zu Therese störend blieb, so wären die schönen Tage von Montmorency nicht so plötzlich zu Ende gegangen, wenn nicht die Verfolgung des „Emile“ den Luxemburgs und ihrem Anhange eine fernere Gastfreundschaft gefährlich erscheinen ließ. Um seiner Gönner willen räumte Rousseau in aller Eile das gastliche Schloß von Montmorency und die stille Behausung von Mont Louis und begann ein 8jähriges Abenteurerleben, bis er in Paris die Ruhe des Einsiedlers und in Ermenonville die Stille des Grabes fand.

IX. Der Contrat social.

So wenig, wie den beiden Diskursen Rousseaus der Grad von Originalität zugestanden werden kann, welchen Zeitgenossen und Späterlebende ihnen zuschrieben, so wenig sind auch die Grundgedanken des „Contrat social“, durch den er so wesentlich zum völligen Umsturze des Bestehenden in der Zeit der großen französischen Revolution beitrug, durchaus neu oder ungewöhnlich. Denn die Ansicht, daß die Summe aller staatlichen Gewalt im Volke liege, von diesem auf verantwortliche Beamte übertragen, aber jederzeit auch unmittelbar ausgeübt und den Mandataren entzogen werden könne, beherrscht die republikanischen Verfassungen Griechenlands und Roms. Der Theorie nach war hier die Volksversammlung der Souverän und übte faktisch auch die oberste Gewalt, so lange die Gemeinwesen noch klein und in ihren äußeren, wie inneren Beziehungen auf sich selbst beschränkt waren. Erst die Handelsverbindungen, Seefahrten, Kriege, die Wechselwirkungen der Litteratur und Kunst haben die alten Formen der Demokratie gesprengt und

die Herrschaft eines oder einzelner durch Reichtum, Unternehmungsgeist oder Kriegsglück emporgetragener Männer begründet. Freiheit und Gleichheit sind zwei unzertrennliche Begriffe; je mehr die Unterschiede der Bildung, des Wohlstandes, der gesellschaftlichen Stellung sich erweitern, desto mehr klafft auch die Volksfreiheit auseinander und in ihre Risse und Spalten dringt die Selbstsucht des Gewaltherrschers, nenne er sich nun König, Tyrannos, Archon, Senat, Imperator, Protektor, Präsident, ein. Da aber der Zustand völliger Gleichheit vor der Zeit aller geschichtlichen Kunde liegt, so kennt die Geschichte auch keine völlige Volksfreiheit, keine reine Demokratie. Selbst in Athen, der freiesten aller Republiken, fluchten Tausende von Sklaven unter Druck und Gewaltthat, Tausende von Schutz- und Halbbürgern hatten an den Rechten des souveränen Volkes keinen Teil. In Sparta bestand die Volkssouveränität in dem Rechte des Wählens und Jasagens, und von dem Anteil an Ämtern und Würden waren die alteingesessenen Heloten und Periöken durch die Gewaltherrschaft der eindringenden Spartiaten ausgeschlossen worden. In Rom wurde ein volksfreundliches Königtum durch eine eigenwillige, die Volksrechte mißachtende Aristokratie gestürzt, von dem Gewinne an Macht, Ehre und Reichtum ein großer Teil des Volkes ferngehalten und die Staatsleitung in dem festgeschlossenen Senate konzentriert. Erst die Lockerung der straffen republikanischen Ordnung gab den unterdrückten Halbbürgern ihren Anteil an der Souveränität und die politische Gleichstellung mit den Patriziern, erst der Sturz der entarteten Adelsherrschaft durch die Cäsaren führte die untersten Schichten zu bürgerlichen und staatlichen Rechten. Freiheit und Republik fallen demnach so wenig zusammen, daß vielmehr die Untergrabung der republikanischen Verfassungsformen öfters den Weg zur Freiheit bahnt und in Rom, wie in Sparta jahrhundertelang ein schwerer Despotismus des Adels im Namen republikanischer Freiheit schalten konnte. So lernen wir die Zustände des Altertums kennen, seitdem die Leuchte der Kritik nach und nach in die dunklen Gänge der berechneten Parteilügen und leichtgeglaubten Legenden griechisch-römischer Geschichtschreibung eingedrungen ist; Rousseau kannte sie nur aus Plutarch, dem die Wirklichkeit der Menschen und Dinge im verschwommenen Lichte aus weiter Ferne und in dem Phrasennebel unwahrer Rhetorik entschwand, oder aus

Plato, der sich zum idealisierenden Verherrlicher und doktrinären Vorkämpfer der Aristokratie aufwarf, als ihr die geschichtliche Fortentwickelung selbst in Sparta den Boden entzogen hatte. Auch in seiner Vaterstadt Genf war die Volksherrschaft in die Hände einer enggeschlossenen Zunft übergegangen und die Zeit noch nicht gekommen, wo das französische Jakobinertum dem Pöbel überließ, was es dem Adel und Bürgerstand entrissen hatte. Wohl kannte Rousseau den wahren Stand der Dinge schon durch seines Vaters Schilderungen und die Eindrücke seiner Jugend, aber im despotischen Frankreich hatte er auch das bescheidene Maß von Freiheit schätzen gelernt, welches der kleine Rat den Genfer Voll- und Schutzbürgern ließ. Indem er daher die Blicke nur auf die ursprüngliche Form des Genfer Staatswesens richtete, die Verfassung der Rhonestadt nur in ihrer theoretischen Reinheit, nicht in den thatsächlich bestehenden Einschränkungen betrachtete, konnte er auf Grund derselben das Gebäude seines „Contrat social“ errichten. Erst später, als die Genfer Oligarchie ihn zum Verzichte auf sein Bürgerrecht zwang und die Vertreter des souveränen Volkes, die sich ihres berühmten Mitbürgers annahmen, von der Schwelle wies, wurde das Trugbild, welches ihm den Weg vorangeleuchtet hatte, von ihm selbst schonungslos in den „Briefen vom Berge“ zerstört.

Neben den Überlieferungen von Griechenland und Rom und von dem Genf des XVI. Jahrhunderts, bestimmten aber die Lehren der Philosophen des XVII. Jahrhunderts seine Auffassung.

Nachdem zuerst die Jesuiten die Lehre von der Übertragung der weltlichen Gewalt durch das Volk bis zu der äußersten Konsequenz des Tyrannenmordes geführt hatten, um die mit ihnen verbundene päpstliche Gewalt über die der Fürsten zu heben, war dann diese Idee der Volkssouveränität und ihrer zeitweiligen Überlieferung an verantwortliche Beamte teils im Interesse des Königtums, teils im Sinne republikanischer Freiheit in Deutschland, England und den Niederlanden weiter ausgesponnen worden. Der königstreue Philosoph Hobbes, dem die Puritaner und die englische Revolution das Leben verbittert und den sie zur Flucht veranlaßt hatten, konstruierte aus dieser Idee heraus einen unbedingten Absolutismus der weltlichen Gewalt in staatlichen, wie in kirchlichen Dingen, wobei er der Kirche nur die Rolle eines untergeordneten Werkzeuges zuwies.

Locke, dem als Günstling der oranischen Dynastie die Aufgabe zufiel, Jakobs II. Entthronung im Jahre 1688 und die damals zwischen dem neuen Herrscher und dem englischen Parlamente vereinbarte Verfassung philosophisch zu rechtfertigen, nahm nur eine teilweise Übertragung der Souveränität an die Krone an, während der andre, wesentlichere Teil den vom Volke erwählten Vertretern blieb. Den englischen Verhältnissen entsprechend, konnte er unter dem Begriff des souveränen Volkes auch nur die wahlberechtigten Bürger verstehen, höchstens denselben auf alle Besitzenden und Steuerzahlenden erweitern, nicht aber den ganzen Urbrei der Gesellschaft zum Inhaber der kontraktlich übertragenen Souveränität machen. Ebensowenig konnte er den Chimären der ursprünglich unterschiedlosen Freiheit und Gleichheit huldigen, sondern nur sich zu der Ansicht bekennen, daß die im freien Stande Geborenen frei, die Wahlberechtigten in ihrer politischen Stellung gleich seien. Unterschiede der Stände und Konfessionen, die in England so scharf ausgeprägt waren, mußte er als vollberechtigt anerkennen, die religiöse Duldung den Sektierern nur insoweit zugestehen, als sie dem anglikanischen Kirchenwesen nicht feindlich entgegentraten, sie aber von Ämtern und Ehren ausschließen. Die Volksfreiheit ist also bei Locke ebenso eingeschränkt, wie die königliche Gewalt, und der Schwerpunkt des Staatswesens liegt im Parlamente, zu dessen Wahl und Zusammensetzung aber nur Adel, Geistlichkeit und ein Teil des Bürgertums mitwirken.

War Hobbes' System ein durchaus absolutistisches, das Lockes ein konstitutionelles, so hatte schon des ersteren Zeitgenosse, der aus den Niederlanden infolge politischer und kirchlicher Wirren vertriebene Grotius, die Volkssouveränität und Übertragungstheorie im Sinne der Aristokratie geltend gemacht. Im Interesse der letzteren gestand er dem Volke, das er nur unter der Leitung aristokratischer Männer, gemäß der geschichtlichen Entwickelung der niederländischen Freiheitskämpfe, sich vorstellen konnte, das Recht des Aufstandes gegen den Herrscher, allerdings mit vorsichtigen Einschränkungen, zu. Ständische Rechte und Interessen vertraten auch die deutschen Vorkämpfer der Volkssouveränität, ein Althusen und Pufendorf, und in Frankreich diente der Aufstand der sogenannten Fronde und die demagogische Thätigkeit eines Kardinal Retz nur der Herrschaft des von Richelieu herabgestürzten Feudaladels.

Stets also waren diese Theorien nur Mittel zum Zweck gewesen, bald sollten sie kirchlichen Anmaßungen, bald königlichen Übergriffen, bald den Standesvorrechten, bald den parlamentarischen Befugnissen eine rechtliche Grundlage geben. Um ihrer selbst willen und im Interesse des gesamten Volkes hat sie zuerst Rousseau geltend gemacht, der um Verfassungsformen sich wenig kümmerte, weil alle bestehenden doch nicht seinem politischen Ideale entsprachen, der nach der Monarchie so wenig, wie nach Aristokratie und Demokratie fragte. Darum ist sein Blick weniger auf die unmittelbare Gegenwart, die sich schwer im verklärenden Schimmer vorführen ließ, sondern auf die ferne, nach Plato und Plutarch idealisierte Zeit der griechischen und altrömischen Geschichte und auf die ihm am nächsten liegende, aber nur in ihrer ursprünglichen Reinheit angeschaute Genfer Verfassung gerichtet. Gegen seine Vorgänger Hobbes, Locke, Grotius verhält er sich gern polemisch und entlehnt ihnen nur einzelne Argumente, die seinen politischen Anschauungen entsprechen.

So ist seine Lehre von der kontraktlichen Übertragung der souveränen Gewalt aus Locke entnommen, mit dem er auch die Anschauung gemein hat, daß Religion und Kultus Staatssache seien, daß die Kirche nicht als zweite, gleichberechtigte Gewalt der staatlichen zur Seite oder gegenübertreten dürfe, daß die von der Staatskirche sich loslösenden Sektierer nur zu dulden seien, so lange sie selbst duldsam, ja daß Gottes- und Unsterblichkeitsleugner vom Staate auszuschließen seien. Dagegen billigt er die Einschränkung des Begriffes Volk auf die Wahlberechtigten oder Steuerzahler durchaus nicht und verwirft alles, was an englisches Standes- und Kastenwesen erinnert. Von Hobbes borgt er die Idee des staatlichen Despotismus, der ihm aber zum Despotismus des souveränen Volkes selbst wird, mit dem Jesuiten Mariana gibt er dem Volke das Recht der Absetzung und der Tötung seines Mandatars, ohne dabei der Kirche irgend welche Zustimmung oder Mitwirkung einzuräumen. Grotius hält er für einen verkappten Royalisten und dehnt das von diesem dem Volke zugestandene Insurrektionsrecht auf alle Fälle aus, wo der Mandatar nicht den Willen des Souveräns zur Geltung bringt.

Von Montesquieu, dessen Hauptgrundsatz: kein Adel, keine Monarchie ihm durchaus zuwider ist, hat er die Hervorhebung

äußerer Einwirkungen, wie Klima, Handelsverkehr u. s. w. sich angeeignet, im übrigen aber liegt der historische und naturwissenschaftliche Standpunkt seines großen Vorgängers ihm so fern, daß er vielmehr seine Theorien zunächst im abstrakten, luftleeren Raume entwirft und dann erst deren Realität an den Beispielen aus der alten und, was seltener, der neueren Geschichte prüft. Die Verherrlichung des römischen Staatswesens und der Adelsrepublik überhaupt teilt er mit ihm ebensowenig, seine innerste Neigung ist dem Staate Lykurgs, welchem sein Vorbild Plato weit mehr, als dem eigenen Vaterlande huldigte, zugewandt. Nachdem wir so die historischen Beziehungen erörtert haben, mögen die Grundgedanken seines Contrat social, wie oft sie auch schon in Geschichtsbüchern vorgeführt sind, hier noch einmal angedeutet werden. Zunächst seine Ansicht über die Entstehung des Staatswesens. Schon vor ihm waren hierüber bereits mancherlei Ansichten geäußert worden, von denen die eine ungefähr ebensoviel Berechtigung, wie die andere hatte, da die Geschichte hier nicht als Richterin auftreten konnte. Der eine ließ den Staat und die Staatsgewalt aus dem Kriegszustande aller gegen alle, der andere aus dem Rechte des Stärkeren hervorgehen, der dritte sah in ihnen eine Fortbildung der patriarchalischen Verhältnisse, andere gelangten schon auf Rousseaus Standpunkt, indem sie eine Übertragung der Staatsgewalt durch die Volksgemeinde um des Gesamtwohles willen annahmen, also schon den gesellschaftlichen Verband als bestehend voraussetzten. Von der übertragbaren Gewalt trennt nun Rousseau, schärfer, als irgend einer seiner Vorgänger, den unübertragbaren Willen des Volkes, und unterscheidet von diesem wieder den Einzelwillen und einen Willen aller, der nur die Vereinigung sämtlicher Einzelwillen ist. Beide, der Einzelwille sowohl, wie der Wille aller sind der Leidenschaft und dem Irrtum unterworfen, der Gesamtwille dagegen, obwohl von menschlichem Irren nicht frei, kann nie etwas dem Gesamtwohle Nachteiliges wollen, also auch nicht absichtlich thun. Er ist die höchste Instanz, gibt die Gesetze, kann alle Beschlüsse der Exekutive und Legislative, die nach Rousseau nur Gesetze vorbereitet und vorschlägt, ändern und aufheben, die Inhaber beider Gewalten absetzen und töten und ebenso alles korrigieren, was der Einzelwille oder der Wille aller gethan hat. Zur Erscheinung kommt er in

den Volksversammlungen, während ihrer Dauer ruhen alle andern Gewalten. Zweck der Gesetzgebung und alles dessen, was der Gesamtwille thut, ist Freiheit und Gleichheit. Die erstere ist aber wieder durch das Gesamtwohl eingeschränkt, auch Gleichheit herrscht nur insoweit, als der Arme seine Freiheit nicht verkaufen muß, der Reiche sie nicht erkaufen kann, als es keine übermäßig Reichen und keine völlig Vermögenslosen gibt. Das Recht des Privateigentums erkennt also Rousseau an, soweit es dem Gesamtinteresse nicht entgegensteht, sogar Vorrechte und Privilegien, die aber auf gesetzlicher Grundlage, nicht auf Dekreten der Exekutivgewalt beruhen sollen, will er dulden. Eine Vertretung des Gesamtwillens durch Deputierte, wie in unsern konstitutionellen Monarchien, hält Rousseau für unlogisch, da dieser Gesamtwille weder übertragbar, noch teilbar sei. Neben dem souveränen Volke gibt es also nur Beamte, die jederzeit absetzbar sind und mit ihrem Kopfe dafür haften, daß nichts dem Gesamtwohle Nachteiliges geschieht, mögen sie nun Verwaltungsbeamte, Feldherren oder Richter sein, mögen sie auf bestimmte Zeit ernannt, oder, wie Rousseau bei manchen Ämtern wünscht, durch das Loos gewählt sein. Die Ausübung des Gesamtwillens ist auch nur insoweit auf verschiedene Inhaber übertragbar, als nicht einer dem andern entgegenwirken, also etwas dem Volkswohle Nachteiliges thun kann. Darum sind zwei so grundverschiedene Gewalten, wie die staatliche und die kirchliche, für Rousseaus Theorie unvereinbar, beide müssen zusammenfallen und selbstredend dem Gesamtwillen untergeordnet sein. Religion und Kultus sind also Staatsangelegenheiten, die verschiedenen Religionen sollen friedlich neben einander bestehen, auch die der Minderzahl muß von den Bekennern der herrschenden geduldet werden, so lange sie nicht selbst unduldsam ist.

Wir erwähnten schon, daß der „Contrat social“ nur der Torso eines Riesenwerkes, der „Institutions politiques“ ist, von dem einzelne Fragmente durch Streckeisen-Moultou (Oeuvres et Correspondance inéd. de J.-J. Rousseau, Paris 1861, p. 223—259) veröffentlicht worden sind. Der Eindruck, den er bei seinem Erscheinen im Frühjahre 1762 auf die Zeitgenossen machte, war kein bedeutender, weil ihm die unmittelbare Beziehung zu den in Frankreich herrschenden Mißständen fehlte. Die französische Regierung begnügte sich damit, die von dem Verleger Rey in Amsterdam zur See nach Frankreich

geschmuggelten Exemplare zu konfiszieren, auch das Parlament ließ diese Schrift unbeachtet, während es gleich darauf gegen den „Emile“ um so schärfer vorging. Nur die Räte der Stadt Genf sahen die Gefahr, welche Rousseaus Doktrin bald über die Aristokratie der alten Zeit bringen sollte, richtig voraus und verbrannten daher den „Contrat social“ zugleich mit dem „Emile“ oder vielmehr den letzteren um des ersteren willen.

Die Hauptfehler dieses für die große französische Revolution so verhängnisvollen Werkes lassen sich dahin zusammenfassen, daß sein Autor nur als spekulativer Philosoph, nicht als objektiver Historiker urteilte. Für ihn gibt es keine Entwickelung der Gesetze, kein Wachstum der öffentlichen Institutionen, keine Übergänge und Vermittelungen, alles ist fertig und gewissermaßen aus der Pistole geschossen. Die Gegensätze des Despotismus und der Volksfreiheit sind nach ihm unüberbrückbar, die ganze politische Geschichte, welche an ihrer Ausgleichung arbeitet, kommt für ihn nicht in Betracht. Aber Rousseau war zugleich scharfblickend genug, um an der völligen Durchführbarkeit seines Staatssystems zu zweifeln, selbst in den Republiken der alten Welt findet er keine konsequente Verwirklichung seiner Ideen. In kleinen Gemeinwesen, die nicht viel über das Weichbild einer Stadt hinausgehen, die, in sich selbst abgeschlossen, auf Eroberungen, Kriegsruhm, Handelsbeziehungen, litterarischen Verkehr und Wechselwirkung des gesellschaftlichen Lebens verzichten, in denen Vermögen, Erziehung, Bildung, Sitten und Rechte annähernd gleich sind, vermag er sich eine ungefähre Realisierung seiner Gedanken vorzustellen. Daß so kleine Staaten auch ihre Unabhängigkeit zu verteidigen vermöchten, namentlich wenn sie der See, dem Wege so vieler Eroberer, fern lägen, war eine Chimäre, die auch der Hinweis auf Sparta und die Schweiz nicht zu einer historischen Thatsache erhebt, da beide zur Zeit ihrer Verteidigungskämpfe nicht mehr so unbedeutende, schwache Gemeinwesen waren. Athen und Holland, deren Freiheitskämpfe Rousseau auch zu gunsten seiner Theorie in die Wagschale wirft, hatten durch Seefahrt und Handel sich bereits eine Art Weltstellung erobert, als sie mit Persien und Spanien um ihre Existenz rangen. Von der an sich richtigen Vorstellung ausgehend, daß es weniger auf die Form der Verfassung, als auf die Trefflichkeit der Gesetze und ihrer Ausführung ankomme,

und daß die reine Demokratie für ideale Wesen, nicht für konkrete Menschen („für Götter, nicht für Menschen", sagte er) tauge, Monarchie und Aristokratie aber stets die Gefahr der Volksunterdrückung in sich schließen, meint er mit Montesquieu und Voltaire, die Verfassung sei an sich weder gut, noch schlecht, sondern in ihrer Wertschätzung von zeitlichen und örtlichen Verhältnissen abhängig, auf den Gesetzen allein beruhe die Volkswohlfahrt. Ein Gesetzgeber müsse daher ein nahezu vollendeter Mensch sein, wie deren nicht existierten, darum könne die Gesetzgebung nur das Werk des souveränen Volkes sein. Daß gerade für diese Aufgabe eine Volksversammlung, auch in einem kleinen Gemeinwesen, nicht geeignet ist, bedarf aber keines Nachweises.

Die Verhältnisse der antiken Republiken, in denen Gesetzgebung und Staatsleitung dem Namen nach Sache des Volkes waren, in Wirklichkeit aber nur von einzelnen hervorragenden Männern ausgeübt worden sind, kennt Rousseau meist nur aus den verschönernden, einseitig gefärbten Darstellungen eines Plato und Plutarch und hält sich mehr an die ursprüngliche Form derselben, als an ihre spätere Gestaltung inmitten der Parteiungen und Kämpfe. Wo er selbst sich als Geschichtsschreiber versucht hat, wie in seinem Abriß der Geschichte Genfs (herausgegeben von Sandoz, Neuchâtel 1861) und in seiner Einleitung zur Geschichte Lacedämons (siehe Jansen, Fragments inédits S. 11—15) ist er doktrinär und kritiklos, mehr noch als die philosophischen Historiker der Aufklärung. Seine andern Pläne, wie die Geschichte der Corsen, die Biographie Cosimos von Medici und Duvals kamen gar nicht zur Ausführung, mit richtiger Selbsterkenntnis fühlte er sich nicht zum Jünger Klios geboren.

Diese unhistorische Auffassungsweise Rousseaus macht es begreiflich, daß sein „Contrat social" erst in einer Zeit zur Geltung kam, die, wie die große französische Revolution, schonungslos mit dem geschichtlichen Herkommen aufräumte. Aber auch damals verlangte die harte Wirklichkeit ihre Rücksichten, die Verfassung von 1791, die meist nach dem „Contrat" zugeschnitten war, blieb daher auf dem Papiere. Rousseaus treueste Anhänger in der legislativen Versammlung und im Konvente, die doktrinären Girondisten, unterlagen den rücksichtslos dreinfahrenden Jakobinern, die aus seinen Lehren das herausnahmen, was ihnen paßte. Der Meister hatte

immerhin den abstrakten Begriff der Freiheit und Gleichheit etwas eingeschränkt und das Privateigentum nicht völlig verworfen, seine Jünger im Konvent, die Marat, Hébert, St. Just, steuerten offen auf Kommunismus und Anarchie hin. Den Volksdespotismus hatte allerdings auch Rousseau gepredigt, Robespierre, der von Begeisterung für den Genfer Philosophen überfließende Freiheitsschwindler und Tugendheuchler, machte daraus seine eigene Diktatur. Weislich hatte Rousseau nicht nur den Einzelwillen dem Gesamtwillen, sondern auch die Minorität der Majorität untergeordnet und z. B. bei Steuerbewilligungen und Beamtenwahlen das von der Mehrzahl Beschlossene für unverbrüchliches Gesetz erklärt. Aber schon im Beginne der französischen Revolution sehen wir, daß eine radikale Minorität Steuern zu zahlen verweigert und Beamte nicht anerkennt, die ihr widerstreben, daß dann diese Minorität im weiteren Verlaufe der Bewegung sich durch Gewaltthätigkeit, durch offene Verletzung der Wahlfreiheit und der Gesetze zur künstlichen Majorität macht und entweder unmittelbar oder durch ihre zum Teil ungesetzlichen Vertreter Frankreich terrorisiert. Rousseau hatte Glaubens- und Preßfreiheit soweit gestattet, wie sie nicht zur Unduldsamkeit ausarteten, aber der Konvent schickte auch Priester und Nonnen aufs Schaffot, die aus Furcht für Leib und Leben in zurückgezogenster Stille ihren Glauben und Kultus bethätigten, und unterdrückte jede freie Meinungsäußerung, auch wenn sie nur einzelne reizbare Machthaber, nicht die Gesamtheit des Volkes oder seiner Vertreter traf. Schon Versammlungen, wie die Assemblée nationale und législative und der Konvent, waren mit einem Hauptgrundsatze des Contrat unvereinbar, denn nach ihm war der Gesamtwille nicht übertragbar und die Ausübung desselben sollte nicht durch eine Körperschaft von Deputierten, sondern durch einzelne Beamte geschehen. Darum hatte er selbst zugestanden, daß die Lehren seines Contrat überhaupt nur in kleinen Gemeinwesen, wie im alten Sparta, zu verwirklichen seien, und sogar angedeutet, daß eine volle Durchführung auch den auf wenige Städte beschränkten Republiken des Altertums unmöglich gewesen sei. Dem Konvent dagegen schien das gesamte Frankreich ein zu kleines Feld für seine umstürzenden Ideen, er dachte an eine Befreiung der Nachbarvölker, an eine Weltrepublik. Wie gänzlich blieb auch die Unterscheidung, welche Rousseau zwischen dem Gesamtwillen und dem

Willen aller gemacht hatte, unbeachtet! Beide wurden zusammengeworfen und der letztere, der Wille aller, zu einem mehr und mehr eingeengten Willen des radikalsten Teiles der Bevölkerung gemacht. Die Unterschiede der Stände und Klassen, sogar die Vorrechte derselben, wollte Rousseau nicht aufheben, der Konvent vereinte alles Trennende zu dem abstrakten Begriffe des citoyen, und schickte Adel und Priester, wie auch die reicheren Bürger, nachdem er ihnen Rechte und Besitz entrissen hatte, aufs Schaffot.

Rousseau fand die Freiheit nur in der Dezentralisation des Staatswesens und zog einen Föderativstaat dem Einheitsstaate vor, der Konvent wurde der eigentliche Begründer der für Frankreich so verderblichen straffsten Zentralisation und suchte die föderalistischen Neigungen einzelner Girondisten und den Unabhängigkeitssinn der Provinz in Strömen Blutes zu ersticken. Humanität trat er ebenso mit Füßen, wie die Freiheit, und als im Sinne der Menschlichkeit die Entscheidung über Ludwigs XVI. Schicksal den Urversammlungen des Volkes anheimgegeben werden sollte, verwarf er diesen Antrag, obwohl derselbe ganz im Geiste des Contrat war, als volksfeindlich. So hat Rousseau durch seinen Contrat vielfach das Gegenteil von dem bewirkt, was er beabsichtigte. Er wollte das Volk vor der Willkür des Staates und der Kirche schützen und die nach seinen Lehren ausgearbeitete Verfassung des Jahres 1793 gab die Handhabe zur schlimmsten aller Willkürherrschaften, der des Pöbels. Er wollte Recht und Menschlichkeit, haßte Krieg und Aufruhr und schuf eine Revolution, die alles Recht und alle Menschlichkeit mit Füßen trat, einen Weltkrieg hervorrief, der erst nach 23 Jahren endete und den Aufruhr im Innern an allen Ecken und Enden auflodern ließ. Den Despotismus verwarf er als die schlimmste der Regierungsformen, aber in seinem Namen übten der Konvent und die Klubs den Despotismus des Kerkers und Schaffots aus und als Frucht der durch seinen Contrat social angeregten Revolution schoß endlich Bonapartes Militärdiktatur empor. Ein Glück für ihn, daß er in der Einsamkeit des Gartens zu Ermenonville die letzte Ruhestätte gefunden hatte, als die stürmischen Zeiten der großen Revolution Europa durchtobten. Die sterblichen Reste des Freiheitsapostels wurden auf Konventsbeschluß im Pantheon feierlich beigesetzt, als Lebenden würde man ihn, wenn er im Konvente mit dem Contrat

immerhin den abstrakten Begriff der Freiheit und Gleichheit etwas eingeschränkt und das Privateigentum nicht völlig verworfen, seine Jünger im Konvent, die Marat, Hébert, St. Just, steuerten offen auf Kommunismus und Anarchie hin. Den Volksdespotismus hatte allerdings auch Rousseau gepredigt, Robespierre, der von Begeisterung für den Genfer Philosophen überfließende Freiheitsschwindler und Tugendheuchler, machte daraus seine eigene Diktatur. Weislich hatte Rousseau nicht nur den Einzelwillen dem Gesamtwillen, sondern auch die Minorität der Majorität untergeordnet und z. B. bei Steuerbewilligungen und Beamtenwahlen das von der Mehrzahl Beschlossene für unverbrüchliches Gesetz erklärt. Aber schon im Beginne der französischen Revolution sehen wir, daß eine radikale Minorität Steuern zu zahlen verweigert und Beamte nicht anerkennt, die ihr widerstreben, daß dann diese Minorität im weiteren Verlaufe der Bewegung sich durch Gewaltthätigkeit, durch offene Verletzung der Wahlfreiheit und der Gesetze zur künstlichen Majorität macht und entweder unmittelbar oder durch ihre zum Teil ungesetzlichen Vertreter Frankreich terrorisiert. Rousseau hatte Glaubens- und Preßfreiheit soweit gestattet, wie sie nicht zur Unduldsamkeit ausarteten, aber der Konvent schickte auch Priester und Nonnen aufs Schaffot, die aus Furcht für Leib und Leben in zurückgezogenster Stille ihren Glauben und Kultus bethätigten, und unterdrückte jede freie Meinungsäußerung, auch wenn sie nur einzelne reizbare Machthaber, nicht die Gesamtheit des Volkes oder seiner Vertreter traf. Schon Versammlungen, wie die Assemblée nationale und législative und der Konvent, waren mit einem Hauptgrundsatze des Contrat unvereinbar, denn nach ihm war der Gesamtwille nicht übertragbar und die Ausübung desselben sollte nicht durch eine Körperschaft von Deputierten, sondern durch einzelne Beamte geschehen. Darum hatte er selbst zugestanden, daß die Lehren seines Contrat überhaupt nur in kleinen Gemeinwesen, wie im alten Sparta, zu verwirklichen seien, und sogar angedeutet, daß eine volle Durchführung auch den auf wenige Städte beschränkten Republiken des Altertums unmöglich gewesen sei. Dem Konvent dagegen schien das gesamte Frankreich ein zu kleines Feld für seine umstürzenden Ideen, er dachte an eine Befreiung der Nachbarvölker, an eine Weltrepublik. Wie gänzlich blieb auch die Unterscheidung, welche Rousseau zwischen dem Gesamtwillen und dem

Willen aller gemacht hatte, unbeachtet! Beide wurden zusammengeworfen und der letztere, der Wille aller, zu einem mehr und mehr eingeengten Willen des radikalsten Teiles der Bevölkerung gemacht. Die Unterschiede der Stände und Klassen, sogar die Vorrechte derselben, wollte Rousseau nicht aufheben, der Konvent vereinte alles Trennende zu dem abstrakten Begriffe des citoyen, und schickte Adel und Priester, wie auch die reicheren Bürger, nachdem er ihnen Rechte und Besitz entrissen hatte, aufs Schaffot.

Rousseau fand die Freiheit nur in der Dezentralisation des Staatswesens und zog einen Föderativstaat dem Einheitsstaate vor, der Konvent wurde der eigentliche Begründer der für Frankreich so verderblichen straffsten Zentralisation und suchte die föderalistischen Neigungen einzelner Girondisten und den Unabhängigkeitssinn der Provinz in Strömen Blutes zu ersticken. Humanität trat er ebenso mit Füßen, wie die Freiheit, und als im Sinne der Menschlichkeit die Entscheidung über Ludwigs XVI. Schicksal den Urversammlungen des Volkes anheimgegeben werden sollte, verwarf er diesen Antrag, obwohl derselbe ganz im Geiste des Contrat war, als volksfeindlich. So hat Rousseau durch seinen Contrat vielfach das Gegenteil von dem bewirkt, was er beabsichtigte. Er wollte das Volk vor der Willkür des Staates und der Kirche schützen und die nach seinen Lehren ausgearbeitete Verfassung des Jahres 1793 gab die Handhabe zur schlimmsten aller Willkürherrschaften, der des Pöbels. Er wollte Recht und Menschlichkeit, haßte Krieg und Aufruhr und schuf eine Revolution, die alles Recht und alle Menschlichkeit mit Füßen trat, einen Weltkrieg hervorrief, der erst nach 23 Jahren endete und den Aufruhr im Innern an allen Ecken und Enden auflodern ließ. Den Despotismus verwarf er als die schlimmste der Regierungsformen, aber in seinem Namen übten der Konvent und die Klubs den Despotismus des Kerkers und Schaffots aus und als Frucht der durch seinen Contrat social angeregten Revolution schoß endlich Bonapartes Militärdiktatur empor. Ein Glück für ihn, daß er in der Einsamkeit des Gartens zu Ermenonville die letzte Ruhestätte gefunden hatte, als die stürmischen Zeiten der großen Revolution Europa durchtobten. Die sterblichen Reste des Freiheitsapostels wurden auf Konventsbeschluß im Pantheon feierlich beigesetzt, als Lebenden würde man ihn, wenn er im Konvente mit dem Contrat

social in der Hand gegen den Despotismus einer Minderheit von wenigen Hunderten, gegen die Greuel des Revolutionstribunales und der Guillotine, gegen die Zerstörung der Kirchen und Schlösser, gegen Raub und Mord gesprochen hätte, zusammen mit den Girondisten, seinen treuesten Anhängern, aufs Schaffot geschickt haben.

Für unsere politische Entwickelung ist der „Contrat“ ohne praktische Bedeutung. Das, was er Treffendes und Edles enthält, ist durch die Errungenschaften der französischen Revolution zum Gemeingute der Republiken sowohl, wie der verfassungsmäßigen Monarchien geworden, was ihm des Doktrinären, Übertriebenen und Undurchführbaren anhaftet, hat unsere gereiftere Einsicht abgestreift. Nur im heutigen Frankreich droht eine Bewegung, die Rousseaus menschen- und volksfreundliche Bestrebungen im blutigen Sinne des gewaltthätigen Jakobinertums auszulegen sucht und einen Umsturz aller sozialen und staatlichen Verhältnisse, wie einst die St. Just, Robespierre und Marat, anstrebt, und in der unnatürlich großen Ländermasse Rußlands dehnt sich eine Partei weiter und weiter aus, die noch mehr als die äußersten Konsequenzen des „Contrat social“ erreichen will! Sind aber Rousseaus Ideen darum, weil kein Staatswesen bis jetzt sie in geschlossener Vollständigkeit verwirklichen konnte, und weil er selbst an ihrer Durchführbarkeit zweifelte, bloße Hirngespinste, ist er selbst ein unpraktischer Schwärmer? Verkehrt würde ein solches Urteil sein. Denn ohne die hohen Ideale, welche Rousseau seiner Zeit in die Seele legte, können auch praktische Bestrebungen nie zur Vollkommenheit gelangen; wo nur Interesse gegen Interesse, ein Standesstreben gegen das andre kämpft, da fallen wir in den rohen Naturzustand des Kampfes aller gegen alle zurück und was den gegenwärtigen Verhältnissen zu erreichen unmöglich bleibt, das kann eine nähere oder fernere Zukunft verwirklichen. Eins übrigens war dem scharfen Verstande Rousseaus weit klarer, als vielen Doktrinären späterer Zeit, daß nur die thatsächliche Macht, nicht die bloße Theorie über die Entscheidung der Dinge gebietet. Im Anfange seines „Contrat“ spricht er dies unzweideutig aus, und als die Corsen und Polen ihn zum Gesetzgeber erkoren, dachte er an praktische Dinge, von denen seine Schrift wenig oder nichts enthält.

X. Der Emile.

Die Anfänge dieses pädagogischen Romans, der Rousseaus Namen weit über Frankreichs Grenzen hinaus berühmt machen und den Anstoß zu einer Umgestaltung des Unterrichtswesens geben sollte, gehen ziemlich weit zurück. Schon im Jahre 1740 hatte Rousseau als Hauslehrer Mablys einen kurzen Erziehungsentwurf geschrieben, der einige Grundlinien zum Emile giebt. Theorie und Praxis standen auch bei dem Pädagogen Rousseau in Widerspruch; während er treffliche Grundsätze über Erziehung aufstellte, fehlte ihm die erste Eigenschaft eines Pädagogen — die Selbstbeherrschung. „So lange alles gut ging", schreibt er in seinen Selbstbekenntnissen, „und ich sah, daß meine Sorgfalt und Mühe, woran ich es damals nicht fehlen ließ, Frucht brachte, war ich ein Engel. Aber ich war ein Teufel, sobald es anders ging. Verstanden mich meine Zöglinge nicht, so war ich außer mir, zeigten sie Bosheit, so hätte ich sie gern umgebracht". Die Erfahrungen, welche er in seiner ersten und einzigen Hauslehrerstelle machte, haben ihn von dem Gedanken an praktische Wirksamkeit zurückgebracht, als theoretischer Pädagoge allein will er im Emile der Menschheit den besseren Weg zeigen. Wie er von seinem Contrat social nichts weniger, als unmittelbare Wirkungen erhoffte und im Anfange der Schrift selber sagt, wenn er Staatsmann wäre, so würde er nicht schreiben, sondern handeln oder schweigen, so bemerkt er auch im Emile zur Warnung für unberufene Erziehungskünstler: „Außer Stande, die nützlichste Aufgabe zu erfüllen, will ich es wagen, wenigstens die leichteste zu versuchen: Nach dem Beispiele so vieler anderer werde ich die Hand nicht ans Werk legen, sondern an die Feder; und anstatt zu thun, was nötig ist, werde ich mich bestreben, es zu sagen".

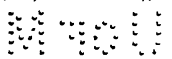
Wenn dann, nach dem Erscheinen seines epochemachenden Buches, andere die darin enthaltenen Grundsätze buchstäblich nachahmten oder ihn selbst zum praktischen Ratgeber machen wollten, so war das gar nicht in seinem Sinne. Einen Herrn Agard, der seinen Sohn wie Emile hatte erziehen lassen, tadelte er mit den Worten: „Um so schlimmer für sie und für ihren Sohn. Ich habe keine Methode geben wollen, sondern nur das Schlimme, welches sich in der Erziehung verbreitete, zu hindern beabsichtigt". Dem Prinzen von Württemberg, der mit ihm so anhaltend über die Erziehung seiner Tochter und über die seinem Gouverneur zu gebenden Instruktionen korrespondierte, rät er dringend, nicht einfach Emiles Erziehung zu kopieren, sondern die in den gesellschaftlichen und Standesverhältnissen liegenden Hindernisse zu beachten. Ein Palliativ gegen die Verkehrtheiten der damaligen französischen Erziehung und eine Warnung vor den sittlichen und intellektuellen Abwegen, in denen seine Zeit sich verirrt hätte, sollte sein „Emile" sein, er sollte den Menschen seiner naturgemäßen Bestimmung wieder annähern, sollte, um Rousseaus Worte in der „Nouvelle Héloïse" zu gebrauchen, „den Menschen der Natur nicht verderben". „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen", so beginnt der Emile. Wie Rousseau die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse so scharf geißelt, weil sie den Menschen von dem stillen Glücke und der leidenschaftslosen Zufriedenheit des Naturzustandes entfernt haben, so will er auch die Erziehung von allem befreien, was Konvention und Unnatur in sie hineingetragen haben. Die französischen Verhältnisse in der vornehmen Welt sind die Voraussetzung und Rechtfertigung seiner Lehren; wie in seinen politischen Diskursen und im „Contrat social" stellt er ihrer Entartung ein Idealbild entgegen, das nie verwirklicht worden ist und nur in völliger Loslösung von der Gesellschaft verwirklicht werden kann. Die erste körperliche Pflege und dann die weitere leibliche und geistige Ausbildung überließen die französischen Familien der feineren Kreise — wie meist noch heute — den Mietlingen; gleich nach der Geburt ging das Kind in die Hände der Amme über, die gewöhnlich nicht im Hause der Eltern wohnte. Daß eine Frau der vornehmen Welt ihr Kind nährte, seine ersten Lebensäußerungen überwachte und regelte, wäre etwas Absonderliches ge-

wesen. Die geistige Ausbildung wurde in festabgeschlossenen Klöstern oder klösterähnlichen Anstalten den Geistlichen überlassen, die für ihre Kirche, nicht für die Menschheit wirkten, das Maß der Kenntnisse und Einwirkungen nur nach dem Wohle der Kirche berechneten. Wohl waren die Männer vom Orden Jesu einsichtsvoll genug, neben dem Geist auch den Körper, neben dem Sinn für das Überweltliche auch die Neigung zu weltlichem Vergnügen zu pflegen, durch sorgsam geleitete Spiele, durch Deklamationen, Theateraufführungen, Preisarbeiten, Prämienverteilungen ihre Zöglinge für die Welt zu erziehen und ihnen die Regungen des Ehrgeizes und der Eigenliebe einzuflößen. Aber sie unterdrückten das Recht der Individualität und der persönlichen Freiheit. Wie sehr auch die Söhne der Fürsten und Edelleute von manchem befreit waren, was die strenge Zucht jesuitischer Erziehung forderte, eine unabänderlich feste, gleichmäßig starre Regel band alle besonderen Neigungen, unterdrückte die außergewöhnlichen Fähigkeiten. Später erst wurden diejenigen, welche durch hervorragendes Genie den Ruhm des Ordens zu mehren Aussicht gaben, ihren Eigentümlichkeiten nach geleitet und auf Bahnen gewiesen, die nicht immer völlig dem engbegrenzten Geiste der römischen Kirche entsprachen, aber der Orden hielt seine schirmende Hand über ihnen, führte sie von Abwegen zurück, die seinen Interessen entgegenlagen. Nur das wurde gelehrt, was sich später in den Dienst des Ordens stellen ließ. Zu gunsten des Kirchenlatein wurde die goldene Zeit der römischen Litteratur vernachlässigt, das eindressierte Lateinsprechen trat an die Stelle der lebendigen Erfassung des antiken Geistes, Disputationen und schriftliche Übungen hatten den Vorrang vor Autorenlektüre und Autorenerklärung. Griechisch, das sich zum mündlichen und schriftlichen Gebrauche nicht verwerten ließ, trat hinter dem Latein zurück. Die vaterländische Litteratur blieb entweder unberücksichtigt, oder es wurde nur das ausgewählt, was den Anschauungen des Ordens entsprach. Dichter, wie der Autor des Tartuffe oder der von jansenistischen Ketzern erzogene Racine, wurden dem urteilslosen Geiste des Zöglings als arge Sünder vorgeführt, in Bossuet und Corneille mußte er die ersten Leuchten des nationalen Geistes erblicken. Die realen Wissenschaften, wie Naturlehre, Geographie, Geschichte, Altertumskunde, wurden in ein bestimmt und möglichst eng abgegrenztes Schema ge-

preßt, besonders die neuere und vaterländische Geschichte arg vernachlässigt. Neuere Sprachen mochte der zum Missionar Bestimmte später erlernen, für den Jesuitenzögling im allgemeinen waren die Kenntnis des Kirchenlatein, die Fertigkeit im Lateinsprechen und Lateinschreiben und wenig verstandene philosophische Formeln fast ausschließlich erforderlich. Vor allem wurde jeder Zusammenhang mit der Familie und mit den Schulgenossen unterdrückt, ein wohlorganisiertes Spioniersystem zerschnitt alle Bande, die den jugendlichen Geist von den Mauern seiner Erziehungsanstalt fortreißen konnten. Wohl traten nur verhältnismäßig wenige der Jesuitenzöglinge in den Orden ein, manche entfremdeten sich im späteren Leben seinen Interessen völlig, aber wer aus dem Jesuitenkolleg kam, war für das Familienleben, und, wenn er nicht den aufstrebenden Geist eines Molière, Voltaire u. a. hatte, auch für die Denkfreiheit und freie Forschung verloren. Der Volksschulunterricht, der gleichfalls in den Händen der kirchlichen Orden fast ausschließlich lag, war in jeder Hinsicht vernachlässigt, die notwendigsten Kenntnisse, zuweilen selbst die Sicherheit in den Elementen des Lesens, Schreibens und Rechnens, wurden von ihm unbeachtet gelassen.

Im entschiedensten Gegensatz zu den Jesuitenschulen und den gründlicheren, aber in der religiösen Richtung ebenso einseitigen Anstalten der Jansenisten, standen die Anschauungen der Aufklärer, die aber zuvörderst auf die Jugenderziehung keinen Einfluß gewannen. Der Unterricht blieb bis zur französischen Revolution eine Art Monopol der Geistlichkeit, die jede Staatsunterstützung verschmähte, jede Staatsleitung von sich wies. Darum wurden auch die Kreise, welche einem Montesquieu und Voltaire zugethan waren, genötigt, ihre Kinder den schlimmsten Gegnern der Aufklärung anzuvertrauen. Aus Jesuitenschulen gingen die bedeutendsten Vorkämpfer der französischen Aufklärung hervor, sehr zum Schaden für die harmonische Ausbildung ihres Geistes, namentlich für das Verständnis des klassischen Altertums. Wie der Schulunterricht, so war auch das Universitätsstudium in den Händen des Ordens Jesu oder der noch engherzigeren und der w e l t l i c h e n Bildung feindlicheren Jansenisten, die zwar ihr Port-Royal eingebüßt hatten, aber in der Sorbonne, der theologisch-philosophischen Fakultät des Pariser Hochschul-Komplexes, herrschten.

Gewiß hatte Rousseau volles Recht, wenn er mit den Klöstern



überhaupt auch klösterliche Erziehung und naturwidrige Dressur bekämpfte. Der jesuitischen und jansenistischen Einschnürung konnte er aber nicht, wie ihm das heute möglich gewesen wäre, die freiere Richtung protestantischer Schulen gegenüberstellen. Seitdem der Geist Luthers, Melanchthons und Zwinglis zu dem Formelkram der lutherisch-reformierten Orthodoxie erstarrt war, die „gar leicht eine nicht geringere Fessel des Geistes wird, als die Hierarchie" (G. Kramer: A. H. Francke, J.-J. Rousseau, H. Pestalozzi, Berlin 1854, S. 6), war dort der höhere, wie der niedere Unterricht ganz der kirchlichen Erziehung und religiösen Abrichtung gewidmet und besonders den Schulen Genfs war schon von Calvins Terrorismus der Stempel geistiger Unfreiheit aufgedrückt worden. Daß der protestantische Pietismus des XVII. und XVIII. Jahrhunderts wieder zum wahren Geiste der Reformation zurückstrebte und in Halle bereits bahnbrechende pädagogische Erfolge gewonnen hatte, wußte Rousseau nicht. Für ihn gab es also in der Kulturwelt keine Erziehungsform, an die er seine abstrakten Theorien anknüpfen konnte, er mußte ganz von neuem, ohne Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse und auf praktische Durchführbarkeit, sein System gestalten. Nur eine Anknüpfung fand er, die schlimmste vielleicht von allen, seine eigene verkehrte, lückenhafte, nie völlig abgeschlossene Erziehung.

Wie Rousseaus erste Jugend eine einsame, von den Altersgenossen abgeschlossene war und ausschließlich seinem Vater oblag, so wächst auch Emile, der Held seines Romanes, ohne Gefährten unter den Augen eines die Vaterstelle vertretenden Mentors auf. Was die väterliche Erziehung verderben konnte, das hatte Rousseau selbst erfahren; darum stellt er zwar in der Theorie die Ansicht auf, auch der beschränkteste Vater sei ein besserer Erzieher, als der geschickteste Hofmeister, denn der Eifer ergänze eher das Talent, als das Talent den Eifer, aber in praxi läßt er an die Stelle des Vaters doch einen Lehrer treten, der freilich kein bloßer Mietling sein soll, sondern mit vollster Hingabe seines Amtes waltet. Den Segen der mütterlichen Erziehung kannte er nicht, darum hat in Emiles Erziehung die Mutter nur als Amme Platz. Vom Vaterhause kam Rousseau bald in die Lehre, auch Emile muß frühzeitig Werkstätten besuchen, selbst mit Hand anlegen, endlich ein Gewerbe

lernen, um in den Zeiten der Not von seiner Hände Arbeit leben zu können, wie das auch Rousseaus Schicksal war.

Wie Rousseaus Bildungsgang, so geht auch der Emiles von Romanlektüre aus und gelangt erst dann zum methodischen Unterricht. Wie für den kleinen Jean-Jacques, so sind Defoës „Robinson Crusoë", Plutarch und in reiferen Jahren Tacitus auch ihm Lieblingsbücher, wie er, vertieft er sich in die leblose Natur, wird auch frühzeitig in das öffentliche Treiben eingeführt, lernt durch unmittelbare Eindrücke, nicht aus Büchern und wächst fast bis zum Jünglingsalter ohne geregelten Unterricht auf.

Natürlich hat Rousseau die Schlacken seines wildbewegten Lebens von seinem Erziehungssysteme ausgeschieden. Emile hat es leichter, als Rousseau, er wächst nicht in der Welt, sondern in der völligen Abgeschiedenheit heran, ist von den wachsamen Blicken seines Mentors umgeben, auch, als er in die Gesellschaft tritt und das Weib kennen lernt. Nur eine Erinnerung trägt Rousseau doch aus seiner Jugend in die Emiles hinein, die Untreue der ersten Geliebten. Was Emile lernt, ist ungefähr das, was auch Rousseau bis zum Jünglingsalter sich angeeignet hatte, etwas Naturwissenschaft, Mathematik, Geographie und Geschichte, die Elemente der Philosophie und Religionslehre. Aber je frühreifer und sprunghafter Rousseaus Ausbildung war, desto langsamer und schrittweiser ist die Emiles. Bis zum 12. Jahre wird nur sein Körper gebildet, auch dann sein Geist nicht durch Bücherweisheit und befohlenes Lernen, sondern durch Erklärung der Dinge der unmittelbaren Umgebung und Befriedigung seiner sich regenden Wißbegierde ausgebildet. Erst nach dem 15. Jahre lernt er Geschichte und ein wenig Moralphilosophie, zuletzt wird er in das konfessionslose Humanitätsideal der Aufklärung und in jenen gefühlvollen Theismus, der Rousseaus eigenes Bekenntnis war, eingeweiht; in der Hauptsache war aber so auch Rousseaus Bildungsgang. Wie viele Eindrücke Rousseau so aus dem eigenen Leben in sein Erziehungssystem hinübergetragen hat, es haben auch litterarische Anregungen aus zum Teil fernliegender Zeit ihn mannigfach beeinflußt.

Die Verkehrtheiten der geistlichen Erziehung waren von Rabelais mit vernichtendem Humor, von Montaigne mit skeptischem Spott gegeißelt worden, Locke hatte dann ein Erziehungssystem verkündet,

das nicht auf die Abrichtung, sondern auf die Überzeugung des Zöglings hinausging, durch die Entwickelung der Denkkraft den Willen stählen, den Charakter für des Lebens Prüfung vorbereiten sollte. Auch Locke betonte den Unterricht in den realen Wissenschaften, die unmittelbare Beziehung zum praktischen Leben haben, arbeitete der einseitig kirchlichen Erziehung entgegen und strebte ein konfessionsloses Humanitätsideal, soweit das in den Schranken der englischen Gesellschaft möglich war, an. Aber sie waren Reformer, nicht Revolutionäre, wie Rousseau, und hatten daher das Ziel unmittelbarer Einwirkung und praktischen Nutzens vor Augen; Ideale um des Idealen willen lagen ihnen fern. Wenn nun auch Lockes pädagogische Ansichten, ebenso wie seine politischen und philosophischen, nach Frankreich drangen, von Abbé St. Pierre begeistert aufgenommen wurden, in den Kreisen des Holbachschen Salons vielen Beifall fanden und schöngeistige Damen, wie die Graffigny, Voltaires Freundin, und die Epinay zu schriftstellerischen Versuchen anregten, so lag diesen Männern und Frauen nur der Gegensatz zum jesuitisch-kirchlichen Erziehungssysteme am Herzen. Sich selbst und ihre Zeitgenossen von den Einwirkungen der Kirche loszulösen, schon die heranwachsende Jugend den Ideen der Aufklärung zuzuführen, war ihr Ziel, nur nach dieser Seite hin berühren sie sich mit Rousseau. Aber sie wollten in der Gesellschaft und für die Gesellschaft leben und wirken, der Grundsatz Rousseaus, daß alles Unheil von dem Verkehre mit Menschen komme, daß nur der, welcher in der Einsamkeit erzogen und dem Naturzustande angenähert werde, vor Entartung geschützt sei, war ihrem Sinne zuwider. Wohl suchten sie der häuslichen Erziehung ihr Recht einzuräumen, ihre Kinder an das Familienleben zu ketten und durch eigene oder ihrer Gesinnungsgenossen Unterweisung heranzubilden, aber ihnen lag die Ausbildung für das gesellschaftliche Leben vor allem am Herzen. Wie anders war die Erziehung, welche Rousseaus gelehrige Schülerinnen, die Epinay und Verdelin, ihren Kindern gaben, als die, welche er im „Emile“ verkündete! Als dann das Nähren der Säuglinge von ihm den Müttern als erste und einzige Pflicht vorgeschrieben wurde, brachten es Pariser Modedamen fertig, unmittelbar nach üppigen Schwelgereien oder nach der Aufregung der Bälle Ammendienste zu verrichten, aber mit Recht hat Rousseau eine derartige

Befolgung seiner Lehre gemißbilligt. Morelly, Buffon und Tronchin, die vor Rousseau das Nähren der Kinder den Müttern angeraten hatten, waren ungehört geblieben, weil ihnen die hinreißende Beredsamkeit und anlockende Schilderung des Emile nicht zu Gebote stand; jetzt, wo die ungewohnte Thätigkeit der Ammenpflicht mit dem Schimmer des Romanhaften umgeben werden konnte, wurde sie zu einer Modesache. Schlimm für die heranwachsende Jugend, wenn diese Mode nicht, wie so viele andre, schnell vorübergegangen wäre, eine Generation der französischen Gesellschaft hätte mit der Muttermilch das Gift der modischen Korruption eingesogen!

Rousseau hat nicht für die Salonwelt, sondern für bürgerliche Familien geschrieben, ihre Lebensweise und Lebensanschauung ist der Boden, auf dem Emiles Erziehung denkbar bleibt. Aber auch unter dieser Vorausbedingung rechnet er mit Unmöglichkeiten. Wo findet sich ein Erzieher, der alle Fähigkeiten besitzt, die Rousseau von ihm fordert, der sein Ich verleugnet, sich fünfundzwanzig Jahre lang zum Sklaven seines Ideales macht? Er müßte selbst, wie Emile erzogen sein, von allen Einflüssen der gesellschaftlichen Gewohnheiten und Vorurteile sich frei erhalten haben, müßte mit der Energie des gestählten Mannes die sanftmütige Geduld des Weibes verbinden, den Vater und die Mutter zugleich ersetzen, das Leben nach allen Seiten kennen, ohne doch im Leben zu stehen. Wo gibt es einen Zögling, der zugleich gesund, reich, von guter Herkunft, von dem Elternhause mit der Geburt losgelöst, von allen angeborenen Jugendneigungen frei ist? Wie wird er seines Erziehers Bevormundung auch dann ertragen, wenn er mündig geworden und in die menschliche Gesellschaft eingetreten ist, selbst wenn diese Bevormundung nicht auf drückendem Zwange, sondern auf liebevoller Hingabe und verständnisvoller Leitung ruht? Wie wird ein Jüngling, der als Einsiedler am Gängelbande seines Mentors aufgewachsen, nie Menschen kennen gelernt, nie das Leben gesehen hat, sich unter Menschen und im Leben zurechtfinden? Daß die Wahl seiner Lebensgefährtin eine irrige ist, würde nur beweisen, wie sehr Rousseau sich des Gegensatzes der Welt und seiner Erziehung bewußt war, aber ein wie Emil Erzogener wird nicht einmal eine Sophie finden, sondern in den Künsten einer berechnenden Kokette untergehen. Wie sehr auch der einsichtsvolle, welterfahrene Mentor seine Beobachtung

geschärft, seine Individualität berücksichtigt, sein Urteil gebildet, seine Willenskraft gestärkt, seine Leidenschaften veredelt, seine Neigung mit der Pflicht, seine Sinnlichkeit mit der Sittlichkeit ins Gleichgewicht gesetzt hat, unerzogen bleibt Emile doch, denn das Leben, nicht die Einsamkeit, die Menschen, nicht die Lehrer erziehen.

Es wäre der geringste Vorwurf gegen dieses pädagogische System, daß Emil erst als Jüngling von Gott und Religion etwas erfährt, und daß sein Glaube von dem Dogma losgelöst wird. Wie sehr auch Rousseau die Religion in der Moral aufgehen läßt, das Übersinnliche aus der Beobachtung der Natur herleitet; die Lehren, welche er durch den Mund des savoyschen Pfarrers verkündet, quellen doch aus warmem Herzen und lebendiger Einbildungskraft, nicht aus kaltem Verstande und lebloser Reflexion. Die Wunder der Evangelien und ihre angebliche Beweiskraft für den übernatürlichen Ursprung der christlichen Religion, den Glauben an gottgesandte Propheten und Heilande der Menschheit verwirft er, Christus wird ihm zum idealen Menschen, der nur „wie ein Gott gestorben sei", aber der Fanatismus gegen alles Kirchenwesen, jenes „Ecrasez l'infame" Voltaires, lag ihm fern. „Ich gebe zu", so schreibt er schon 10 Jahre vor Vollendung des Emile an einen Landpfarrer Martin (siehe Jansen, Fragments inédits p. 8), „daß Sie alle Widersinnigkeiten des Katechismus lehren, vorausgesetzt, daß Sie auch den Gottesglauben, die Liebe zur Tugend lehren; machen sie Christen, da es so sein muß, aber vergessen sie nicht die unumgänglichere Pflicht, rechtschaffene Leute zu machen". Soweit die natürliche Religion, wenn sie zugleich eine Religion des Herzens und der Erhebung zum Jenseits ist, sich zum Glauben an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung nach dem irdischen Leben emporringen kann, hat sie in dem „Glaubensbekenntnis des savoyschen Pfarrers" ihren geläuterten Ausdruck gefunden. Von dem Skeptizismus Voltaires und d'Alemberts, der gern dem Dogma und kirchlichen Herkommen aus Lebensklugheit Rechnung trug und neben dem rein philosophischen Glaubensbekenntnis der Hochgebildeten auch die Notwendigkeit der Volksreligion oder der maßvollen, allmählichen Aufklärung der Halbgebildeten betonte, war Rousseau soweit entfernt, wie von dem Materialismus eines Diderot, Helvetius und Holbach. Hat er doch Voltaire als den bösen Geist seiner Vaterstadt gebrand-

markt, von Diderot sich im Unfrieden getrennt, dem Holbachschen Kreise seine Spöttereien über Gott und das Jenseits scharf verwiesen und Helvetius' Buch „De l'esprit“ in einer Reihe von Randnoten widerlegt! Aber so wenig ihm die Religion auch ein bloßer Wahn oder dürre Verstandes-Abstraktion war, so widerstrebte ihm doch das gedankenlose Nachbeten dogmatischer Formeln oder das frühreife Anerziehen eines 'gekünstelten Gefühlglaubens. Die selbstbewußte Einsicht und urteilsvolle Reife des Geistes waren für ihn die notwendigen Voraussetzungen der religiösen Erziehung, die deshalb der Schlußbau, nicht der Grundstein des Erziehungswerkes sein sollte. Neu war auch dieser Gedanke nicht, der Genfer Philosoph Charles Bonnet, derselbe, welcher mit Rousseau unter dem Pseudonym Philopolis in einen Briefwechsel über den Diskurs „Sur l'inégalité parmi les hommes“ trat, hatte ihn vorher schon ausgesprochen. Aber wie alles Entlehnte, weiß Rousseau auch diese Auffassung so an die richtige Stelle seines pädagogischen Systems zu setzen, daß ohne sie der Schlußstein fehlen würde, weiß mit seiner überwältigenden Beredsamkeit selbst den anders Denkenden fortzureißen und den neutral Gegenüberstehenden so durch seine Gefühlsdialektik zu blenden, daß er nur mit den Augen des „savoyschen Pfarrers“ wieder zu sehen vermag. Es ist mit dieser Aneignung eines fremden Gedankens so, wie mit allen Entlehnungen im Emile, sie gewinnen erst volle Klarheit und treten in helles Licht durch Rousseaus beredte Verteidigung und meisterhafte Gruppierung. Ein Benediktiner, Dom Cajot, warf ihm vor, es gäbe nichts Neues im Emile, mit schlagender Schärfe aber antwortete Grimm in seiner „Correspondance“: „Dieser Antor hätte angeben sollen, wem Rousseau seinen Styl, seine Beredsamkeit, sein Kolorit gestohlen hat. Er kann darauf rechnen, Herrn Rousseau keinen einzigen Leser zu entziehen und viel Mühe zu haben, für seine Kompilation Leser zu finden“.

Wie gegen die Jesuiten und ihre Erziehungsdressur, so geht aber Rousseau auch gegen den Atheismus der Philosophen und die gelehrten Spitzfindigkeiten der Akademien vor und tritt so wieder in die Bahnen seines ersten Diskurses. Nach ihm beweist z. B. die sittliche Unordnung der Welt, welche in den Augen der Philosophen ein Zeugnis gegen die göttliche Vorsehung sei, gerade die

Notwendigkeit einer Ausgleichung durch das Gericht im Jenseits und somit die Existenz einer göttlichen Weltleitung. In der Akademie der Wissenschaften finden sich nach ihm mehr Irrtümer, als im unwissenden Naturvolke der Huronen, und jene echt lakonische Inschrift über die 300 Spartaner in den Thermopylen hätte diese Akademie nicht zu stande gebracht. Die Philosophen und Schöngeister betrachtete er fortan noch als schlimmere Feinde, denn die Priester. In einem sieben Jahre später an eine „Dame aus Lyon" (wahrscheinlich seine Freundin Madame Boy-Latour) gerichteten Briefe, den wir freilich nur aus der „Correspondance littér.", also aus einer ihm übelwollenden Zeitschrift, kennen, sagt er: „Die Philosophen, denen ich die Maske abgerissen habe, wollen mich um jeden Preis verderben, es wird ihnen gelingen. Die Priester, im Solde der Philosophen, bellen mich an, um ihnen den Hof zu machen. Die Schöngeister rächen sich durch Schmähungen an meiner Überlegenheit, welche sie empfinden".

Bei allen Übertreibungen und aller praktischen Unausführbarkeit hat der Emile seine bleibende Bedeutung für jede vernunftgemäße Erziehungskunst und unleugbare Vorzüge.

Die Harmonie der körperlichen und geistigen Ausbildung, jenes hohe Ziel der attischen Volkserziehung, war der modernen Kultur verloren gegangen, der Geist hatte den Körper, die wissenschaftliche Richtung den Sinn für die Künste der antiken Gymnastik überwältigt. Rousseau will diese Disharmonie der Erziehung ausgleichen, darum betont er so nachdrücklich die körperliche Pflege Emiles vom ersten Augenblicke des Lebens, warnt vor frühreifer, überhäufter Bücherweisheit, will ganz, in antiker Weise, die sinnliche Beobachtung schärfen, die Selbständigkeit des Urteils, die Festigkeit des Charakters von Jugend an heranbilden. Alles Übersinnliche und Unerfaßbare soll dem Zöglinge erst spät und dann in der Hülle des Sinnlichen und Vorstellbaren entgegentreten, die Geschichte und Morallehre soll die Stelle der Legende und des Dogmas einnehmen. Der geistliche Einfluß soll ihm nicht in herrischer Form, sondern mit liebevollem Vertrauen und milder Sanftmut entgegentreten, soll nur das weiter fortbilden, was der weltliche Sinn seines Mentors bereits seinem Bewußtsein eingeflößt hat. Die religiöse Erziehung fällt somit, ganz wie im Altertume, in den Rahmen der für das öffentliche

Leben wirkenden. Aber Rousseau hat mehr das lakonische Erziehungsideal, als die attische Humanitäts- und Nationalerziehung vor Augen. Daher die Übertreibung der sinnlichen Seite in dem Erziehungssystem auf Kosten der idealen, die Armseligkeit und Geringfügigkeit des Wissensstoffes, die Einseitigkeit der rein empirischen Methode. Wie die Spartiatensöhne, die überhaupt der Erziehung gewürdigt wurden, ist auch Emile von tadelloser Gesundheit und Körperstärke, wie in der Eurotasstadt, wird seine Erziehung von Anfang an der Familie entzogen und einem weisen Manne anvertraut, der nur nicht, wie in Sparta, ein Werkzeug des Staatsinteresses ist. Denn der nationale Gesichtspunkt tritt in der Pädagogik des Mannes, der seine Vaterstadt so früh verlassen hatte und trotz aller Heimatsliebe zum Gliede eines stammverwandten, aber in anderm Glauben, andern Sitten, andrer Regierungsform lebenden Volkes geworden war, durchaus zurück. In diesem einen Punkte berührt er sich mit den Jesuiten, die ihre Zöglinge nicht zu Staatsbürgern, sondern zu Mitgliedern einer internationalen Kirche und eines den staatlichen Besonderheiten feindlichen Ordens heranbilden wollten.

Echt modern in Rousseaus Pädagogik bleibt die Hervorhebung der realen Wissenschaften, besonders der Naturlehre, wogegen die religiöse Abrichtung und die sprachliche Dressur der Jesuitenanstalten ganz zurücktritt, und im Geiste der Aufklärung betont er die Morallehre und natürliche Religion auf Kosten des Dogma und der Offenbarung. Die Physik und Astronomie soll, wie es die Aufklärung gleichfalls anstrebte, die Legenden und Irrtümer der kirchlichen Überlieferung verdrängen, die innere Geschichte und ihre leitenden Ideen an Stelle des zusammenhanglosen Gewirrs der Namen, Zahlen, Anekdoten, Schlachtenberichte u. s. w. treten. Aber zugleich soll die Geschichte nicht das Urteil des Lesers vorweg nehmen, sondern den Zusammenhang der Dinge nur erzählen. Darum nennt er Thukydides den größten aller Geschichtschreiber, während der moralisierende und rhetorische Tacitus erst den reiferen Mann anmuten könne, auch Xenophons Anabasis und Cäsars Kommentarien lobt er, ihres deskriptiven Charakters wegen, wogegen er Herodots Anekdotenhascherei und wirren Einzelkram tadelt.

Vor allem aber hat er, energischer als irgend einer von seinen Vorgängern, die Individualität und Selbstthätigkeit des Zöglings

ins Auge gefaßt. Emile soll nicht Gegebenes auswendig lernen, sondern das Richtige selbst finden, er soll nicht nachbeten, sondern urteilen, soll seinen Augen, nicht den Worten des Lehrers, seiner Überzeugung, nicht fremder Unterweisung trauen, soll nicht aus Ehrfurcht gehorchen, sondern in Liebe vertrauen, soll nicht seine sinnlichen Neigungen fremdem Gebote unterwerfen, sondern sie freiwillig, aus selbstgewonnener Einsicht, der sittlichen Pflicht zum Opfer bringen. Eine Verallgemeinerung dieser individuellen Erziehungsweise blieb bei den idealen Voraussetzungen Rousseaus unmöglich, weder Basedow, noch Pestalozzi, noch während der französischen Revolution ein St. Just haben daher den „Emile“ ganz und voll praktisch durchführen können. Basedows Dessauer Philantropinum verfällt gerade in den Fehler der Treibhauskultur und künstlichen Frühreife, den Rousseau vor allem meiden wollte, und stimmt zu Rousseaus Geiste nur in der Bevorzugung des realen Lehrstoffes, in der empirischen Lehrmethode, sowie in der rationalistischen Behandlung des Religionsunterrichtes. Pestalozzi, der wie Rousseau der Naturentwickelung und den individuellen Bedürfnissen das Wort redete, ist in mancher Hinsicht mehr von A. H. Francke, als von den Genfer Philosophen beeinflußt, nur daß er die Wendung seiner Zeit vom Pietismus zum Rationalismus durchgemacht hat. Die „Institutionen“ St. Justs, getreue Kopien des Contrat social, des Emile und der Überlieferungen von Altsparta, liefen auf einen staatlich organisierten Kommunismus hinaus und blieben auf dem Papiere.

Da das ganze XVIII. Jahrhundert und ihm voran die deutschen Denker und Dichter die Harmonie der Geistesbildung im antiken Sinne und die Rechte der persönlichen Freiheit predigte, so wurde der „Emile“ sein Evangelium. Nicht nur in Frankreich priesen alle Kreise, die von der jesuitischen Erziehung sich abwandten, jenen Roman mit entzückten Worten, auch in Deutschland sprachen Basedow und Goethe ihre hohe Bewunderung aus, Herder nannte ihn den „göttlichen“ Emile, Jean Paul fand in ihm eine unvergleichliche Harmonie des Realen und Idealen, selbst Schiller übertrug seine politischen Sympathien für Rousseau auch auf dessen Erziehungssystem. Voltaire begnügte sich allerdings mit dem Lobe des „Glaubensbekenntnisses des savoyschen Pfarrers“, das nebenbei doch an einer Stelle seinem Sarkasmus Stoff gab, und verhöhnte die übrigen

Teile des Romans als leere Wahngebilde, Grimms Korrespondenz erkannte auch von dem Glaubensbekenntnis nur die negative Seite an. Aber sie standen vereinzelt im Chore des jubelnden Beifalles. So wenig der „Contrat social“ die Saiten des Zeitgeistes berührt hatte, so volle Akkorde schlug der Emile in den Herzen aller aufgeklärten Zeitgenossen an. Wie bei Göthes Faust, der sechs Dezennien später zum Menschheitsevangelium wurde, so beeilte man sich, den fehlenden Abschluß zu erfinden, zu den zwei Teilen (Emile und Emile et Sophie) noch einen dritten hinzuzudichten. Der litterarische Freibeuter Formey in Berlin gab einen verbesserten, dann einen christianisierten Emile heraus, zweimal wurde Emile ins Englische, weit öfter ins Deutsche übersetzt.

Desto eifriger trat die katholische und protestantische Orthodoxie auf den Kampfplatz und schirmte sich hinter Parlament, Sorbonne, Klerus und Papst oder hinter der Genfer Synode und den Räten; mehr als ein Dutzend Gegen- und Schmähschriften erschienen in den nachfolgenden Jahren. Verdrießlichkeiten genug hatte Rousseau mit der Zensur und dem Pariser Verleger Duchesne gehabt, ehe sein Buch die Druckpresse verließ, schwerere sollten ihm noch bevorstehen. Die Herzogin von Luxemburg, die nicht ohne Grund fand, daß Rousseau für seine Werke zu schlecht bezahlt werde, hatte die Verhandlungen mit Duchesne in die Hand genommen, der wieder mit Neaulme in Amsterdam ein Abkommen traf wegen einer Nebenausgabe für Holland, Deutschland, England; die erste Korrektur und die damit verbundenen Streichungen besorgte Malesherbes kraft seines Amtes als Direktor des französischen Buchhandels. Die beiden Ausgaben, die Pariser und die Amsterdamer, sollten nach Duchesnes Willen zu gleicher Zeit erscheinen, Rousseau aber war überhaupt gegen die Veröffentlichung des Emile in einem französischen Verlage, weil er von dem Pariser Parlamente wie für den „Contrat social“ so auch für den „Emile“ fürchtete. Die Streichungen Malesherbes' wollte er nicht für das „Glaubensbekenntnis des savoyschen Pfarrers“, das er treffend als den Glanzpunkt des Ganzen ansah, zugestehen, auch sonst gingen natürlich die Meinungen des Autors und des Zensors über das Maß des zu Streichenden oder zu Ändernden auseinander. Daher übergab er seinem Freunde Moultou eine vollständige Abschrift dieser „Profession“ für den Druck im Aus-

lande, falls Malesherbes zu vieles und zu wichtiges striche. Man kann nicht sagen, daß der wohlwollende Parlamentsrat dem verhängnisvollen Zensoramte mehr Rücksicht getragen habe, als das die Verbreitung des Buches im katholischen Frankreich zur Notwendigkeit machte, aber eben diese Verbreitung hätte, wie beim Contrat social, von Amsterdam aus auf dem Wege des Schleichhandels, nicht von der Hauptstadt Frankreichs aus erfolgen sollen. Der Druck in Paris verzögerte sich ungebührlich, weil man die Gefährlichkeit des Buches voraussah, sodaß Rousseau monatelang von dem Fortgange des Werkes nichts hörte. Er glaubte, die Jesuiten, welche damals um ihre Existenz in Frankreich mit dem Parlamente zu ringen und also um näherliegende Dinge, als um einen Roman, zu sorgen hatten, wollten sein ihnen unerwünschtes Geisteskind noch vor der Geburt ersticken und wurde durch die nahen Beziehungen, die Guérin, der Geschäftsfreund von Duchesne, und der Kanzler Malesherbes, der Vater seines Gönners, zum Orden hatten in seiner Annahme bestärkt. Später hat er diese selbst zurückgenommen und nicht Jesuiten, sondern Jansenisten, Calvinisten und selbst Philosophen waren es, die nach dem Scheiterhaufen riefen. Möglich immerhin, daß einzelne Jesuiten oder Jesuitenfreunde, nicht der Orden als solcher an dieser Verzögerung Anteil hatten. Als nun der Emile endlich im Mai 1762, bald nach dem „Contrat social“, erschien, zeigte es sich, welch einen Fehler der wohlmeinende, aber eigenwillige Malesherbes und die geschäftige Gönnerin mit der Pariser Ausgabe nnd der unmittelbaren Verbreitung des Buches in Frankreich begangen hatten. Überall stürmte man gegen Buch und Autor los. Der allen Aufklärungsideen feindliche Generalprokurator am Pariser Parlament, Joli de Fleuri, erließ ein in Grimms „Correspondance“ beißend verspottetes „Requisitorium“, das den Emile als Lehrbuch des Skeptizismus und der Toleranz angriff. Die Sorbonne suchte der Verbreitung des allgemein begehrten Werkes durch ein Verbot entgegenzuwirken, steigerte damit nur den Erfolg. Der wunderliche Stil ihres zum erstenmale französisch, nicht lateinisch abgefaßten „Requisitoriums“ mußte den Spott aller Freidenkenden und modern Gebildeten hervorrufen und das echt mittelalterliche Anathem über 58 Sätze des Emile zeigte, wie sehr die gelehrten Religionseiferer hinter der Zeit zurückgeblieben waren. Hohn und Spott erntete auch der Erz-

bischof Beaumont von Paris, der in einem Hirtenbriefe gegen Rousseau als den gefährlichsten Irrlehrer der Menschheit donnerte. Der Papst Clemens XIII. sprach 1763 der Sorbonne seine Zustimmung zu dem Vorgehen gegen Emile aus, und 2 Jahre darauf verurteilte auch der gesamte französische Klerus in einer Generalversammlung das ketzerische Buch. Den papierenen Waffen dieser geistlichen Männer und Behörden lieh leider das Pariser Parlament seine richterliche Macht, die französische Regierung und ihr nachahmend die Genfer Räte die Kraft des weltlichen Armes, indem sie Verbrennung des Emile, Einsperrung seines Autors in der Conciergerie und Konfiskation von Rousseaus Vermögen anordneten.

Durch fremde Eigenmächtigkeit, nicht durch eigene Unvorsichtigkeit war Rousseau so in neue Gefahren und Verdrießlichkeiten gestürzt worden. Während Paris sich um den Roman fast wie um die „Nouvelle Héloïse“ riß und es fast für eine Schande galt, sich nicht zu seinen Lehren zu bekennen, während die ersten Dichter und Denker der Zeit die bahnbrechenden Gedanken Rousseaus bewunderten und priesen, während auch die Verleger das gewinnbringende Buch dem Autor mit einem Honorar von 6000 Franken (nach heutigem Geldwerte fast das vierfache) lohnten und Rey, dem Rousseaus frühere Schriften manches eingetragen hatten, Therese Levasseur sogar eine Jahresrente aussetzte, mußte der Verfasser selbst bald wie ein gehetztes Wild von Ort zu Ort eilen.

XI. Rousseau und die Genfer Behörden. Die Katastrophe in Motiers.

Das Leben in Montmorency war Rousseau bereits zur Last geworden, als das Pariser Parlament außer der Verbrennung des Emile auch die Verhaftung des Autors anordnete und ihm deshalb die Flucht rätlich erschien. Denn, wie sehr auch die Schönheiten von Montmorency, die zauberischen Reize des wie mitten im See liegenden kleinen Schlosses, die Einsamkeit seines Gartenhäuschens Mont Louis und einer dicht daneben gelegenen, offenen

Hütte, in welcher er trotz der winterlichen Kälte seinen Brief an d'Alembert schrieb, fesselten, das Leben bei den Großen wurde ebenso eintönig, wie kostspielig. Seinen Gastgebern erschien es als materielle Unterstützung, wenn sie ihn zu Tische luden, ihren Wagen ihm schickten, Bediente ihm hielten u. s. w., daß die Trinkgelder und der gesellschaftliche Aufwand die Ersparnisse bedeutend überstiegen, bedachten sie nicht. „Wenn ich in der Stadt ein wenig entfernt von meiner Wohnung zu Abend aß", so schreibt Rousseau in den „Confessions", „ließ die Hausfrau ihre Pferde anspannen, um mich zurückzubringen, anstatt zuzugeben, daß ich eine Droschke nahm; sie freute sich sehr, mir dadurch die 24 Sous für die Droschke zu ersparen, daß ich dem Lakai und dem Kutscher 3 Franken gab, daran dachte sie nicht. Wenn eine Dame mir von Paris nach der Ermitage oder nach Montmorency schrieb, so sandte sie mir den Brief durch einen ihrer Leute, weil es ihr leid that, daß ich 3 oder 4 Sous Porto zahlen sollte; der Bediente kam zu Fuß an, ganz durchnäßt, ich gab ihm zu essen und 3 Franken, welche er sehr wohl verdient hatte. Wenn sie mich für 8—14 Tage auf ihren Landsitz lud, so sagte sie bei sich selbst: der arme Mensch wird immer etwas ersparen, sein Lebensunterhalt wird ihm für diese Zeit nichts kosten. Sie dachte nicht, daß ich während dieser Zeit nichts durch Arbeiten verdiente, daß mein Haushalt, meine Miete, Wäsche, Kleider nach wie vor Geld kosteten, daß ich den Barbier doppelt so teuer bezahlte, daß ich bei ihr teurer, als in meiner Wohnung lebte." So ging es mit Rousseaus finanziellen Verhältnissen während des Aufenthaltes in der Ermitage zurück, und nur die Honorarerträge für den Brief an d'Alembert und die „Nouvelle Héloïse" retteten ihn während der Tage von Montmorency vor ärgerlichen Verlegenheiten. Dazu kam der Zwang der Etikette den hohen Herren gegenüber, die Verschiedenheit seiner gesellschaftlichen und politischen Anschauungen von den ihrigen, die lästigen Aufmerksamkeiten aller Pariser Salondamen, deren Herz ihm seine als Selbstschilderung aufgefaßte „Héloïse" gewonnen hatte, endlich die Frechheit und Böswilligkeit der Lakaien, die Rousseau durch überreiche Trinkgelder und freundliche Behandlung bei guter Laune erhalten mußte. Wäre seinem Leben in Montmorency nicht durch den Verkehr mit alten Bekannten aus der Venetianer Zeit und durch den nie ganz abgebrochenen Umgang mit

der Pariser Gesellschaft einige Abwechselung zugeführt worden, er hätte vielleicht in seiner reizbaren Stimmung einen Bruch herbeigeführt, wie einst mit dem Epinayschen Kreise. Aber auch den Gönnern und Gönnerinnen wurde der in die Salonwelt nicht Passende mit jedem Tage unbequemer, denn sein offener Freimut brachte sie bei einflußreichen Personen in Ungelegenheiten. Die Pompadour hatte er durch eine unzarte Bemerkung über fürstliche Mätressen in der „Nouvelle Héloïse“ beleidigt, Choiseul durch Ablehnung des diplomatischen Postens verletzt, Malesherbes war dadurch unangenehm berührt, daß Rousseau den Eintritt in die Redaktion des „Journal des Savans“ verweigerte, zudem war er in die Publikation des gefährlichen Emile so tief verwickelt, daß er sich vorher seine Briefe an Rousseau durch Vermittelung des Herzogs von Luxemburg wiedergeben ließ. Auch sie waren daher nicht unwillig, daß ein Anlaß zur Entfernung des Gastes sich bot. Damit soll nicht gesagt werden, daß Rousseau den Parlamentsbeschluß nur zum Vorwande seiner Flucht aus Montmorency nahm, seine Beschützer nur um ihrer selbst willen ihn zu derselben drängten, denn beide haben die Gefahr anfangs für ernstlicher gehalten, als sie war. Am 9. Juni 1762 früh morgens brachte ein Brief des Prinzen Conti an die Herzogin von Luxemburg die Nachricht von dem Vorgehen des Parlamentes. Längere Beratungen zwischen Rousseau, der ängstlich gewordenen Beschützerin und den hinzueilenden Freunden fanden in den dunklen Morgenstunden des 9. Juni statt. Ursprünglich wollte Rousseau, auf den Einfluß seiner Gönner und Gönnerinnen und auf sein Genfer Bürgerrecht pochend, dem Parlament in Montmorency selbst trotzen, die Rücksicht auf seine Gastgeberin und deren Freunde ließ ihn die Flucht aus französischem Gebiete vorziehen. Die vermittelnden Vorschläge seiner Gönner, er möge sich eine Zeitlang der Form halber in die Bastille stecken lassen oder in dem Temple von Paris, welcher in Contis Besitz und der parlamentarischen Gerichtsbarkeit entzogen war, Zuflucht suchen, oder auf irgend einem Landsitze sich versteckt halten, wies er im Bewußtsein seines Rechtes und seiner Ehre zurück. Jedenfalls war er aber der Ansicht, daß ihm vom Parlament die ernsteste Gefahr drohte und die ängstlich besorgte Herzogin von Luxemburg bestärkte ihn durch ihren Brief vom 9. Juni noch in dieser Meinung. Schon vor der Kenntnis des

Parlamentsbeschlusses schrieb er an Moultou (7. Juni), er befürchte den Märtyrertod eines Calas, und mochte auch der Feuerschein des Ketzertodes nur Erzeugnis seiner aufgeregten Phantasie sein, persönlich gesichert wäre er selbst im Verstecke nicht gewesen, noch weniger als früher der vielgewandte und vielgeschützte Voltaire, der mehr als einmal aus Frankreich fliehen mußte und selbst in Ferney für seine persönliche Sicherheit fürchtete. Das Pariser Parlament verfolgte freilich in dem Verfasser des „Emile" weniger den Prediger eines dogmen- und wunderlosen Theismus, als den Gegner jesuitischer Erziehungsweise. Die Furcht desselben, durch das Vorgehen gegen den in Frankreich noch hochangesehenen, vom Papst beschirmten Jesuitenorden den Ruf katholischer Rechtgläubigkeit eingebüßt zu haben, wurde für Rousseau hier ebenso verhängnisvoll, wie sie Voltaires edelmütigen Kampf für die Calas und andre Opfer des Glaubenshasses erschwerte. Freilich dachte man den mit Haft Bedrohten entweder entfliehen zu lassen, oder ihn in die Bastille eine Zeitlang einzusperren. Als Rousseau am 9. Juni nachmittags auf dem Wege nach Paris den Beamten des Parlamentes begegnete, grüßten ihn diese lächelnd, in der Hauptstadt selbst blieb er völlig ungefährdet, trotzdem er ganz offen durchfuhr, und die Haussuchung in Montmorency war leere Formsache. Der Günstling eines Luxemburg und Conti, der Freund eines Malesherbes hätte vielleicht zeitweilig für seine Freiheit, nimmermehr aber schlimmeres fürchten müssen, wenn er sich seinen Häschern stellte. Gleichwohl war die Flucht das vernünftigste und ehrenvollste. Abgesehen von den Unannehmlichkeiten, die sein Bleiben — und nur Fliehen oder Bleiben kam für Rousseau in Frage — der Familie Luxemburg brachte, so wäre ihm fernerhin seine schriftstellerische Thätigkeit in Frankreich selbst fast unmöglich geworden, denn anders noch, als auf Voltaires ketzerische Schriften, würde man auf die seinen gelauert haben. Ihm fehlten überdies die fein ausersonnenen Kunstgriffe, durch welche der „Schlaue, Vielgewandte" sich stets rettete. Wenn er also in Frankreich nicht bleiben mochte, so sprach vieles für eine Rückkehr nach Genf. Dort hatte er viel Anhang in den unteren Volksschichten, sogar in der Geistlichkeit und bei den Vornehmen, dort schmeichelte sein Weltruhm dem kleinbürgerlichen Stolze. Selbst sein Feind Voltaire sah in dem Verfasser der „Profession

du vicaire savoyard“ einen Bundesgenossen gegen die Genfer Orthodoxie, so sehr er auch sonst den Emile tadelte, und nichts ist ungerechter, als wenn Rousseau und Moultou stets seinen Einfluß hinter dem Vorgehen der Genfer Räte wahrzunehmen glaubten. Aber ebensoviel sprach auch dagegen. Die Genfer Räte waren durch den „Contrat social“ erbittert worden, zudem von Frankreich abhängig, die Geistlichkeit, selbst ein Roustan und Vernes, fühlten ihre amtliche Stellung durch die nahen Beziehungen zum Verfasser des „Emile“ gefährdet und Vernes war mit dem Glaubensbekenntnisse des savoyschen Pfarrers auch aus sachlichen Gründen nicht einverstanden. Die sittenstrengen Ratsherren und Beamten grollten Rousseau auch wegen der lüsternen Schilderungen in der „Héloïse“, deren Verkauf und Verleihung sie nach Möglichkeit erschwerten. Auf die machtlose und wankelmütige Menge war kein Verlaß, zudem schien der Bund mit den demagogischen Führern derselben Rousseau aus patriotischen Gründen unehrenhaft. Besonders hielt ihn von dem Gedanken an die Rückkehr nach Genf die wohlbegründete Besorgnis vor den Intriguen der Famile Tronchin zurück. Die Führer jener Familie waren der staatskluge Generalprokurator Jean Robert Tronchin, und der berühmte Arzt, Théodore Tronchin, sein Vetter, drei Glieder dieser Familie, Francois Tr., Jacob Tr. und Tronchin-Calendrin waren Staatsräte zu Genf, ein vierter Verwandter, Théodores Bruder, hatte als reicher Bankier in Lyon Einfluß auf die hohe Finanzwelt Frankreichs und stand selbst zu geistlichen Würdenträgern in näherer Beziehung. So breiteten sie ihre Netze weit über Genf aus, übten dort durch ihre Fühlung mit den Räten und der Geistlichkeit und durch den Ruhm des in England und Frankreich gefeierten Doktors Tronchin einen vielseitigen Einfluß aus. Im Leben Rousseaus spielen Jean Tronchin und Th. Tronchin eine Rolle. Der erstere fürchtete von Rousseaus politischen Schriften, besonders vom Contrat social, ernstliche Unruhen in Genf, die den Bestand der Verfassung und damit den Einfluß der Familie Tronchin erschüttern konnten und weniger heuchlerisch, als sein Vetter, hat er auch aus seiner Feindschaft gegen den berühmten Mitbürger nie ein Hehl gemacht. Als am 18. Juni 1762 eine erregte Debatte über die gegen den Emile und seinen Verfasser zu ergreifenden Maßregeln entstand, machte der Prokurator den Vorschlag, Rousseau das

Bürgerrecht abzusprechen und so sich den Störenfried vom Halse zu schaffen, später trat er in seinen „Lettres de la campagne“ für die usurpierten Rechte der beiden Räte und gegen Rousseaus „Contrat social“ auf. Theodore Tronchin dagegen, der durch seine erfolgreichen Impfkuren berühmt gewordene, zudem weitgereiste und vielgewandte Arzt, verdarb es nie mit jemandem, der mächtig genug war, ihm zu schaden. Wie er Voltaire sein lebenlang Freundschaft heuchelte, trotzdem er in Privatbriefen (namentlich an Rousseau, 1. September 1756) aus seiner Abneigung kein Hehl machte und durch den Bericht über Voltaires Tod den boshaften Entstellungen der Frommen Stoff lieferte, so blieb er auch mit Rousseau in Korrespondenz und äußerer Freundschaft, so lange dieser nicht mit dem „Jongleur“ brach. Seit Februar 1766 hatte Tronchin das kleine, armselige Genf mit dem großen, reichen Paris, der Hauptstadt des Stammlandes seiner Familie, vertauscht, erwarb dort durch glückliche und gewinnbringende Kuren Reichtum und Ehre, und scheint allerdings, wie sein Briefwechsel mit Rousseau beweist, richtigen Blick für psychische Eigentümlichkeiten und ihren Einfluß auf den Gesamtorganismus gehabt zu haben. Ob der ihm gemachte Vorwurf des Schwindels ein gerechter gewesen, können wir nicht beurteilen, für sein Pflichtbewußtsein spricht die Behandlung, welche er dem greisen Voltaire zu teil werden ließ, durchaus nicht. Da er schon um seiner frommen Klientinnen willen es so wenig mit den Genfer Calvinisten, wie mit den Pariser Jesuiten und Jesuitenfreunden verderben konnte, so wirkte er im geheimen gegen den ihm nie wirklich sympathischen Rousseau, ohne doch wieder, aus Rücksicht auf dessen vornehme Gönner und Gönnerinnen, offen gegen ihn aufzutreten. Durch die Stellung seiner Familie und die Traditionen des Hugenottentums war Tronchin mit dem protestantischen Glauben aufs engste verbunden, aber doch Weltmann genug, um auch mit Katholiken und Jesuiten leben und sich verständigen zu können; wie weit seine positive Gläubigkeit auch nur „Jonglerie“ gewesen sei, ist natürlich schwer auszumachen. Rousseau, der seine Zweizüngigkeit in den brieflichen Äußerungen über Voltaire schwarz auf weiß vor Augen hatte, sah wohl mit Recht in Tronchin einen geheimen Gegner, der ihm durch Intriguen sowohl in Genf, wie in Paris schadete, und mit Grimm und den Holbachianern gegen ihn konspirierte.

Verteidiger fand Rousseau nur in dem Professor Jalabert, dessen Freundschaft ihm sein „Discours sur l'inégalité“ ꝛc. erworben hatte und in dem ihm seit vielen Jahren befreundeten Maler Mussard, als der Genfer Rat am 18. Juni den Beschluß faßte, dem Beispiele des Pariser Parlamentes folgend, den Emile und dazu auch den Contrat social zu verbrennen, deren Autor zu verhaften. Noch regte sich auch die Volksmasse, welche späterhin Rousseaus Namen in die Parteibewegungen des Bürgerkrieges hineinzog, nur wenig. Eine Bürgerdeputation setzte zwar am 1. Juli den kleinen Rat zur Rede, der sein Dekret ableugnete. Daß Rousseau sich in unmittelbarer Nähe von Genf befand, wußten nur wenige Eingeweihte. In heimlicher Flucht war er von Paris durch Frankreich bis Yverdun (Kanton Bern) geeilt, indem er große Städte, wie Besançon und Lyon vermied, und seinem in größter Besorgnis schwebenden Freunde Moultou die strengste Geheimhaltung seiner brieflichen Mitteilungen einschärfte. Da in Yverdun aber seines Bleibens nicht lange sein konnte, er vielmehr einer Ausweisung nur durch freiwillige Entfernung zuvorkam, so trat der Gedanke, trotz des Conseilbeschlusses Genf aufzusuchen, von neuem ihm entgegen. Voltaire, der die Genfer Verhältnisse genau kannte und damals noch Rousseaus Partei gegen die Räte nahm, ließ ihm durch Moultou raten, er möge getrost in seine Vaterstadt zurückkehren und das Versprechen geben, nichts Derartiges mehr, wie Contrat social und Emile, zu schreiben, woraufhin man ihn unbehelligt lassen würde. Aber Rousseau wies diese Zumutung ab und mit Recht. Was wäre — selbst Voltaires Ansicht als richtig zugegeben — aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit geworden, wenn er sein Versprechen hielt, oder welchen Verfolgungen hätte er sich im Falle einer Wortbrüchigkeit späterhin preisgegeben? Zudem war er zu stolz, um in seiner Vaterstadt als Verfolgter und Flüchtling zu erscheinen, und zu sehr Patriot, um auf dem Zwiste zwischen Regierung und Volk Pläne zu bauen und die Parteiungen von neuem anzufachen. Auch eine Hinausschiebung seiner Rückkehr bis September, wo dann über dem unheilvollen Conseilbeschluß etwas Gras gewachsen war, lehnte er Moultou gegenüber als wenig zweckdienlich ab. Da er indessen das neue Asyl, welches er zu Motiers-Travers in Neuchâtel, dem zu Preußen gehörigen Kantone, seit 10. Juli gefunden hatte, auch für kein

ewig dauerndes hielt, so wollte er durch eine Aussöhnung mit der Genfer Geistlichkeit doch wohl eine spätere Rückkehr anbahnen. An Vernet, der eine Widerlegung des Glaubensbekenntnisses im Emile beschlossen hatte, richtete er, auf Moultous Wunsch, ein versöhnendes Schreiben (31. August), ja er leugnete das Glaubensbekenntnis selbst sogar in einem Schreiben an den ihm nahestehenden Marcet de Mezière halb und halb ab. Aber das half ihm so wenig, wie der unterwürfige Brief, den er am 24. August an Montmollin, den Geistlichen von Motiers-Travers, schrieb oder die Teilnahme an der Kommunion in seinem neuen Wohnorte; die Genfer Geistlichkeit erspähte ihren Feind ebenso scharf, wie die Neuchâteler. Vernet trat bald nach dem Versöhnungsbriefe als Rousseaus litterarischer Gegner auf, der mildere Vernes schloß sich ihm an und Moultou, der trotz seiner religiösen und amtlichen Bedenken zu Rousseau hielt, veruneinigte sich mit seinen Amtsbrüdern so, daß er ernstlich an einen Austritt aus dem ihm ohnehin wenig sympathischen Predigeramte dachte. Leider hat er auch Rousseaus wohlberechtigten Rat, für den verdächtigen Freund nicht zu offen zu wirken, um im geheimen desto sicherer zu nützen, kaum befolgt, mit geschäftiger Hast mischte er sich in Dinge, die er nicht übersah und isolierte so sich und Rousseau fast ganz. Es gereicht ihm aber zu hoher Ehre, daß er einen übervoll verfolgten Freund, den die Roustan, Vernes und Vernet aus Berechnung, wie aus Überzeugung preisgaben, nicht im Stiche ließ.

Der von seiner Vaterstadt Ausgeschlossene und aus Bern Vertriebene hatte inzwischen den Schutz des „Philosophen von Sanssouci“ gefunden. Großmütig verzieh ihm der noch im „Emile“ angegriffene König, und wenn er auch den Schwärmer für den Naturzustand und die bürgerliche Gleichheit mit Voltaires Augen ansah, so war er zu sehr von den Grundsätzen der Toleranz und Menschenliebe durchdrungen, um einem Verfolgten seinen Schutz zu versagen. Daß Rousseau seine Unterstützung zurückwies, um sie den notleidenden preußischen Unterthanen nicht zu entziehen und ihn zugleich zum baldigen Friedensschlusse mahnte, scheint auf ihn einen ähnlichen Eindruck gemacht zu haben, wie auf den großen Staatsmann unserer Tage die Abrüstungsanträge gewisser Doktrinäre, aber er war auch Philanthrop genug, um Rousseaus humanes Gefühl zu verstehen.

Fanatischer Tugendstolz, wie er ihn an dem Philosophen wahrzunehmen glaubte, war dem vielerfahrenen Menschenkenner und Menschenverächter stets verdächtig, aber die Prinzipien einer allgemein gültigen, unabänderlich festen Moral teilte er mit ihm. So machten zwar Rousseaus Charakter und Schriftstellerthätigkeit eine wirkliche Teilnahme des preußischen Königs unmöglich, aber sie weckten das Gefühl der Hochachtung und Bewunderung. In einem ähnlichen Verhältnis Rousseau gegenüber stand Neuchâtels Statthalter, George Keith, ein wegen Teilnahme am Jakobitenaufstande 1715 in England geächteter Lord, der nach bewegter militärischer, wie diplomatischer Vergangenheit im preußischen Staate Zuflucht gefunden hatte. Sein Bruder war einer der ausgezeichnetsten Generäle Friedrichs des Großen, deshalb hatte der preußische Herrscher George Keith anfänglich für höhere diplomatische Stellungen bestimmt, doch die Ungeschicklichkeit des edlen, wohlwollenden, aber mittelmäßig beanlagten Mannes ließ die Sinekure in Neuchâtel als die einzig passende Stellung erscheinen. Dort lebte er in seinem Schlosse zu Colombier, ohne sich viel um die Verwaltung des Kantones, der von den königlichen Beamten, nach Weisungen von Berlin aus, regiert wurde, zu kümmern. Sein hohes Alter — er war 1685 geboren — machte ihn bequem- und ruhebedürftig, der reizbare, unstete Charakter der Neuchâteler und ihr heftiger Preußenhaß jeden Verkehr mit dem Volke, besonders jeden Zwist mit der Geistlichkeit, die bei dem Volke alles galt, unerwünscht. Da er sein Ende näher kommen sah, wollte er sein geliebtes Vaterland, Schottland, in dem er durch Friedrichs Vermittelung restituiert war, noch einmal wieder aufsuchen, und da das Mißtrauen des englischen Königs ihm einen dauernden Aufenthalt dort unthunlich erscheinen ließ, den Rest seiner Tage in Potsdam beschließen. Mit der liebevollen Gutmütigkeit seines Charakters sorgte er für Rousseaus materielles und ideelles Wohlergehen, aber zu einem energischen Schutze gegen den Pöbel und die geistlichen Führer desselben war er wenig geneigt. Er nötigte zwar dem hilfsbedürftigen Manne ein Geldgeschenk auf, wollte ihm in England ein Asyl verschaffen, ihm einen Empfehlungsbrief nach Venedig mitgeben, auch ihm in Schlesien den Schutz des Generals Seydlitz verschaffen, aber da Rousseau in Neuchâtel blieb, so mochten die preußischen Beamten und der alles lenkende König sehen, wie

ihm zu helfen war. Zudem war die Freigeisterei des Philosophen dem im einseitigen Konfessionalismus großgewordenen Schotten ebenso unbehaglich, wie dessen schroffer, leidenschaftlicher Charakter. Dachte er doch sogar an eine Bekehrung Rousseaus, den er wegen seiner armenischen Tracht für einen Anhänger Mahomets gehalten zu haben scheint und schrieb er doch an seine Freundin Boufflers, der neue Schützling sei noch wilder, als die Wilden von Amerika. Was Keith somit für Rousseau that, waren nur wohlgemeinte Ratschläge und liebevolle Worte, nicht wirksame Handlungen, und da er schon vom Juli 1763 ab erst in Schottland und England, dann in Preußen weilte, so war er zu fern, um den Schutzbefohlenen gegen die 2 Jahre später eintretenden Verwickelungen schirmen zu können. Nichts ist daher verkehrter, als mit Rousseaus Feinden von dessen Undankbarkeit gegen den Mylord Maréchal zu sprechen, vielmehr war Rousseaus Dankespflicht eine verhältnismäßig geringe, denn nur für Dienste, nicht für Worte schuldet man Dank und die gute, aber thatenlose Gesinnung Keiths hat er durch unveränderte Zuneigung gelohnt, auch als der alte Herr aus Bequemlichkeit und aus Rücksicht auf den mit Rousseau verfeindeten Schotten Hume die weitere Beantwortung seiner Briefe verweigerte.

Da nun auch Friedrich II. zu einem wirksamen Schutze Rousseaus sich schwer entschloß, um nicht den Preußenhaß der Neuchâteler zu steigern, und da seine Beamten nicht ohne seine direkten Befehle energisch handeln wollten, so war Rousseau der Geistlichkeit und dem Pöbel gegenüber schutzlos. Die erstere war aber durch das „Glaubensbekenntnis des savoyschen Pfarrers" ebenso mißtrauisch gegen ihn geworden, wie die Genfer Prediger, nur Moutmollin, der Ortspfarrer von Motiers, ein von den Ideen der Aufklärung und Toleranz erfüllter Mann, den Rousseau später allzu argwöhnisch für sein Mißgeschick verantwortlich machte, fand sowohl an den religiösen Gedanken des „Emile", wie auch an den noch schärfer ausgesprochenen in den „Briefen vom Berge" Gefallen und trennte sich erst von Rousseau, als die Rücksicht auf seine Amtsbrüder dies forderte. Da, wie schon erwähnt, weder Friedrich II. noch Keith mit der Neuchâteler Geistlichkeit Unannehmlichkeiten haben wollten, so war es beiden erwünscht, daß Rousseau schon bei seiner Ankunft sich verpflichtet hatte, den kirchlichen Frieden im Kantone nicht durch die

Verbreitung seiner ketzerischen Schriften zu stören. Gewiß hätte er sich auch von dem religiösen Gebiete ferngehalten und sich nur mit botanischen und musikalischen Studien, denen er in Motiers eifrig oblag, beschäftigt, wenn seine Gegner ihm dies möglich gemacht hätten. Aber der Hirtenbrief des Erzbischofs Beaumont in Paris gegen den „Emile“ zwang ihn zu jener geharnischten, schneidenden Antwort, die er ihrer Heftigkeit wegen noch während des Druckes zurückzuziehen beabsichtigte, die aber bei allen Vorkämpfern der Aufklärung, selbst bei Grimm, unverhohlene Freude hervorrief. (1763). Rousseau, der sich auf die Bibel allein für das geschichtliche Christentum beruft, steht seinem katholischen Gegner so gegenüber, wie Martin Luther dem Dr. Eck, nur, daß auf seiner Seite auch die advokatische Schlauheit ist, denn er verstand es, den frommen Erzbischof bei manchem Zeitgenossen in den Ruf jansenistischer Ketzerei zu bringen. Dazu kam bald eine litterarische Fehde mit dem Prokurator Tronchin. Da der Genfer Rat durch sein Dekret gegen den „Emile“, der auf das Urteil des Pariser Parlaments hin ohne eigene Kenntnisnahme verurteilt und dessen Autor gar nicht zur Verteidigung vorgelassen war, ihm den Aufenthalt in Genf unmöglich machte — selbst eine Durchreise vermied Rousseau im Juli 1763 und entsagte deshalb seiner Reise nach Chambéry — so verzichtete er in einem stolzen Schreiben vom 12. Mai 1763 auf sein Bürgerrecht. Wie sehr dieser Schritt auch damals von manchem Mitbürger, selbst von seinem Vetter Théodore Rousseau, getadelt worden ist, die von Rousseau in dem Briefe an seinen zweifelhaften Parteigenossen Chappuis, einen Genfer Subalternbeamten, dargelegten Gründe lassen seine Handlung nur als vollberechtigt erscheinen. In dem oligarchischen Duodezstaate hatte der Vorkämpfer der Volksfreiheit keinen Platz und der Rat selbst hatte sich durch sein willkürliches Dekret unwürdig gemacht, einen Rousseau zu seinen Mitbürgern zu zählen. Übrigens zeigte sich Rousseau nach wie vor als wahrer Patriot. Schon die Bürgerinterventionen, die (zuerst am 18. Juni 1763) energischer, als ein Jahr früher, die Zurücknahme des Dekrets forderten, mißbilligte er, als dann die auf das droit négatif (s. o. S. 4) gestützte Weigerung des Rates den Vorwand zu einem Bürgeraufstande gab, bei der es sich in Wirklichkeit um politische Ansprüche, nicht um Rousseaus Sache handelte, trennte er sich bald von der demokratischen

Partei. Auch mit Voltaire, der in dem Zwiste eine zweideutige Vermittlerrolle spielte, und die Spaltungen im französischen Interesse auszunutzen suchte, wollte er nichts zu thun haben, und wies sowohl dessen (durch Moultou schon März 1763 gemachten) Versöhnungsantrag, wie auch die Vermittelungsdienste beim Genfer Rate zurück. Einem verhaßten Feinde wollte er nichts, selbst nicht die Rückkehr in seine Vaterstadt, verdanken. Das Verfahren gegen Rousseau suchte nun der Prokurator Tronchin in seinen „Lettres écrites de la campagne“ sehr geschickt zu verteidigen, indem er die thatsächlich bestehenden Verhältnisse in Genf den rechtlich begründeten unterschob und mit Hilfe des droit négatif die Willkürmaßregel des Rates als eine auch juristisch berechtigte hinstellte. Um sich und die wenigen Freunde, wie den Genfer Privatmann Abauzit und Moultou, zu rechtfertigen, ließ Rousseau im November 1764 seine „Lettres écrites de la montagne“ erscheinen, die neben einer Darlegung der politischen und religiösen Grundsätze des „Contrat social“ und des „Emile“ auch eine schneidige Kritik der angemaßten Rechte der beiden Räte enthielten. Leider hatte er in dieser Schrift, die dem Bürgeraufstande neuen Zündstoff gab, auch die gegen Voltaire von dem Genfer Rate geübte Toleranz der ihm kundgegebenen Härte gegenübergestellt und dadurch den „Philosophen von Ferney“, der bisher in dem verhaßten und verspotteten „Narren Jean-Jacques“ einen trefflichen Bundesgenossen gegen Vernet und die andren Genfer Prediger sah, sich von neuem zum unerbittlichen Feinde gemacht. Um seine eigene Stellung zu sichern, warf sich nun Voltaire in der (Dezember 1764 verfaßten) Flugschrift „Sentiment des citoyens“ zum Verteidiger des Genfer Rates auf und goß über Rousseaus Ketzerei und Verderbtheit die volle Schale seines Zornes und Spottes aus. Rousseau aber, der sonst Voltaire auch für Dinge verantwortlich machte, an denen er unbeteiligt war, bürdete dieses Pamphlet seinem ehemaligen Freunde Vernes auf, ließ sich auch durch dessen entrüsteten Widerspruch nicht zu einer völligen Zurücknahme seines Verdachtes bestimmen, trotzdem er, wie aus einem Briefe vom 7. Februar 1765 (à M. D... überschrieben) hervorgeht, sich seiner Meinung nicht ganz sicher fühlte. Dadurch machte er sich auch Vernes zum Todfeinde und Voltaire rächte sich noch später an ihm durch mehrere Pasquille, namentlich in seinem Spottgedicht über den Genfer Bürgerkrieg.

Die „Lettres écrites de la montagne“ verfeindeten Rousseau auch mit Montmollin, der ihn seiner Amtsbrüder wegen von der Osterkommunion (1765) ausschließen wollte, und, als Rousseau auf dieses ihm früher zugestandene Recht nicht verzichtete, ihn vor das Neuchâteler Konsistorium zu einem Religionsexamen lud. Mit vollem Rechte lehnte Rousseau diese Demütigung ab, schützte aber unnötiger Weise seine Kränklichkeit und Schüchternheit als Ursachen seiner Weigerung vor, nun predigte man von den Kanzeln gegen ihn und hetzte, als die königlichen Beamten dem Vorgehen der unduldsamen Geistlichkeit Widerstand leisteten, den Pöbel auf. Rousseau, der ohnehin wegen seiner ungewöhnlichen armenischen Tracht, seiner Vorliebe für einsame botanische Exkursionen, seiner menschenscheuen Zurückgezogenheit und seines Verhältnisses zu der wenig beliebten Therese, die ihm auch nach Neuchâtel gefolgt war, den abergläubischen und gegen alles Ungewöhnliche mißtrauischen Landleuten wie eine Art böser Geist erschien, hatte offene Drohungen und zuletzt (in der Nacht vom 6. bis 7. September) sogar ein Stein-Bombardement zu erdulden. Es ist unbegründeter Klatsch späterer Zeit, daß Therese Urheberin dieses Überfalles gewesen sei und daß sie eine Menge von Steinen in das Innere von Rousseaus Haus habe schaffen lassen, damit das Attentat gefährlicher erschien, vielmehr schwebte Rousseau einen Augenblick in Lebensgefahr, weil gegen die nach innen sich öffnende Hausthür ein gewaltiger Felsblock gelehnt war. Mag auch Therese sich ebenso, wie Rousseau selbst, von Neuchâtel fortgesehnt haben, an neuen Irrfahrten konnte ihr schwerlich etwas gelegen sein.

Der nächtliche Vorfall bestärkte Rousseau in der längst gehegten Absicht, Neuchâtel zu verlassen. Wie sehr ihm auch die Natur des Landes zusagte, wie lockend auch die Gelegenheit zu botanischen Studien, aus denen eine Reihe von Briefen über Pflanzenkunde (1766—1776) und vorher das „Fragment für ein botanisches Wörterbuch“ (1763—1765) hervorgingen, sein mochte, das Klima mehrte sein Blasenleiden, die rauhen Winter behagten ihm nicht und das böswillige Mißtrauen der Bewohner, die ihn trotz seiner Naturalisierung als Eindringling ansahen, machte ihm den Aufenthalt vollends unleidlich. Seine Beziehungen zu Keith ließen ihn als preußischen Spion erscheinen, und der Schutz, den ihm die preußischen Beamten gegen die Geistlichkeit gewährten, machte ihn

noch verhaßter. Ruhe fand er auch hier nicht. Besuche und Korrespondenzen, Anfragen aus weiter Ferne über alle möglichen Dinge, die Aufforderung der von inneren Parteiungen und Frankreichs Eroberungssucht bedrohten Corsen[7]), ihr Gesetzgeber zu werden, die des Prinzen von Württemberg, ihm ein Erziehungssystem für seine Tochter auszuarbeiten[8]), die der französischen Hugenotten sich ihrer in Voltaires Weise anzunehmen, störten ihn fortwährend, so sehr er auch dem mündlichen und schriftlichen Verkehr aus dem Wege ging. Daß seine aufgeregte Phantasie in neugierig ungeschickten Fremden zuweilen Spione sah, daß er die Aufforderung der Corsen schließlich argwöhnisch zurückwies, weil ein Spaßvogel sie für ein Werk Voltaires ausgegeben hatte, daß die wohlgemeinten Huldigungen einer Verehrerin der „Héloïse“ ihm zuletzt als unerträgliche Zudringlichkeit galten, u. a. erhöhte noch sein inneres Mißbehagen. Für seine litterarische Thätigkeit kam in diesen Jahren nicht viel heraus. Wenn wir von seinen meisterlichen, aber doch schnell entworfenen Streitschriften gegen Beaumont und Tronchin absehen, so sind es nur die „Briefe über die Gesetzgebung bei den Corsen“[9]), der pädagogische Briefwechsel mit dem Württemberger Prinzen und die botanischen Fragmente, welche besondere Beachtung verdienen. Die innere Disharmonie machte ihm fürderhin Werke, wie die in der Ermitage und in Mont Louis geschaffenen, unmöglich und ließ nur noch die von persönlichen Motiven eingegebenen „Confessions“ als opus aere perennius entstehen.

Es gereicht dem preußischen Regimente kaum zur Ehre, daß es Rousseau gegen den Pöbel und die aufhetzenden Geistlichen nicht wirksamer geschützt hat und die nachträglich über die letzteren verhängte Strafpredigt Friedrichs des Großen kam zu spät. Auch ihm wurde der überall Verfolgte zuletzt unbequem, er überließ ihn seinem weiteren bösen Schicksale. Dieses trieb Rousseau erst in die stille Einsamkeit der Petersinsel auf dem Bieler See, dann, als die Obrigkeit ihn auch dort nicht einmal als freiwilligen Gefangenen dulden wollte, nach Biel (25. Oktober). Hier, wo er bei den für ihn begeisterten Bürgersöhnen und dem Schultheißen von Nidau Teilnahme fand, sollte er gleichfalls ausgewiesen werden und eilte endlich dem französischen Gebiete zu.

Die Wirkungen, welche die Leiden und Verfolgungen der Jahre

1762—1765 auf seinen Gemütszustand übten, sind sehr beklagenswerte. Als Mensch, wie als Schriftsteller sah er sich der schlimmsten Willkür der Behörden preisgegeben und bei dem Volke, das er so warm gegen seine Unterdrücker verteidigt hatte, fand er nur zweifelhafte Zuneigung oder offenen Haß. Nicht nur der „Emile“ und „Contrat social“ waren in seiner Vaterstadt dem Feuertode preisgegeben worden, auch der im protestantischen Geiste geschriebene Brief an Beaumont und die der Verteidigung der Genfer Volksrechte gewidmeten „Briefe vom Berge“ wurden dort unterdrückt. Selbst die Philosophen machten mit seinen orthodoxen Gegnern gemeinsame Sache, sobald er vom religiösen Gebiet auf das politische überging. Grimm wütete gegen die Briefe vom Berge ebenso, wie Voltaire, auch sein früherer Gönner, der Abbé von Mably, schloß sich seinen Feinden an. Wohl blieb er mit den alten Beschützern und Beschützerinnen in brieflichem Verkehr, wurde von einer Boufflers und Verdelin nach wie vor gefeiert, gewann in dem Neuchâteler du Peyrou, einem sonst kalt reflektierenden Manne, der in Amerika, seinem Geburtslande, sich von dem Enthusiasmus der Menschenliebe freigemacht hatte und in dem Genfer d'Ivernois warme Verteidiger, in Madame La Tour-Franqueville eine begeisterte Verehrerin. Der fortgesetzte Briefwechsel mit so manchem berühmten Schriftsteller und hochgestellten Herrn in und außerhalb Frankreichs hätte ihn über die Abneigung der d'Alembert, Diderot und Voltaire trösten können, wenn nicht seine Menschenscheu und sein Hang zur Einsamkeit allmählich zu einer fixen Idee sich konsolidiert hätten. In Motiers schon dachte er vielleicht an Selbstmord, den er im Prinzipe verwarf. Wir glauben nicht an eine wirkliche Geistesstörung Rousseaus, deren Ursprung auf jene leidvollen Jahre zurückzuführen wäre, denn sein Verfolgungswahn war nur eine übertriebene Ausmalung der wirklich erduldeten Verfolgung, und kann schon deshalb nicht als ein Beweis der Geisteszerrüttung gelten, weil fast alle Verbitterten und Angefeindeten ihm in größerem oder geringerem Maße huldigen, besonders wenn sie Männer von hoher Bedeutung und unleugbarem Verdienste sind. Aber diese krankhafte Neigung seines Gemütes machte ihm oft ein richtiges Urteil über Menschen und Dinge unmöglich. Der Corsen vertrauensvolles und ernstliches Anerbieten ward ihm schon deshalb verdächtig, weil sie auch an seinen philo-

sophischen Gegner Helvetius sich um Rat gewandt hatten; als die französische Regierung (1768) die italienische Insel an sich riß, glaubte er, sie habe nur ihm den Ruhm des Gesetzgebers und Friedensstifters rauben wollen. Seine Vorliebe für menschenleere Einöden, wie die der Petersinsel, steigerte sich bis zur Unnatur und auch sein Phantasieleben innerhalb der Pflanzenwelt hat etwas Krankhaftes. Während er wahre Freunde durch sein Mißtrauen zurückstieß, knüpfte er sein Dasein noch fester an die ihm unebenbürtige und nur aus Eigennutz zugethanene Therese Levasseur und entfremdete sich so der feineren Gesellschaft. Nicht nur auf den Charakter Rousseaus, sondern auch auf seine litterarische Stellung haben diese schlimmsten Jahre seines Lebens höchst nachteilig gewirkt. Nur im Strome der großen Welt kann der Schriftsteller, der für die Menschheit wirkt, sich emporringen, Rousseau aber beraubte sich in seinen unfreiwilligen oder freiwillig gewählten Exilen des belebenden und anregenden Verkehres mit ebenbürtigen Geistern und mußte, seiner fortwährenden Irrfahrten und häufigen Geldnot willen, Bücher und Manuskripte verschleudern. Die Bosheit der Menschen aber hat ihn erst in einen Zustand der Gemütsverbitterung gebracht, in dem er selbst sein schlimmster Feind wurde.

XII. Sein Aufenthalt in England.

Verschiedene gastliche Pforten öffneten sich dem aus seinem Vaterlande Getriebenen, in Preußen sowohl, wie in England und in Italien bot sich ihm eine Zuflucht. Der Plan, den Schutz Friedrichs des Großen in unmittelbarer Nähe zu suchen, war ihm von Marschall Keith schon früher nahegelegt worden, aber er entsprach weder dessen wahrer Überzeugung, noch Rousseaus wirklicher Neigung. Wo er auch immer in Friedrichs Staaten weilte, ob in Potsdam, in Schlesien, in Neuchâtel, nie hätte er eine ähnliche Stellung gehabt, wie einst Voltaire oder die noch am preußischen Hofe sich aufhaltenden französischen Schöngeister, für den Philosophen von Sanssouci blieb er, wie für den Patriarchen von Ferney, der

seltsame „Narr", der zu den Männern der Aufklärung nicht zählte. Ebenso große Bedenken hatte freilich die Zuflucht in Italien, dem Stammlande des Katholizismus, welches nur durch sein herrliches Klima und durch die alte Vorliebe Rousseaus sich als Aufenthaltsort empfahl, und auch die Reise nach England, gegen dessen Bewohner der französisch empfindende Philosoph entschiedene Abneigung hatte. Obwohl er in der „Héloïse" den Engländer in der Person Milord Edwards nicht ohne Sympathie gezeichnet hatte, so war die nationale Ausschließlichkeit des Inselvolkes von ihm noch im Emile scharf mitgenommen worden. Von der englischen Sprache hatte er als Jüngling einige Anfänge erlernt, aber er konnte weder, noch wollte er sie sprechen, und die geringe Begabung der Engländer für Musik vermehrte seine Abneigung. Lange Zeit hatte er sich daher gegen den von Marschall Keith, dann von seiner alten Freundin, der Marquise de Verdelin, die ihn in Motiers aufsuchte, nahegelegten Gedanken eines englischen Asyles gesträubt, erst das Zureden der Komtesse de Boufflers und Humes Anerbieten befreundeten ihn mit dem Insellande. David Hume, der mit Montesquieus Ideen und der Voltaireschen Aufklärung engverbundene schottische Historiker und Philosoph, hatte sich durch seine Schriften Rousseaus unbedingte Hochachtung erworben, war auch mit ihm in einen Briefwechsel getreten, aber eine persönliche Annäherung dieser beiden grundverschiedenen Geister konnte dem günstigen Eindrucke nur hinderlich sein. Denn Hume erinnert in seinem Charakter und seiner litterarischen Stellung vielfach an Voltaire, zu dem er sich stark hingezogen fühlte. Ein Feind alles schroffen Vorgehens gegen Staat, Kirche und Gesellschaft, stets zum vorsichtigen Anbequemen an die Machthaber des Tages geneigt, zudem durch die Pariser Philosophen und Schöngeister mit nachteiligen Vorstellungen von Rousseaus Charakter erfüllt, so brachte er seiner Freundin Boufflers und andern Gönnerinnen des Verfolgten ein großes Opfer, wenn er diesen zu sich einlud. Diplomatische Geschäfte und seine Vorliebe für das Pariser Salonleben hielten ihn damals (1765) in der französischen Hauptstadt fest, dort nun wollte er mit Rousseau zusammentreffen und beide dann gemeinsam nach London reisen. So völlig zu der Mitreise geneigt war Rousseau noch nicht, als er am 29. Oktober 1765 die Einsiedelei des Bieler Sees verlassen mußte,

vielmehr scheint ihn der Gedanke, an Frankreichs Grenze eine Zuflucht zu finden, geleitet zu haben, als er (2. November) in dem französischen Straßburg anlangte und dort bis 9. Dezember sich aufhielt. Er hätte dann, wie Voltaire, auf französischem Gebiete leben, mit der Pariser Gesellschaft in Verbindung bleiben und doch das für ihn gefahrbringende Paris selbst meiden können. War zwei Jahre später der Aufenthalt inmitten des eigentlichen Frankreich und nach fünf Jahren Paris sogar ihm nicht verschlossen, so hätte das Straßburger Asyl weder ihm, noch seinen Beschützern ernstliche Ungelegenheiten bereitet, wenn er sich zurückgehalten und der französischen Regierung eine Nichtbeachtung seiner Person möglich gemacht hätte. Für sein Lebensglück wäre dies das Zuträglichste gewesen, es würde ihm viele Verbitterungen und fortwährendes Umherirren erspart und ihm ein ruhiges Dasein bereitet haben. Aber kaum war er in Straßburg angelangt, als er sich zum Mittelpunkte des öffentlichen Lebens gemacht sah. Wer will es dem Einsiedler verdenken, daß er sich den Menschen wieder näherte, Theater und Konzerte besuchte, den Ovationen des neugierigen Publikums sich nicht entzog, wer seinen Freunden, daß sie in den Zeitungen von ihm sprachen und tägliche Bulletins, wie über einen Fürsten, ausgaben? Der Gouverneur des Elsaß, Marschall von Contades, beruhigte ihn über seine persönliche Sicherheit, als Rousseau ihm seinen Besuch machte, hohe Würdenträger suchten die Erlaubnis des Herzogs von Choiseul zu einem ständigen Aufenthalte Rousseaus in Straßburg zu erlangen. Aber dieser französische Minister, dessen persönliche Abneigung gegen den Verfolgten man bezweifeln mag, hatte auf das Parlament und den Erzbischof von Paris Rücksicht zu nehmen, wie konnte er dulden, daß ein von beiden in die Acht Erklärter in Frankreich öffentlich gefeiert wurde? Ihm mußte daran liegen, daß Rousseau seinen Aufenthalt in Straßburg thunlichst abkürzte und dann außerhalb Frankreichs, womöglich jenseits des Kanales, ein Asyl suchte. Er gab daher die Erlaubnis zu einer Durchreise durch Frankreich und Paris und zu einem vorübergehenden Besuche der französischen Hauptstadt, aber er hatte den vom Parlament und Klerus Verfolgten in Paris noch weniger dulden können, als in Straßburg. So sah sich Rousseau genötigt, trotz des Winters, die beschwerliche Reise bis zum Kanal und die

Überfahrt über diesen zu machen, wenn er nicht in Deutschland oder Italien ein Unterkommen suchen wollte. Marschall Keith entschied sich für die Reise nach England und der Rat eines Mannes, in dem Rousseau seinen aufrichtigsten Freund erblickte, beseitigte mehr als Humes und der Boufflers Zureden, alle Bedenken. Am 16. Dezember traf er in Paris ein, wo er zuerst in der heutigen Rue St. Jacques eine bescheidene Wohnung, dann innerhalb des Temple, der von der parlamentarischen Gerichtsbarkeit befreiten Residenz seines Gönners Conti, ein stattlicheres Heim fand.

Hier schadeten ihm, gerade wie in Straßburg, seiner Gönner und Gönnerinnen übertriebene Aufmerksamkeiten und seine eigene Unbedachtsamkeit. Prinz Conti ließ jeden Morgen seine Kapelle vor des Gastes Fenstern spielen, die Besuche im Hôtel St. Simon, wo Rousseau wohnte, hörten nicht auf, fast glichen die Triumphe, welche er hier genoß, denen, die 13 Jahre später dem greisen Voltaire in Paris beschieden waren. Wer irgendwie Ansprüche machte, zur litterarischen Welt zu gehören, kam, nur d'Alembert, Diderot, Grimm und andere Gegner hielten sich begreiflicherweise fern. Zwar lehnte Rousseau jede Einladung ab, doch zeigte er sich öffentlich und sein armenisches Kostüm bewirkte Volksauflaufe neugieriger Gaffer. Ihm selbst sagte dies geräuschvolle Leben wenig zu, ein Landhaus, welches ihm Prinz Conti anbot, als Choiseul seine Entfernung aus Paris forderte, hätte er gern angenommen, wenn nicht die Bedingung eines falschen Namens, welche an dieses Anerbieten geknüpft war, seinen Stolz verletzt hätte. Conti selbst, der auf die Feinde Rousseaus innerhalb der Pariser Gesellschaft und auf Choiseul ebensoviel Rücksicht zu nehmen hatte, wie auf die Boufflers und andere Gönnerinnen, beförderte wohl den Entschluß zur Reise nach England. Bald hörte die Rousseau-Mode, wie so viele andre in Paris, auf, und der große Sonderling, welcher bisher seinen Beschützern Ruhm und Ehre gebracht hatte, fing jetzt an, ihnen lästig zu werden. Schon hatte ein Kreis boshafter Spötter, zu denen d'Alembert, der Litterat Suard und der in Paris weilende englische Staatsmann Walpole, ein Freund Humes, gehörten, Rousseaus Eigenheiten sich zur Zielscheibe ihres Witzes erwählt und Walpole im Namen Friedrichs II. einen für Rousseau höchst verletzenden Brief angefertigt und durch eine englische Zeitung verbreitet. Hume selbst ist zwar an diesem

Briefe nicht beteiligt gewesen[10]), suchte denselben vielmehr vor Rousseau zu verbergen, aber auch sein Verhalten mißfiel dem leicht reizbaren Manne. Da ihm dieser als ein höchst eitler und empfindlicher Mensch geschildert war, so suchte er ihn mit Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten jeder Art zu überhäufen, konnte aber doch den Verkehr mit dessen Feinden nicht abbrechen. Namentlich Humes engeres Verhältnis zu d'Alembert und zu dem in London lebenden Sohne des Doktor Tronchin, wovon Rousseau später erfuhr, machte ihn mißtrauisch. Betrachtet man die gesellschaftliche Stellung Humes und die Verschiedenheit seines Charakters von dem Rousseaus, so wird man schwerlich den Anklagen, durch welche der letztere später seinen rückhaltlosen Bruch mit dem Gastfreunde zu rechtfertigen suchte, großes Gewicht geben. Hume trat dem ihm persönlich kaum sympathischen Manne mit jenem humanen Wohlwollen gegenüber, das zum Kennzeichen der aufgeklärten Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts gehörte und hatte auch an dem Schriftsteller Rousseau, der dem religiösen Aberglauben und Pfaffentruge so scharfe Schläge versetzt hatte, ein unmittelbares Interesse. Aber der Demokrat blieb ihm, der nach Hofgunst und Einfluß strebte und sich mit der parlamentarischen Scheinfreiheit des damaligen England begnügte, unbequem, und seine weitverzweigten Beziehungen zu der Pariser und Londoner Gesellschaft konnte er um seinetwillen nicht aufs Spiel setzen. Ein eigennütziges Verhalten war es nicht, das ihn Rousseau nach England führen ließ, sondern nur ein selbstloses Opfer, das er den Gönnerinnen des unglücklichen Philosophen, der Boufflers, Luxemburg und Verdelin, nicht abschlagen mochte. Wenn er wirklich in nächtlichen Traumreden die Worte: „Ich halte ihn fest", während der Reise ausgerufen hat, wie das der in demselben Zimmer mit ihm schlafende Rousseau gehört haben will, so konnte dieser Ausdruck nicht den Sinn haben, als ob Hume seines glücklich erreichten Zieles, den Gast von den bisherigen Gönnern getrennt zu haben und als Gefangenen festzuhalten, sich freute. Vielmehr war sein Verhalten in London, das die beiden nach einem durch widriges Wetter veranlaßten Aufenthalt in Calais und nach einer unbequemen Überfahrt des Kanales Mitte Januar 1766 erreichten, ebenso aufopfernd, wie rücksichtsvoll. Durch ihn wurde Rousseau mit der hohen Aristokratie bekannt gemacht, sogar ein naher Verwandter des

Königs zu einem Besuche, allerdings inkognito, bei dem berühmten Manne veranlaßt. Eine Vorstellung bei Hofe hatte Rousseau abgelehnt und nur widerwillig ließ er sich zu einem Besuche des Theaters, in welchem die Majestäten zugegen waren, bestimmen. Auch einem Maler, bei dem Hume für sich und seine Freunde das Bild des Philosophen bestellt hatte, saß er nur ungern. Natürlich sprachen die englischen Zeitungen in freundlichster Weise von ihm und nur wie eine Selbstkritik klingt es, wenn Rousseau den schnellen Umschlag der öffentlichen Meinung ihm gegenüber hervorhebt und Humes Intriguen zuschreibt. Daß es Rousseau in dem Geräusche des Londoner Lebens nicht lange aushalten würde, war Humes Menschenkenntnis nicht entgangen und, so sehr er auch die nachteiligen Folgen der Einsamkeit für den Freund fürchtete, schon von Paris aus hatte er Auftrag gegeben, ein ländliches Asyl für ihn ausfindig zu machen. Aber das war so leicht nicht, denn Humes nähere Bekannten wollten nur für Rousseau, aber nicht für die ihm nachreisende Therese ihre Landhäuser hergeben, zumal er für sie die Ehren der Hausfrau beanspruchte, auch durfte Hume den der englischen Sprache wenig Kundigen nicht allzufern von London unterbringen. Daher empfahl sich das zwei Meilen von London gelegene Dorf Chiswick am meisten, doch hielt Rousseau die zu große Nähe der Hauptstadt für einen Übelstand und siedelte Mitte März nach Wootton in ein dem Gutsbesitzer Davenport gehöriges Haus über. Mit peinlicher Sorgfalt hatte er die materielle Entschädigung seinerseits geregelt und heftig war er aufgebraust, als Hume die Fahrt nach Wootton ihm zu seinem Vorteile anrechnen wollte. Sein Argwohn gegen den Gastgeber war überhaupt dadurch, daß dieser ihn zu sehr bevormundete, sich nach seinen Geldangelegenheiten erkundigte und seine Korrespondenz überwachte — gewiß aus Gründen nicht unedler Art — rege geworden, schon tags vor der Abreise nach Wootton äußerte sich dieses Mißtrauen in einer fast komödienhaften, für Hume unverständlichen Weise. Der Vorfall auf der Reise nach London, die Bekanntschaft mit dem jüngeren Tronchin, die vermutete Teilnahme Humes an Walpoles Fälschung, ferner die Vermittlerrolle desselben bei der ihm vom englischen König nur im geheimen verliehenen Pension, wühlten in seinem Herzen. In Wootton steigerte die fortwährende Grübelei seinen Verdacht bis zur fixen Idee; die

königliche Pension lehnte er, um Hume nicht zur Dankbarkeit verpflichtet zu sein, in einem rätselhaften Schreiben an den General Conway halb und halb ab, über Hume selbst schrieb er schon früher einige beleidigende Briefe an Pariser Bekannte, die dieser unbeachtet ließ. Rousseau sah dies als einen Beweis von Humes Schuldbewußtsein an und als der letztere, um die Pensionsangelegenheit in Ordnung zu bringen, an ihn wieder im Tone alter Herzlichkeit schrieb, erblickte er darin nur Heuchelei. Gleichwohl sind Humes briefliche Äußerungen über Rousseau bis zu dessen feindseligem Schreiben vom 23. Juni meist wohlwollend und anerkennend, was er an ihm tadelt, ist weder in der Sache, noch in der Form irgendwie unwahr oder doch aus verzeihlichem und geringfügigem Irrtum zu erklären. Nach Rousseaus Benehmen nahm aber auch er keine Rücksicht, weihte seine Pariser Freunde und Freundinnen in die Sache ein und schrieb zu seiner Verteidigung, obwohl ihm die Boufflers und anfänglich auch d'Alembert und Walpole abredeten, eine Darlegung seines Streites mit Rousseau, die von Suard ins Französische übertragen, vorher aber von d'Alembert noch gemildert wurde. Voltaire mischte sich ein, indem er im Oktober 1766 eine für Rousseau höchst beleidigende „Lettre à M. Hume“ verfaßte und schon Monate vorher Rousseau in der „Lettre au docteur Pansophe“ beschimpfte. Da auch Rousseau seine Klagen über Hume andern mitteilte und überdies an seinen „Confessions“ arbeitete, in die er leicht einige für Hume empfindliche Wendungen einfügen konnte, so glaubte auch dieser keine weitere Rücksicht nehmen zu sollen. Er gewann durch seine Apologie die Meinung der meisten Verehrer und Verehrerinnen Rousseaus bedingt oder unbedingt für sich, nur ganz vereinzelte Stimmen erhoben sich, nicht immer aus lauteren Gründen, für Rousseau. Und in der That war nicht nur der Schein des Rechtes, sondern auch das Recht auf Humes Seite, was ihm wirklich an unbefugter Bevormundung seines Freundes nachgewiesen werden kann, läßt sich aus übertriebener Fürsorge erklären. Denn noch für Rousseaus Sicherheit in Paris sorgte er längere Zeit nachher. Mit Hume entzweit, hielt es Rousseau in Wootton noch fast ein Jahr aus, lebte sogar mit Davenports Gutsnachbarn in vertrautem Verkehr, bis Theresens Unliebenswürdigkeit und seine eigene Empfindlichkeit ihm auch dieses Asyl verleideten. Niemand

hätte ihn gehindert, England zu verlassen, aber, da er in seinem vom Verfolgungswahn umdüsterten Gemüte sich einbildete, die englische Regierung wolle ihn aus Furcht vor seiner Rache festhalten, so erbot er sich zur Annahme der Pension als Fessel seiner Unabhängigkeit, zu dem Versprechen, nichts gegen England zu schreiben und sogar zur Auslieferung seiner Papiere. Drei Wochen irrte er an Englands Küste umher, ehe er sich mit der Besorgnis, an der Abreise gehindert zu werden, nach Calais einschiffte (22. Mai 1767). Der Zwist mit Hume kostete Rousseau auch die Freundschaft seines Gönners Keith, der in einer nicht mißverständlichen Form sich die weitere Korrespondenz verbat und sich trotz Rousseaus Bitten nicht zur Wiederaufnahme der früheren Beziehungen bewegen ließ. Nur Madame de Boufflers nahm in der unerquicklichen Angelegenheit, so weit es ging, Rousseaus Partei und suchte auf die beiden Gegner versöhnend einzuwirken.

XIII. Die Confessions.

Durch die Reize des Landaufenthalts in Wootton geistig und körperlich erfrischt und trotz des Zwistes mit Hume in einer verhältnismäßig freien Stimmung, ging Rousseau an die Ausarbeitung der schon früher geplanten Selbstbiographie. Bereits 1760 war ihm von seinem Verleger Michel Rey in Amsterdam dieser Gedanke nahegelegt worden, aber die großen litterarischen Arbeiten hielten ihn von der Ausführung desselben ab. Rücksichten auf die noch lebenden Zeitgenossen und die Besorgnis vor Unannehmlichkeiten mit der französischen Zensur ließen ihm eine solche Schrift gefährlich erscheinen, erst die persönlichen Angriffe, denen er während seines Aufenthaltes in Motiers ausgesetzt war, machten auch seinerseits jedes Zartgefühl unnötig. Schon in den letzten Tagen des Jahres 1764 entwarf er zu dieser (ursprünglich „Mon portrait“ betitelten) Selbstbiographie einige Noten und einleitende Bemerkungen, im März des folgenden Jahres ging er an die Ausarbeitung. Als Vorläufer der „Confessions“ kann man übrigens

seine vier Briefe an Malesherbes (Januar 1762) und den Brief an Erzbischof Beaumont, sowie die geplante Gesamtausgabe seiner Werke, zu welcher Rousseau 1761 den ihm engbefreundeten Moultou und 1765 du Peyrou veranlassen wollte, betrachten. Auch eine Sammlung seiner Briefe hat er schon Jahre vorher beabsichtigt, aber, da seine Korrespondenz durch die plötzliche Flucht aus Montmorency in lückenhafte Unordnung geraten war, so gab er diesen Gedanken auf. Die Confessions bestehen aus zwei Teilen, von denen der erste bis zum Herbst 1741 reicht und aus dem Gedächtnis während des Aufenthaltes in Wootton großenteils niedergeschrieben wurde, der zweite bis Ende Oktober 1765 gehende auf Grund der noch vorhandenen oder aus der Erinnerung wieder hergestellten Briefe bis zum Ende des Jahres 1770 vollendet worden ist. Vor der Reise nach England hatte er 43—44 Seiten zu Papier gebracht, in England selbst sind die vier ersten Bücher und ein Teil des fünften, die Jahre 1732—1736 umfassenden, geschrieben.

Sein Vorbild waren Augustins Confessiones, aus denen er auch eine Stelle hinübernahm und die apologetische oder aggressive Tendenz der späteren Bearbeitung lag ihm anfangs fern, erst die Angriffe Humes und des französischen Litteratenkreises haben ihn dann zu einer Umarbeitung im Sinne der Selbstverteidigung bestimmt. Schon seinen Angehörigen glaubte Rousseau eine zwar unverhüllte, aber doch von den Entstellungen seiner Gegner geläuterte Darlegung seiner Lebensschicksale schuldig zu sein und naturgemäß wurde die Apologie zu einer Polemik gegen seine späteren Widersacher. In dem ersten Teile der Confessions herrscht gleichwohl die ursprüngliche nur autobiographische Tendenz vor, denn zum Angriffe gaben erst die bittern Erlebnisse, welche er in Venedig, Paris, der Ermitage und in der Schweiz durchmachen mußte, Anlaß; der zweite Teil geht allmählich aus der Defensive zur Offensive über, je nachdem die Anfeindungen und Kränkungen heftiger und verletzender werden. Eine Veröffentlichung der „Confessions“ durch den Druck lag ihm fern, er wollte sie nur seinen Freunden mitteilen und vorlesen, um so den einseitigen Beschönigungen Grimms und des Holbachschen Kreises entgegenzuwirken. Die ziemlich öffentlichen Vorlesungen, welche er nach Vollendung des Ganzen in Paris (1770 bis 1771) begann, beschränkten sich daher meist auf das 9. bis

11. Buch, d. h. auf die Darstellung der Erlebnisse von 1756 bis 1762, und sie erreichten ihren apologetischen Zweck so trefflich, daß Grimm und Diderot in große Sorge gerieten und die Familie Epinay weitere Vorlesungen polizeilich verbieten ließ. Gewiß lag eine Fortführung des Werkes, namentlich eine Schilderung des Zwistes mit Hume, in Rousseaus Plänen, aber die Furcht vor neuen polizeilichen Belästigungen und der wohlgemeinte Rat seines Freundes St. Germain, eines französischen Offiziers, hielt ihn von der Ausführung zurück. An Stelle des dritten Teiles der Confessions traten dann seine „Rêveries“ (1777) und seine Apologie: Rousseau, Juge de Jean-Jacques (1775—1776), deren wir im letzten Abschnitt gedenken.

Bald machte Rousseau die Erfahrung, daß die Selbstanklagen, welche seine „Confessions“ in so rückhaltslosen Worten enthielten, die Wirkung der Selbstverteidigung aufhoben, daß die nachschreibenden Journalisten mit Vorliebe diejenigen Stellen aufzeichneten, welche den Autor belasteten und daß die bloß zuhörenden Anwesenden sich angenehm unterhalten, aber nicht belehren und beeinflussen lassen wollten. Namentlich die Stellen, in welcher er der Preisgebung seiner Kinder gedachte, wurden mit eisigem Stillschweigen aufgenommen. Die in den Confessions erwähnten Namen hatte Rousseau nur durch die Anfangsbuchstaben angedeutet, wie das in den Memoiren damaliger Zeit herkömmlich war, vieles für andre Verletzende wurde in den Vorlesungen übergangen. Selbstredend drangen einzelne Angaben der „Confessions“ in die Pariser Journale und erregten neben der boshaften Schadenfreude und unlauteren Neugier des Publikums auch die offene Entrüstung und den heftigen Widerspruch der Angegriffenen und ihrer Freunde, so daß die öffentliche Meinung mehr gegen, als für Rousseau beeinflußt wurde. Zwei Abschriften des ersten Teiles hatte Rousseau dem ihm noch engverbundenen Neuchâteler du Peyrou und einer befreundeten Äbtissin übergeben, dem ersteren auch die Veröffentlichung der Erzählungen bis 1741 nach seinem Tode anheimgestellt. Eine vollständige Abschrift erhielt Moultou, als er März 1778 in Paris weilte, dieser veröffentlichte im Jahre 1781 die sechs ersten Bücher (1712—1741), sein Sohn das übrige erst 1788 [11]). Eine zweite Kopie des Ganzen, der Moultous Exemplar zu Grunde lag, besaß Rousseaus Gastfreund,

der Marquis de Girardin, Therese forderte diese nach des Gatten Tode zurück, bot sie in der Revolutionszeit, wo Rousseau als Freiheitsapostel in den Himmel gehoben wurde, dem Konvente ohne Erfolg an und ließ sie dann 1798 mit vollständigen Namensnennungen und ohne irgend welche Auslassungen veröffentlichen. Damals lebten noch einzelne der von Rousseau Bloßgestellten oder doch deren nächste Angehörige, z. B. Grimm, St. Lambert, die Gräfin Houdetot, der Sohn der Marquise von Epinay; zu ihrer Verteidigung ließ Grimm die Memoiren der Epinay in einer von ihm umgestalteten Form verbreiten, in der sie nach seinem Tode herausgegeben wurden. Das Urteil über Rousseaus Selbstbiographie schwankt von der Parteien Haß und Gunst verwirrt. Musset Pathay hielt sich in seiner Histoire de la vie et des ouvrages de J.-J. Rousseau 1822 allzu kritiklos an die „Confessions", spätere Rousseau-Biographen, wie namentlich St. Marc Girardin, haben in dem Werke nur Schönfärberei, eitle Selbstbespiegelung und bewußte Lüge gesehen. Die Rousseau-feindliche Auffassung ist leider auch in Hettners Geschichte der französischen Litteratur des 18. Jahrhunderts, von dort in die landläufigen Darstellungen und neuerdings sogar in E. Scherers Biographie Grimms übergegangen. Der Schweizer Rousseau-Forscher E. Ritter hat gegen die einseitige Bevorzugung der Epinayschen Memoiren in Grimms Umarbeitung wohlbegründeten Protest erhoben und sich ebenfalls gegen die Verherrlichung Genfs und der Genfer Behörden auf Kosten des „citoyen de Genève", wie wir sie in Gaberels Schrift: Rousseau et les Genévois finden, ausgesprochen. Eine sachliche Erörterung der „Confessions" hat der verdienstvolle A. Jansen in seinem kleinen Werke: J.-J. Rousseau, Fragments inédits, Berlin 1882, gegeben[12]).

Die Beurteilung wird durch den Mangel objektiver Parallelquellen erschwert. Für die Zeit vor 1750 fehlen sie fast ganz, späterhin bieten die Briefe an Rousseau, welche von Streckeisen-Moultou in seinen Sammelwerken: Oeuvres et Correspondances inédites de J.-J. Rousseau, Paris 1861 und J.-J. Rousseau, ses amis et ses ennemis, ebds. 1865, II., herausgegeben sind, einzelne Ergänzungen und Berichtigungen. Leider kennen wir die Streitigkeiten mit der Marquise von Epinay meist nur aus deren Memoiren oder aus den „Confessions", also aus zwei Schriften, deren volle Un-

parteilichkeit großen Bedenken hier gerade unterliegt, und das letzte Wort über diese Epoche in Rousseaus Leben ist von der Kritik noch nicht gesprochen worden. Humes Verhältnis zu Rousseau, das in des letzteren Briefen am eingehendsten geschildert wird, ist uns außerdem durch des englischen Philosophen Korrespondenz (s. Burton: Life and Correspondence of D. Hume Bd. II.) bekannt und läßt kaum eine andre Auffassung, als die für Rousseau ungünstige zu. Es fällt aber aus dem Rahmen der „Confessions“ heraus.

Einen Widerspruch zwischen den Briefen Rousseaus und seinen „Confessions“ wird man nicht zu entdecken vermögen, da die späteren Partien der Selbstbiographie (von 1745 an) auf Grund des brieflichen Materiales, zuweilen mit wörtlicher Verwertung desselben, geschrieben sind. Auch die Briefe an Rousseau bieten nur in einzelnen Punkten Handhabe zu einer Widerlegung und Ergänzung der Selbstbiographie.

Leichter, als die Abschätzung dieser kritischen Streitfragen, deren kurze Andeutung allein Zweck unsrer Darstellung sein kann, ist das Gesamturteil über Form und Inhalt der Selbstbiographie. Niemand ist ein schärferer Ankläger seiner Feinde, aber auch ein strengerer Richter gegen sich selbst gewesen, als Rousseau. Dinge, die jeder andre verhüllen oder verschweigen würde, wie seine Jugendlaster und sein wildes Abenteurerleben, seine persönlichen Schwächen und kleinlichen Eigenheiten, seine Fehler als Mensch und als Schriftsteller hat er mit rückhaltloser Offenheit uns enthüllt. Selbst die unerquicklichen Details seines häuslichen Lebens erspart er uns so wenig, daß er der Gattin Sünden vor der Ehe uns sogar vorführt. Sein Benehmen gegen die Kinder hat er gewiß nur zum Zweck der Entschuldigung mehr als einmal erwähnt, aber das Bewußtsein, daß die Milderung seines Vergehens nicht viel von dessen Schwere hinwegnimmt, hat ihn dabei nicht verlassen. So dürfen wir ihm glauben, wo er sich selbst zugleich anklagt und entschuldigt, aber seinem Urteil über die französische Gesellschaft und die französischen Philosophen des XVIII. Jahrhunderts müssen wir ebenso mißtrauen; denn seine unüberwindliche Abneigung hat hier auch unbewußt die Darstellung verzerrt und manche Selbstverschuldung galt es außerdem zu mildern und zu beschönigen. Diderot, d'Alembert, Voltaire und die andern Mitarbeiter an der Encyklopädie dürfen wir nicht

nach der einseitig gefärbten Darstellung der „Confessions“ beurteilen, nur einen hat Rousseau grell, aber wahr geschildert, Melchior Grimm. Was er über die entartete Aristokratie der französischen Hauptstadt, über die Montaigu, Richelieu, die Geldprotzen vom Schlage eines Poplinière und Dupin uns mitteilt, trifft den Kern der Sache, aber sein Urteil über die Epinay ist schon mit Vorbehalt aufzunehmen. Den zweiten Teil seiner Confessions schrieb er zu einer Zeit, wo er von neuem als Abenteurer umherirrte und sich überall von offenen und geheimen Feinden verfolgt wähnte, daraus erklärt sich der pessimistische Zug seiner Schilderungen. Aber hier schöpfte er nicht aus der Ferne der Erinnerung und der Unklarheit des Gedächtnisses, daher sind viele Einzelheiten treu berichtet, die zeitliche und räumliche Aufeinanderfolge ist streng gewahrt. Die Zeit, welche der Abfassung am nächsten stand, seinen Aufenthalt in der Schweiz 1762—1765, hat er auf Grund seiner unmittelbarsten Eindrücke und seiner vertraulichen Briefe geschildert, und soweit der Verfolgte und Unterdrückte parteilos über seine Gegner urteilen kann, hat er es gethan. Aber im ersten Teile, dessen Charakter ein mehr optimistischer ist, hat er sachliche Einzelheiten und chronologische Details nicht immer genau im Gedächtnis; persönliche Beziehungen und die idealisierende Ferne der Zeit haben auch oft einseitige Lichtbilder, wie seine warmempfundene Charakterzeichnung der Warens, verschuldet. Daß der Gesamteindruck dieser schön kolorierten, sinngefälligen Gemälde doch ein geteilter und mannigfach unbehaglicher ist, liegt an den unerfreulichen, oft unschönen Gegenständen derselben und an der sich stark aufdrängenden apologetischen Tendenz, die grell sowohl von der rein autobiographischen, wie von den Selbstanklagen sich abhebt. Die Umarbeitung des ersten Teiles hat offenbar die Wirkung des Ganzen beeinträchtigt; einheitlicher und darum wirkungsvoller ist der zweite Teil, dessen apologetische oder aggressive Richtung von Anfang an beabsichtigt war.

Die Selbstanklage und Selbstverteidigung war aber nicht immer ohne Verletzung der urbanen Form durchzuführen; eine unverschleierte Nacktheit und abstoßende Roheit berührt uns, trotz des Zaubers der Darstellung und trotz der rhetorischen Kunst der Effekte, mehr als einmal aufs unangenehmste. Wir erkennen auch hier den Gegner der feinen Lebensweise und des guten Tones, und was wir dem

einsamen Schwärmer und dem verbitterten Menschenfeinde zu gute halten, verzeihen wir dem Verächter der Gesellschaft und dem selbstbewußten Sonderlinge nicht. Die Ungleichheit und die Widersprüche in Rousseaus Charakter, die Lücken seiner Bildung, die Schäden seiner Jugenderziehung und Jugenderlebnisse mißfallen uns an dem am meisten, der zum Erzieher der Menschheit sich aufwarf, der einen strengen Maßstab der Sittlichkeit und Tugend an die Zeitgenossen legte und selbst diesen Maßstab nicht vertrug.

Wie der Aristokrat im besten Sinne und wie der nach hohen Zielen strebende Mann aus dem Volke, dem der Makel des Plebejertums stets anhaftet, so treten uns Göthe und Rousseau in ihren Selbstbiographien gegenüber. Mag der historische Wert von Göthes Jugenderinnerungen im einzelnen so wenig dem genauen Richtmaße der Kritik entsprechen, wie der des ersten Teiles der „Confessions", wir haben in ihm ein viel treueres, ansprechenderes Bild der Zeit und ihrer Einflüsse auf den Autor. Hätte Rousseau die ursprünglich rein autobiographische Tendenz scharf durchgeführt und nicht durch nachträgliche Umarbeitung zerstört, so würden wir ein Werk haben, das, trotz aller inneren Verschiedenheit, der „Dichtung und Wahrheit" würdig zur Seite steht. Nie würde zwar der sein lebenlang von Leidenschaften edelster und niedriger Art Erregte sich zu einer künstlerisch unerreichbaren Höhe emporgeschwungen haben, wie der, welche alle Irrungen und Leidenschaften seiner bewegten Jugend längst in dem Läuterungsgange des Lebens und Schaffens überwunden oder harmonisch versöhnt hatte, nie würde der Verfolgte, Verleumdete und Verbitterte so frei und ungetrübt in das Dasein der Menschen geblickt haben, wie der vom Glanze des Ruhmes, dem Beifalle der Edelsten und der Eintracht mit sich selbst Emporgehobene. Aber was wir an ruhiger Objektivität und leidenschaftlicher Anmut in Rousseaus Darstellung vermissen würden, dafür konnte uns seine bewegte Subjektivität und seine heftig erregte Gefühlswärme entschädigen. Nur die Schlacken des auch ihm anhängenden Ewig-Gemeinen, nicht das hellauflodernde Feuer seiner gewaltigen Leidenschaften treiben den zurück, der dem Tempel seiner Selbstoffenbarung Stunden der ungestörten Anbetung weihen möchte.

XIV. Das letzte Jahrzehnt von Rousseaus Leben und Wirken.

Das Hauptinteresse, welches die reichen Erlebnisse Rousseaus bieten, geht mit der Rückkehr von England nach Frankreich vorüber, von jetzt ab tritt er aus der großen in die kleine Welt und wird mehr und mehr zum mönchischen Einsiedler. Auch Voltaire hat, wenig älter als Rousseau damals war, dem Getümmel der Welt entsagt und in den Délices, dann in Ferney ein ruhiges Asyl gefunden, aber er blieb mit den Mächtigen und Bedeutenden durch regen Briefwechsel in Verkehr und nach wie vor der Mittelpunkt der litterarischen Interessen Europas. Anders Rousseau. Seine Abneigung gegen das Schriftstellern wurde mit zunehmendem Alter noch stärker, den lebendigen Sinn Voltaires für brieflichen Gedankenaustausch hatte er in gleichem Maße nie besessen. So sind die Schriften der letzten zehn Jahre mehr auf die Nachwelt, als auf die Gegenwart berechnet und seinem eigenen Andenken gewidmet, oder sie sind ihm von andern aufgezwungen, wie sein langatmiger Briefwechsel mit dem älteren Mirabeau, seine Abhandlung über Polens Regierung. Nur seine musikalischen und botanischen Lieblingsneigungen drückten ihm, auch ohne äußere Nötigung oder persönliches Interesse, die Feder in die Hand. Sein Briefwechsel wird immer spärlicher, seine Beziehungen zur Gesellschaft und Tageslitteratur erlöschen fast ganz. Wohl traten neue Korrespondenten, wie Mirabeau, St. Germain, Duprat, der Genfer Coindet[13]) an die Stelle früherer, wohl blieben ihm Moultou und die Latour-Franqueville noch treu, als höher stehende Gönner und Gönnerinnen mit ihm den Briefwechsel abbrachen, wohl empfing er nach wie vor

Besuche überzeugter Verehrer und neugieriger Fremder, aber mit jedem Jahre isolierte er sich mehr. Besuche zu machen, verschmähte er aus Prinzip und gestattete sich nur in dringenden Fällen Ausnahmen, in Paris besuchte er zuweilen ein öffentliches Café oder das Theater, aber nicht seine Schuld war es, wenn die Blicke Neugieriger ihn überall erspähten. Größere Städte, wie Amiens und Lyon, verließ er der Gaffer und des Geräusches wegen, in Paris wohnte er in dem stillen Häuschen der abgelegenen Rue Platrière und empfing Besuche nur im Notfalle. Das Notenschreiben brachte ihn noch mit der vornehmen Welt in Verkehr, aber auch hierbei beschränkte er sich auf das Unumgängliche. Seine einsamen Spaziergänge, fern von allem menschlichen Verkehr, seine unnatürlich gesteigerte Vorliebe für die Tierwelt, die rätselhafte Befriedigung in dem mechanischen Notenkopieren, der affektierte Stolz auf seine Armut, der ihn trotz seines geringen Einkommens (Brief an Sartine vom 15. Januar 1772) die ihm fast aufgezwungenen Rückstände der englischen Pension abweisen ließ, dies u. a. haben immer wieder zur Annahme einer Geistesstörung Rousseaus geführt. Aber was er geduldet hatte und noch erdulden sollte, läßt diese Absonderlichkeiten des Menschenfeindes begreiflich erscheinen. Als nun auch Therese, der er so viele Opfer an Ehre, Glück und Geld gebracht hatte, sein Mißtrauen weckte und ihm zuerst die Liebe, dann vielleicht die Treue brach, da war sein Glaube an die Menschen völlig geschwunden. Schon im Juli 1768 nimmt er von ihr in einer Weise, die auf beabsichtigten Selbstmord deutet, Abschied und will nach Chambéry, an das Grab der Warens, seiner zweiten Mutter, pilgern, ein Jahr später schlägt er der inzwischen zur Gattin, wenn schon ohne kirchliche und bürgerliche Formen, Erhobenen Trennung vor (Brief vom 12. August 1769). Edelmütig sorgt er auch jetzt noch für ihre Zukunft und will sie nur vor der klösterlichen Zuflucht bewahren, denn als echter Genfer haßte er diese Zwingburgen der Glaubensfreiheit, auch als er noch in den Banden des Konvertitentums lag.

Es ist leicht zu begreifen, wie sehr sein Verfolgungswahn stieg, und wir können die lange Herzensoffenbarung an St. Germain (26. Februar 1770) wohl verstehen. Auch weckten die Einsamkeit und die Menschenscheu seine religiösen Gefühle. In dem „Morceau

allégorique sur la révélation" wird er, dem Geiste des Aufklärungszeitalters völlig entgegen, zum Supranaturalisten und läßt sich selbst als neuen Messias der glaubenslosen Zeit erscheinen. Die Einsamkeit macht stolz, weil sie nicht vergleicht. Schon in den vier Briefen über „Tugend und Glück", die in der Einsamkeit der Ermitage entstanden, bekundet er den Stolz des auserwählten Tugendhelden, in einem Briefe an Moultou, den er nach zweijährigem unbefriedigten und unsteten Umherirren schrieb (14. Februar 1769), vergleicht er sich mit dem großen Dulder Jesus Christus. Sein sittliches Gefühl, das sonst so stark gegenüber der Leichtfertigkeit seiner philosophischen Freunde hervortrat, hatte die Ungerechtigkeit der Mitmenschen stark verwirrt und in dem vierten Abschnitte seiner „Rêveries" (1777 bis 1778) bekennt er sich zu Grundsätzen, die an jesuitische Kasuistik erinnern [14]).

Die äußeren Ereignisse seit seiner Ankunft in Calais (Mai 1767) sind nicht bedeutend. Am 23. Mai d. J. ging er von dort nach Amiens, hier durch die Neugier der Menschen vertrieben, fand er in Fleury, dem Landhause Mirabeaus, ein vorübergehendes Asyl, dann im Schlosse Trye, Contis Besitz, für ein Jahr Unterkommen. Der anziehende briefliche Verkehr mit dem Vater des großen Parlamentariers, der, wie Rousseau, für Volksbeglückung schwärmte und Vorkämpfer der physiokratischen Partei war, endete, trotz der vielfachen Übereinstimmung beider Männer, mit einer Entfremdung. Wie Rousseau in einem späteren Schreiben andeutet, hat Mirabeau auch ihm die schroffe Härte seines despotischen Charakters gezeigt, aus seinen Briefen spricht mehr das offene, wenn schon rücksichtslose Wohlwollen eines vielerfahrenen, von Selbsttäuschung und Gefühlsverblendung freien Mannes [15]). In Trye, wo er Juni 1767 eintraf, war ihm die Frechheit der Bedienten und ihre Neugier zuwider. Rousseau sah mit dem reizbaren Mißtrauen seines verbitterten Gemütes in ihnen die Spione seiner Feinde und fühlte sich trotz Contis energischen Schutzes nicht sicher. Schon im August wollte er fort, hielt es aber bis Juni 1768 aus. Seine unmotivierte Abreise entfremdete ihm Contis Gunst, der Briefwechsel mit diesem [16]) erlosch im September 1769. In Lyon, wo er dann kurze Zeit weilte, wohnte zwar seine Freundin Madame Boy-La Tour, die er zu Yverdun im Hause seines Beschützers Daniel Roguin kennen gelernt

hatte, aber große Städte behagten ihm nicht. Er ging nach Bourgoin, dachte dann an eine Rückkehr nach England, für die er von Choiseul einen Paß zur Durchreise durch Frankreich erbat. Im Februar 1769 ist er im Schlosse Monquin, wo sich ihm ein gastliches Asyl eröffnet, das ungesunde Klima von Bourgoin hatte ihn nach seiner Angabe so schnell vertrieben. Im Juni 1770 trifft er nach einer Ruhepause in Lyon, wo ihn seine Freundin wieder nicht zu fesseln vermochte, endlich in Paris ein und bleibt dort bis zu den letzten Monaten seines Lebens, das er in Ermenonville, dem Landhause seines neuen Gönners, des Marquis de Girardin, (3. Juli 1778), beschloß.

An Gönnern und Schützern fehlte es ihm nicht. Der Militär-Gouverneur der Dauphiné, Graf von Tonnère, zeigte ihm Sympathie und nahm sich seiner einem Geldabschneider gegenüber an, mußte aber Rousseaus Vorwurf wegen mangelnder Energie gerade in dieser peinlichen Angelegenheit erdulden. Ein warmer Gönner war Saint-Germain, ehemaliger französischer Offizier der Dauphiné, der ihn gern fest an sich gekettet hätte, und in den letzten Jahren der Obrist Duprat in Orléans, dessen gastliche Einladung an Rousseaus Unentschlossenheit und Theresens Widerspruch scheiterte.

Da er von dem Getriebe des Lebens sich fernhielt, so fehlten auch die Verfolgungen und Widerwärtigkeiten früherer Jahre, nur eine widerrechtliche Ausgabe seiner Werke machte ihm (1774) Verdruß. Ohne den Ärger, den Therese ihm bereitete, wäre seine letzte Lebenszeit soweit glücklich gewesen, wie sie es bei seinen selbstmarternden Grillen sein konnte.

Wir haben über seine Lebensweise in Paris außer dem kleinlichen Gerede, zu dessen Verbreiter sich u. a. die Correspondance littér. philos. et crit. (seit 1773 von Grimms Sekretär Meister unter des ersteren Mitwirkung redigiert) machte, noch eingehende Berichte von Männern und Frauen, die Rousseau in seiner Einsamkeit aufsuchten. Am wichtigsten sind davon die Mitteilungen Bernardin de St. Pierres, Rousseaus treuesten Schülers, des bekannten Autors von „Paul et Virginie“ und des Litteraten Corancèz, der mit ihm durch die Vermittelung seines Schwiegervaters, des Genfer Uhrmachers Romilly, bekannt geworden war. Sie geben uns freilich kein wesentlich anderes oder vollständigeres Bild, als wir aus den

Schriften und Briefen seiner letzten Jahre ohnehin erhalten. Der Prinz von Ligne, ein vornehmer Schöngeist, der Männer, wie Voltaire und Rousseau, aufsuchte, weil die Bekanntschaft mit ihnen zum litterarischen Tone gehörte, und die Pariser Modedame, Madame de Genlis, auch eine der Ferney-Pilgerinnen, haben uns Rousseau in seiner Abgeschiedenheit geschildert. Nicht frei von Abneigung, die freilich durch Rousseaus Absonderlichkeiten erklärt wird, sind die Schilderungen des später mit ihm verfeindeten Litteraten Dusaulx (geb. zu Chartres 1728) und des als Historiker nicht unbedeutenden französischen Offiziers Rulhière (geb. 1735). Alle, die ihn besuchten, wurden von dem Einsiedler nicht unfreundlich oder ungastlich aufgenommen, aber ihr öfteres Kommen verdroß ihn und sie blieben dann mit richtigem Takte fort.

Eine Freundin hatte er an der Bühnenheldin Sophie Arnould, die in dem seltsamen Manne eine originelle Abwechselung für ihre vornehmen, einheimischen und auswärtigen Verehrer fand und mit ihm trauliche Stunden verplauderte.

Sonst mied er neue Bekanntschaften und vernachlässigte die alten fast ganz. Als ihm Piron, Voltaires grimmiger Gegner, vorgestellt wurde, zeigte er sich kühl und wenig entgegenkommend. Hatten doch beide nur das eine gemein, daß sich die Spottverse:

Qui ne fut rien
Pas même un académicien,

auf den einen, wie auf den andern anwenden ließen. Nur der Komponist Grétry fand in ihm hingebende Teilnahme. Öffentliche Ovationen, wie sie ihm gelegentlich einmal im Theater dargebracht wurden, haßte er aufs entschiedenste.

Kein Wunder, daß er sich bei dieser Lebensweise auch den litterarischen Ereignissen entfremdete. Sein Haß gegen die Voltaire, d'Alembert, Diderot wurde jedoch geringer, seitdem Menschenverachtung und Menschenscheu an die Stelle leidenschaftlicher Antipathie getreten waren; zu Voltaires Statue (1770) hat er beigesteuert, spöttischen Urteilen über des Patriarchen Schwächen und über die letzten Triumphe, welche er (1778) in Paris feierte, ist er abwehrend entgegengetreten, selbst Diderot hat er einmal verteidigt. Aber die ganze Aufklärung war ihm schon ihres Unglaubens willen zuwider. Nicht mit der kühlen Logik eines Voltaire, sondern mit

der felsenfesten Überzeugung des Gläubigen verteidigt er die sogenannten Beweise vom Dasein Gottes (Brief an M. De... vom 25. Jan. 1769) und preist den Stumpfsinn der spanischen Katholiken, weil sie sich von den Zänkereien der Philosophen fern hielten. Wir werden an A. W. Schlegels Äußerung erinnert: Spanien habe die Litteratur des XVIII. Jahrhunderts verschlafen, was hätte es besseres thun können? Nur besondere Ereignisse rissen ihn aus seiner litterarischen Apathie heraus. Kurz vor der ersten Teilung Polens suchten die erschreckten Magnaten des von Parteiungen zerrissenen Landes bei ihm Rat und Hilfe, wie sie auch an Abbé de Mably sich gewandt hatten. Die von Rousseau in den „Considérations sur le gouvernement de Pologne“ (1772) gegebenen Ratschläge hätten Polens Schicksal nicht aufhalten können, aber sie sind für seinen politischen Scharfblick bezeichnend. Er verlangt eine sittliche Wiedergeburt des entarteten Staatswesens, hält die spartanische Erziehung den verkommenen Adligen als Muster vor, will, um den Parteiwirren zu steuern, dem Senat eine starke Stellung geben, wie sie der römische inne hatte und verlangt vor allem die Aufhebung der schmählichen Leibeigenschaft und Volksknechtung. Polens Teilung hat er vorausgeahnt und auch nicht bedauert, seine Bemerkungen treffen aber, von dem grellen Abstande abgesehen, der den heillos verkommenen Staat von Republiken, wie Rom und Sparta, trennte, den wunden Fleck. Ebenso ging der Streit der Gluckisten und Piccinisten, der 2 Jahre später Paris in zwei feindliche Heerlager teilte, nicht spurlos an ihm vorüber. Es gereicht zu seiner hohen Ehre, daß er in seinen Erörterungen über Glucks „Orpheus“ die bahnbrechende Bedeutung des deutschen Tonkünstlers gegenüber der italienischen Richtung anerkannte. Seine andern Schriften in den letzten zehn Jahren sind, von den schon erwähnten botanischen Briefen (1766 bis 1776) und unbedeutenden Kleinigkeiten abgesehen, seiner Biographie und Apologie gewidmet. Eine wohlberechtigte Abwehr, aber auch eine wohlbewußte Selbstverherrlichung enthalten die Dialoge: Rousseau, juge de Jean-Jacques (1775—1776), die den weltberühmten, vielgefeierten Schriftsteller dem vereinsamten, vielgehaßten Menschen gegenüberstellen, die Widersprüche, Gehässigkeiten und Unwahrheiten seiner Gegner scharf hervorheben.

Die „Rêveries“, sein litterarisches Testament (1777—1778)

schildern sein früheres und gegenwärtiges Leben in verklärendem Nimbus und stehen zu seinen „Confessions“ etwa so, wie die Apotheose Christi im vierten Evangelium zu den Auffassungen der Synoptiker oder, wie Platos Idealbild des Sokrates zu Xenophons historisch gehaltenen Denkwürdigkeiten.

Botanik und Musik waren für ihn an Stelle der Philosophie und Dichtung getreten, zu schöpferischen Großthaten schwang sich sein von innerer Disharmonie zerrütteter Geist nur dann auf, wenn seine unmittelbarsten Neigungen oder persönlichen Interessen in Frage kamen. Stiller und stiller wurde es um ihn. Mit den Genfer und Neuchâteler Freunden hatte er, wie mit den Parisern, meist gebrochen, nur Corancèz und Moultou blieben ihm treu, letzterer besuchte ihn mit seinem Sohne noch im Frühjahre 1778. Den Gedenktag der Eskalade feierte er im Dezember 1775 allein, ohne die in Paris anwesenden Landsleute.

In Ermenonville erneuten sich für ihn die stillen Reize der Ermitage und von Mont-Louis. Der Sohn des Marquis von Girardin war sein täglicher Begleiter in dem menschenleeren Parke von Ermenonville. Hier trat ihm auch der unerwartet entgegen, welcher sein Andenken am meisten in Mißachtung bringen sollte, Maximilian Robespierre, damals Pariser Student und ein leidenschaftlich ergebener Verehrer Rousseaus.

Sein plötzlicher Tod erst lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf den Vereinsamten und Halbvergessenen und leichtgläubige Legende, wie böswilliger Klatsch ließen ihn als Selbstmörder enden. Das Gerede der Bewohner von Ermenonville, die Schwatzhaftigkeit eines dortigen Postmeisters und der Gattin Girardins, Corancèz' Widerspruch gegen Thereseus Versicherung, daß ihr Gatte eines natürlichen Todes gestorben sei, und später Madame de Staëls Beschuldigung erhalten diese Annahme, so oft sie auch widerlegt ist[17]), noch auf dem Laufenden. Aber Girardins Zeugnis, Theresens Brief an Corancèz, die ärztliche Untersuchung stehen dem gegenüber. Ohnehin weiß die Legende nicht, ob sie eine Vergiftung oder einen Pistolenschuß, ob sie Geistesstörung oder den Schmerz über Theresens angebliche Untreue als Ursache des Selbstmordes ansehen soll. Ein Schlaganfall ist die wahrscheinlichere Todesursache. Beerdigt wurde er im Parke von Ermenonville. Therese tröstete sich über des

großen Mannes Heimgang ebenso schnell, wie Voltaires Nichte, Madame Denis, über des berühmten Oheims Tod. Auch sie schloß noch in späten Jahren einen unwürdigen Bund und beklagte an Rousseaus Tod nur, daß er sie nicht zur reichen Erbin gemacht hatte.

Genf hat das Andenken des großen Mitbürgers erst nach seiner Centenarfeier durch ein würdiges Monument geehrt. Die auf dem Stadtwalle aufgestellte Büste sah fast wie eine Verhöhnung aus, ein schöneres Denkmal errichtete ihm der Patriotismus einzelner Bürger (1832) auf der heutigen Rousseau-Insel, die Behörden hielten sich dabei fern. In Frankreich wurde ihm, wie Voltaire, die zweifelhafte Ehre zu teil, von dem Jakobinerregimente im Pantheon beigesetzt zu werden, ein größerer Ruhm war für beide die von Houdon geschaffene Porträtstatue. Beide mußten also erst ein Jahrhundert im Grabe liegen, ehe die Totenfeier im Jahre 1878 den Anlaß gab, ihnen in ihrer Geburtsstadt ein Monument zu errichten, wie es ihrer Bedeutung entsprach. Der Fanatismus des Glaubenshasses riß Rousseaus sterbliche Reste, wie die Voltaires, wieder aus dem Pantheon und gab sie der Vernichtung preis, so daß urteilslose Liebe [18]) und unzurechnungsfähiger Haß das Schicksal der beiden Gegner nach ihrem Tode vereinte. Die Pariser Zeitungen sprachen von Rousseaus Hingange eben so kurz, wie von dem Voltaires, später besudelte der Haß glaubenseifriger Feinde beider Andenken. Nicht einmal der warme Nachruf, den die handschriftliche „Correspondance littér. philos. et crit." dem Patriarchen von Ferney widmete, wurde ihm zu teil, vielmehr das Gerede von seinem Selbstmord dort neu aufgewärmt, sein Charakter in rücksichtsloser Weise geschildert, seine Bedeutung nur kurz gewürdigt. Ein Brief an die Redaktion des „Journal de Paris" suchte das nachzuholen, was dieses Blatt ebenso, wie die „Correspondance" versäumt hatte, fand aber keine Aufnahme. [19])

In Genf feierten die Bürger dagegen alljährlich Rousseaus Geburtstag, ohne in wohlangebrachter Vorsicht politische Reden zu halten, in seinem Geiste widersetzten sie sich der vom französischen Direktorium befohlenen Vereinigung des Genfer Freistaates mit Frankreich, soweit machtlose Abneigung dies vermochte. Man unterließ die befohlene Erleuchtung der Stadt, spendete weder Kränze, noch Beifallsrufe, hielt sich von den militärischen Paraden und den

Preiserteilungen der Schützenfeste fern, verweigerte fast einstimmig die Huldigung.

Die preußischen Truppen, welche 1814 in Frankreich vordrangen, ehrten das Gedächtnis des auch in Deutschland vielgefeierten Mannes, indem sie Ermenonville, wie Montmorency vor Plünderung schützten.

XV. Seine welthistorische Bedeutung.

In diesem Abschnitte wollen wir vieles, was in den vorhergehenden auseinandergelegt ist, zusammenfassen, manches dort nur Angedeutete ergänzen, überhaupt die leitenden Gesichtspunkte für Rousseaus allgemeine Beurteilung, ohne das leicht verwirrende Detail des Stofflichen, angeben.

Rousseaus Bildungsgang wurzelte einmal im klassischen Altertume, dann in der Litteratur des 18. Jahrhunderts und denjenigen Litteraturwerken des 16. und 17., die als Vorbereitung des Aufklärungszeitalters angesehen werden können. So erinnert er nicht nur an die jüngeren Vorkämpfer der Aufklärung, an die d'Alembert, Diderot, sondern auch an den Patriarchen von Ferney, nur, daß sein Verhältnis zur antiken Litteratur ein viel engeres und innigeres ist. Dagegen steht er der Dichtung des Siècle de Louis XIV zeitlich oder örtlich ferner, als Voltaire und d'Alembert. Der erstere kann mit Recht als der letzte Dichter jener Glanzzeit der französischen Poesie bezeichnet werden, weil Racine und Corneille ihm Muster und Vorbild für seine eigene fruchtbare Dichterthätigkeit waren, und obwohl er beider Schwächen wohl erkannte und eine Zeitlang in Shakespeares Schöpfungen eine Ergänzung der pseudoklassischen Einseitigkeit dieser Dichter zu finden suchte, Racine für ihn doch ein im ganzen unerreichtes Ideal und Corneille sechzig Jahre lang der Lehrer des Tragischen blieb. Mit zunehmendem Alter und Sinken seiner Dichterkraft kehrte er völlig zu den französischen Mustern des 17. Jahrhunderts zurück und wandte sich mit verbitterter Schärfe gegen Shakespeare. Auch für d'Alembert, der sich in seinen ästhetischen, wie philosophischen Anschauungen so oft mit Voltaire begegnet,

waren ein Corneille und Racine noch die Höhepunkte der modernen Dichtkunst, überhaupt sah er das Siècle de Louis XIV mehr als Bewunderer, denn als Kritiker an. Beide mußten dem freien Geiste Molières ihre Huldigung spenden, so wenig sie auch unbedingte Verehrer des Schöpfers eines Misanthrope und Tartuffe waren. Rousseau dagegen gelangt von seinem einseitig ethischen Standpunkte aus in seinem Briefe an d'Alembert zu einer scharfen Bekämpfung der Meisterwerke des französischen Klassizismus und stellt sich so an die Seite Diderots, mit dem er die Bewunderung für Addisons und Richardsons moralische Kunsttheorien gemein hat. Auch die liebenswürdige Grazie eines Lafontaine wird von ihm nach dem strengen Richtmaße einer abstrakten Moral beurteilt und der höfisch-glatte Boileau ist dem entschiedenen Vorkämpfer der Volkssouveränität und dem schonungslosen Feinde des Despotismus durchaus zuwider. Hierin berührt er sich allerdings mit Voltaire, nur daß dessen Abneigung gegen Boileau neben den ästhetischen Gründen auch persönliche Jugendeindrücke zu Grunde lagen. Dagegen wird er andern Erscheinungen der französischen Dichtung des 17. Jahrhunderts gerechter, als seine aufgeklärten Zeitgenossen. Die Schäferromane d'Urfés waren sein Entzücken, auch einen preziösen Dichter, wie Georges Scudéry, stellte er hoch. In seiner „Nouvelle Héloïse“ kann man stellenweise eine Nachwirkung des preziösen Briefstiles wahrnehmen, nur daß er die Langweiligkeit und Unnatur desselben zu einer bezaubernden Naturwahrheit umzugestalten weiß.

Wie die Voltaire, Diderot und die ganze Schar der Encyklopädisten, so ist auch er weit mehr Philosoph, als Dichter, aber von der Einseitigkeit des Lockeschen Sensualismus und seiner späteren Fortbildung, dem atheistischen Materialismus, hält er sich fern. Auch Voltaire hatte schon mit der Annahme seiner allgemein gültigen Moralbegriffe und der später von ihm scharf betonten Determination die Bahnen des englischen Philosophen verlassen, aber seine Abneigung gegen Descartes und Leibnitz, sein Gegensatz zu Spinozas Pantheismus trieb ihn immer wieder zu Locke zurück. „Wehe denen, welche weiter gehen wollen“, schrieb er noch am 23. Februar 1764. Rousseau fehlte der angeborene skeptische Sinn und die einseitige Verstandesschärfe Voltaires. Wie sehr auch er den dogmatischen Festsetzungen der Philosophie und Theologie widerstrebte, zu zer-

gliedern und aufzulösen wußte, je älter und verbitterter er wurde, destomehr kehrte er zu der Religion des Gefühles und der Einbildungskraft zurück, für welche Lockes Sensualismus und Voltaires Skeptizismus zu engen Raum boten.

Wohl brachen auch die Voltaire und d'Alembert, ja nicht einmal Diderot, völlig mit den kirchlichen Vorstellungen von Gott, Unsterblichkeit der Seele, Vergeltung im Jenseits, und die beiden ersteren hielten an dem Dualismus von Seele und Leib gegenüber den Atheisten und Materialisten fest. Aber man merkt bald, wie wenig es ihnen gänzlicher Ernst ist mit diesen Überlieferungen des Kirchenglaubens, wie Voltaire namentlich und zum Teil auch d'Alembert in den für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften anders reden als in ihren vertraulichen, nur für eingeweihte Freunde berechneten Briefen. Diderot ist dann, je weiter seine naturwissenschaftlichen Studien fortschritten, destomehr in das Lager der Helvetius, Holbach, La Mettrie übergegangen und zum hilfreichen Mitarbeiter am „Esprit“ und dem „Système de la nature“, den beiden Grundschriften des Atheismus und Materialismus, geworden. Wenn Voltaire und d'Alembert soweit nicht mit ihm gingen, so war nicht bloß die Furcht vor Zensur, Polizei und Geistlichkeit, sondern auch die Rücksicht auf die weniger Aufgeklärten und auf das Interesse ihrer eigenen Sache für sie bestimmend. Wie der Blinde den grellen Lichtstrahl nicht unvermittelt erträgt, so sollte auch der in kirchlichen Vorstellungen Erzogene nicht unvorbereitet dem Lichte der Aufklärung ausgesetzt werden. Aber ihr Skeptizismus war zugleich eine Schutzwehr gegen den in dogmatischer Form, ohne naturwissenschaftliche Methode, auftretenden Materialismus. Voltaire ist da, wo er frei reden darf, sich wohl bewußt, daß mit dem Diesseits alles zu Ende sei, daß der Mensch so wenig weiter lebe, wie der Hase weiter laufe, der Vogel weiter fliege, aber zugleich reißt er auf Kosten der Materialisten den Witz, warum denn die stärksten Esser nicht zugleich die besten Denker seien. Er weiß recht wohl, daß der Mensch nicht eine Zweiheit, sondern ein einziges untrennbares Lebewesen ist, er spottet so gern über die schöne Seele, die Gott in seine gnädige Hut nehmen möge, aber von dem Jenseits hat der Patriarch seine eigene, schöne Seele nicht ganz loslösen können. Ähnlich dachte auch hierin d'Alembert, dem schließlich, wie

Voltaire, alles Metaphysische als unnahbare verzauberte Ritterburgen und verworrene Labyrinthe erschien, der sich dann auch auf den kleinen, aber fest umgrenzten und leicht zu beherrschenden Erbbesitz Lockes und Newtons zurückzog.

Zu diesen beiden steht Rousseau in einem ebenso entschiedenen Gegensatz, wie zu Diderot und den Materialisten. Die Existenz Gottes ist ihm nicht, wie Voltaire und d'Alembert, ein Postulat des Verstandes, sondern ein Herzensbedürfnis, fest überzeugt ist er von der Weltschöpfung und Weltregierung durch Gottes Allmacht, von der Unsterblichkeit, von dem Gerichte im Jenseits! Was sollte auch ihm, der in einer besseren Welt Trost und Ersatz für die Leiden und Verfolgungen des Diesseits suchte, ein Voltairescher Gott, „den man erfinden müsse, wenn er nicht existiere", was jene mit so schwachen Gründen verteidigte Unsterblichkeits- uud Vergeltungstheorie des Patriarchen! Mit der Aufklärung wendet er sich freilich gegen ein Hineintragen des Jenseits in das Diesseits, gegen Wunder, Prophezeiungen, himmlische Sendungen, gegen die Gottmenschheit Christi. Das Christentum ist ihm die vollkommenste, nicht die einzig berechtigte der Religionen, deren Ursprung nicht auf göttliche Offenbarung, sondern auf geschichtliche und natürliche Verhältnisse zurückzuführen sei.

Von der im XVIII. Jahrhundert eifrig gepflegten und rüstig vorrückenden Naturwissenschaft, die freilich noch gegen die Herrschaft ihrer feindlichen, älteren Schwestern, der Theologie und Philosophie, einen nicht immer erfolgreichen Kampf führte, ist Rousseau trotz seiner botanischen Studien weniger berührt, als Voltaire, dem Newtons Ausleger Clarke und andre Newton-Bearbeiter einen Ersatz für selbständige Fachstudien gaben. Darum steht ihm jene unglückliche Theorie der „Causes finales" viel fester und unverrückbarer, als Voltaire, der doch über die roheste Form der Endzweck-Theorie sarkastisch spottete. Rousseau glaubt an die von Gott vorausbestimmten Zwecke so fest, wie ein positiver Theologe, das Widerspruchsvolle und Widersinnige im Weltorganismus ist ihm ein Werk der entarteten und verblendeten Menschheit. Im Jenseits gleicht dann Gottes Allweisheit und Allgüte die Schäden des Diesseits und ihre verderblichen Folgen aus. Die freie Selbstbestimmung des Menschen, die stets zum Verkehrten und Bösen führe, steht ihm als

philosophisches Dogma fest. Auf dem Grunde Lockescher Philosophie war eine solche Weltauffassung wohl möglich, daher auch Voltaire in seinen ersten philosophischen Schriften und in seinem Briefwechsel mit dem preußischen Kronprinzen für die (allerdings sehr eingeschränkte) Freiheit des Menschen eintrat, später aber, als Newtons Einfluß den Lockes etwas zurückgedrängt hatte, diese Annahme entschieden verwarf.

Man hat Voltaire den Dichter unter den Philosophen genannt und in der That liegt seiner Polemik gegen die Helvetius und Holbach das dichterische Unbehagen an der Zerstörung alles Schönen, Edlen und Idealen zu Grunde. Rousseau war in dieser Hinsicht noch viel mehr Dichter, wie man auch sonst über seine Dichterbegabung und deren enggesteckte Grenzen denken mag. Wie in den Dialogen seines hochbewunderten Vorbildes Plato, so kämpft auch in seinen philosophischen Schriften die poetische Weltanschauung gegen die oft sophistische Weltzergliederung und der angeborene Adel eines tief ethischen Bewußtseins gegen den angelernten Pessimismus der vor keiner Zerstörung der höchsten Menschengüter zurückschreckenden Skepsis! Die harmonische Versöhnung der Gegensätze des Lebens und Denkens, deren höchste Form ihm in echt hellenischer Weise die Musik war, blieb ihm das Endziel alles Strebens, wie Plato findet er ihre historische Verwirklichung weder in der entarteten Gegenwart, noch in der aussichtslosen Zukunft, sondern in der längst entschwundenen Vergangenheit des Naturzustandes der Menschheit. Wie Plato von der wohlberechtigten Skepsis der Sophisten so manches gelernt und die schärfsten Waffen seiner Dialektik ihr entlehnt hatte, so ist auch Rousseau bei einem Montaigne in die Schule gegangen und hat ihm ein treueres, pietätvolleres Andenken bewahrt, als Plato seinen sophistischen Lehrmeistern.

Bei so manchen Abweichungen von den Hauptgrundsätzen der Aufklärung hat Rousseau mit ihr doch die unhistorische Auffassungsweise gemein. Die Anfänge der modernen Geschichtskritik, die bis in die Zeit des Humanismus zurückreichen, die dann Voltaire in ein bestimmtes, allerdings einseitig abgegrenztes System brachte, waren für ihn kaum vorhanden, fast an Rollin erinnert seine gläubige Hingabe an die hellenischen und römischen Geschichtschreiber. Wenn auch die aufgeklärte Richtung seines Geistes ihn gegen den Anekdoten-

kram, Fabel- und Wunderglauben der antiken Überlieferung sicherte, so sind die Grundauffassungen eines Thukydides, Xenophon, Livius, Tacitus für seine Geschichtsanschauung maßgebend. In dieser einen Seite berührt er sich mit den kritiklosen Darstellungen Montesquieus, aber ihm fehlt der lebendige historisch-politische Sinn seines großen Vorgängers, dessen tiefes Verständnis für die natürlichen Grundbedingungen der Völkerentwickelung, für Sittengeschichte, Staatskunst, Rechts- und Verwaltungsfragen. Montesquieu ist derjenige von den französischen Aufklärern des XVIII. Jahrhunderts, der den geringsten oder doch am wenigsten nachhaltigen Einfluß auf ihn gehabt hat. Der Verteidiger des Adels in dem monarchischen Staatswesen, der Verherrlicher des aristokratischen Senatsregiments im republikanischen Rom konnte der demokratischen Anschauung Rousseaus nicht zusagen, so sehr ihm auch seine heftige Anfeindung des Despotismus und sein beredtes Eintreten für Glaubens-, Preß- und Verkehrsfreiheit die Sympathien des Genfer Philosophen erwarb.

Eine gewisse Einschränkung erfuhr diese abstrakte Weltanschauung der Aufklärung dadurch, daß ihre Hauptvertreter, trotz aller auflösenden Kritik der religiösen und politischen Verhältnisse, sich von den Banden der Nationalität, Konfession und Gesellschaft keineswegs losgemacht hatten. Voltaire, d'Alembert, Diderot urteilen nur als Franzosen und die beiden ersteren haben sich, trotz ihres scharfen Gegensatzes zur katholischen Kirche, von gewissen Vorurteilen der jesuitischen Erziehung nie völlig befreit. Das zeigt sich besonders in der Beurteilung Dr. Martin Luthers und des Protestantismus und in der unverhohlenen Abneigung gegen alles, was mit dem letzteren zusammenhängt. Der einzige Kosmopolit unter den französischen Aufklärern ist Jean-Jacques Rousseau. Zwar sein reges Heimatsgefühl war trotz der langen Entfernung von Genf nie erloschen, aber eben nur als Genfer, nicht als Schweizer konnte er sich fühlen. Lokalpatriotismus und Kosmopolitismus schließen sich keineswegs aus, wie denn unser kosmopolitischer Freiheitsſänger Schiller stets sein Schwabentum beibehielt, der international angelegte Göthe sich von dem rauheren, ungeformteren Thüringen nach dem milderen, behaglicheren Südwesten zurücksehnte. Das stärkende Bewußtsein, Glied eines einheitlich geschlossenen, machtvollen Ganzen zu sein, kannte Rousseau so wenig, wie die großen Dichter und

Denker des damaligen deutschen Reiches, mit derselben Bewunderung, wie der jugendliche Göthe blickte er deshalb auf die äußerlich festgefügte Kraft des französischen Staatswesens, dessen innere Zersetzung auch er übersah. Paris erschien beiden als der Brennpunkt des Zeitgeistes, doch dem Lieblinge des Glückes blieb eine Enttäuschung erspart, der er bei seinem Aufenthalte in der Seinestadt so wenig wie Rousseau entgangen wäre. Aber bei allem kosmopolitischen Streben waren unsere Dichter nicht nur der Abstammung, sondern der Gesinnung nach Deutsche und warm haben sie ihre Liebe zum Vaterlande bekundet. Lessings Minna von Barnhelm, Göthes Schrift über die gothische Baukunst, Schillers Jugenddichtungen, später seine Jungfrau und sein Tell, sind wohlthuende, herzlabende Kundgebungen eines lebendigen Vaterlandssinnes, von Klopstocks inniger Gefühlshingabe an die ferne Vorzeit deutscher Größe nicht einmal zu reden. Rousseau konnte sich in gleichlebendiger Weise weder als Schweizer fühlen — denn diese sind ein Gemisch dreier Nationalitäten, keine Nation — noch als Franzose. In dem Stammlande seiner Ahnen waren ihm von der ersten Rückkehr an so viele Widerwärtigkeiten entgegengetreten, die französische Gesellschaft hatte sich ihm von so manchen abstoßenden Seiten gezeigt, daß er trotz aller Bewunderung für Frankreichs Größe, trotz alles Mitgefühls für das vielgeplagte Volk sich in seinem wiedererworbenen Vaterlande nie ganz heimisch fühlte. Nach der entarteten Aristokratie und Salonwelt, mit der ihn seine litterarische Stellung wider seinen Willen verknüpfte, beurteilte er die französische Nation, nach Paris und andern Zentralpunkten des großstädtischen Lebens, wie Lyon, Montpellier, maß er Frankreich. Italien hätte ihm bei längerem Aufenthalte und günstigeren Geschicken zum zweiten Vaterlande werden können, auch hier verdarben die Turiner und Venediger Eindrücke und der Zwang des Konvertitentums seine ursprüngliche Vorliebe. Nachdem er 1763 auch die Bande, welche ihn an seinen Heimatskanton knüpften, zerschnitten hatte und Frankreich ihm verloren war, irrte er jahrelang als vaterlands- und heimatsloser Abenteurer umher, fast wie Peter Schlemihl in Chamissos Dichtung. Wie das Vaterland, so fehlte ihm auch die religiöse Gemeinschaft. Der Haß gegen die Institutionen der katholischen Kirche, der durch den aufgezwungenen Übertritt verstärkt wurde, kettete ihn noch enger an

den Calvinismus, die Konfession seiner Vorfahren, aber sein freier Geist war der engen Zwangsjacke des reformierten Dogma ebenso entwachsen, wie den weiteren, aber fest genug gewebten Netzen des Katholizismus. Das engherzige, gefühllose Verhalten der Genfer und Neuchâteler Geistlichkeit entfremdete ihn dem Glauben seiner Jugend ebenso, wie die Intriguen der Tronchins und die Willkür der Genfer Räte ihn mit seiner Vaterstadt entzweit hatten.

Die Eindrücke, welche er von der Salonwelt in Paris sowohl wie auch in der ländlichen Stille der Chevrette und von Montmorency empfing, haben seinen angeborenen Sinn für das Idyllische der Natur neu belebt, ihn für immer mit lebhaftem Haß gegen alle Konvention und Unnatur erfüllt und zum Schöpfer der modernen Naturbetrachtung gemacht. Die Völker des Altertums, welche in und mit der Natur lebten, konnten den Abstand zwischen der Größe der Naturgewalt und der Kleinheit des alltäglichen Lebens kaum empfinden, sie faßten daher die Reize der Landschaften mit unmittelbarer Empfindung, nicht mit künstlich hineingetragener Reflexion auf. Nicht, als ob sie unempfänglich für schöne Landschaftsbilder und erhabene Naturgestaltungen gewesen wären, als ob nicht der Anblick des unabsehbaren, mit dem Horizonte zusammenfließenden Meeres ihnen ein Entzücken bereitet hätte, wie es bei dem Großstädter, der zum erstenmale die Dächer der Häusermassen und das Straßengewirr mit der Meeresküste und dem endlos sich ausdehnenden Wasserspiegel vertauscht, nicht lebendiger sein kann. Aber die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese, die uns in einer herrlichen Gegend ergreift, kannten sie nicht, weil sie mitten im Paradies der griechischen und italienischen Halbinsel oder in der Zauberwelt Vorderasiens lebten. Von jenem innigen sich Hineinleben in die Natur war bei ihnen ebensowenig die Rede, denn die Schrecknisse der gewaltigen Bergmassen und die Gefahren des weiten Ozeans, deren sie weniger Herr geworden waren, als wir, ließen ihnen die ganze Natur als das Reich drohender Mächte erscheinen. Die verklärende Dichtung von Hellas hat auch diese finsteren Gewalten in anmutig-heitere Göttergestalten umgeschaffen, aber dem gemeinen Manne blieb das Gefühl der Scheu und Furcht erhalten. So stand der Grieche den hohen Bergen und tiefen Seen des Vaterlandes mit demselben Gemisch von ehrfürchtiger Scheu und angeborener

Liebe gegenüber, wie heute der Tyroler und Schweizer, blickte auf die Fläche des bald sturmbewegten, bald in heiterem Sonnenglanze strahlenden Meeres mit jenem Bangen und Hoffen, wie der Küstenbewohner der tückischen Nordsee oder der Insulaner im Weltmeere. Dasselbe Gefühl für Naturerscheinungen lebte in dem Höchsten, wie in dem Niedrigsten. Der Anblick des Meeres begeisterte den armen Fischer von Megara und von Capri nicht minder, wie den Aristokraten Xenophon, als er sein *Θάλαττα, Θάλαττα* ausrief, oder den römischen Millionär, der, dem Gewirr der Weltstadt entronnen, sein Landhaus an der brandenden Meeresküste wieder betrat. Dagegen war der Sinn für die großen Gebilde der Gebirgswelt in dem Griechen und Römer weniger entwickelt, als bei modernen Völkern. Die Schrecknisse der ungebahnten, jeden Augenblick Lebensgefahr drohenden Bergmassen, die Unannehmlichkeit der für Südländer so empfindlichen Winterkälte, die sie selbst im Sommer ausströmten, ließen Genuß und Behagen an ihren reizvollen Bildern nicht aufkommen. Im Mittelalter erlosch der Natursinn bei hoch und niedrig. Der Bürger, der sich in die hohen Giebelhäuser und engen Straßen der Stadt einschloß, der Bauer, der an die Scholle des Herrengutes wie das Lasttier gebunden war, der Mönch, der über die Klostermauern kaum hinausblickte, der Ritter und Kriegsmann, den nur Abenteuer und Kämpfe in die weite Ferne zogen, der hohe Kirchenfürst, der im Anblicke der schönsten Landschaftsbilder nur an den Vorteil der Kirche und die Ränke der Politik dachte, der Dichter, der das Mönchtum oder den Rittersinn nie verleugnete, sie alle konnten die Natur nicht mit den Gefühlen des antiken Kulturmenschen ansehen. Aber auch in diesen Zeiten stand der Bischof und König so der Natur gegenüber, wie der Mönch und der Bauer, die Kirche, welche das Vorrecht der Bildung für sich allein in Anspruch nahm, hatte den Gesichtskreis der Menschheit fast auf dasselbe Niveau eingeengt. Das änderte sich, als der Humanismus und die Reformation weltliche und kirchliche Bildung auch in die Kreise der Ritterwelt und des Bürgertums trugen und den geistigen Abstand zwischen hoch und niedrig, zwischen reich und arm erweiterten. Mit dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften, mit dem Behagen an den verfeinerten Genüssen des Lebens, kehrte das Gefühl für die Reize der Natur in die vornehmen und hoch-

gebildeten Schichten der Völker zurück. Aber künstlich und unnatürlich, wie die ganze Renaissance, die sich von dem Zusammenhange der geschichtlichen Entwickelung losriß und, das Jahrtausend des Mittelalters hinweglöschend, wieder zur römisch-griechischen Welt zurückstrebte, war auch diese moderne Naturliebe. Künstlich und kostspielig angelegte Parke mit antikem Zuschnitt, Landhäuser im Stile der römischen Villen, Marmorgruppen, Baumanlagen und in ihrem Schatten Fischteiche, wie die der Lukullus und Krassus, sollten die ursprüngliche, ungekünstelte Natur ersetzen. So lebten die vornehmen Herren und feingebildeten Kunstschwärmer des 16. und 17. Jahrhunderts in Schlössern und Parken, zwischen Hügeln und Terrassen und künstlich geschaffenen Seen, aber die Gebirge, Wälder und Meere lockten sie nicht über die Grenze ihres Besitztums hinaus. Das Landleben namentlich war ihnen eher eine Strafe, als ein Labsal; nur wenn die Sorge für Erwerb oder böse Händel in den Großstädten sie die Verborgenheit ihrer Landgüter aufsuchen ließen, brachten sie einige Zeit fern von ihren Palästen und Parken und von den aufreibenden Genüssen der Höfe zu, froh dann, wenn sie wieder die langweilige Einsamkeit mit dem bewegten Leben der Städte vertauschen, dort das auf dem Lande gewonnene oder ersparte Geld verprassen konnten. Der Bürger und Bauer drehte sich in demselben engen Kreise, wie im Mittelalter, bestanden doch die Überreste des Feudal- und Kirchenwesens, der Zünfte und Kasten noch bis zur französischen Revolution fort. Wohl trat auch ein Teil der niederen Geistlichkeit in das weltliche Treiben ein und betrachtete den kirchlichen Beruf nur als Sinekure, aber der karg dotierte Landpfarrer, der stumpfsinnige Mönch lebte so weiter, wie er das von alters her gewohnt war. Dem protestantischen Geistlichen erschien die Welt wie das verzauberte Reich des Bösen, wie hätte da von einem innigen sich Hineinleben in die Natur die Rede sein können? Selbst die Reisen in ein Gebirgsland, wie die Schweiz, änderten diese Gleichgültigkeit gegen die Erhabenheit der Natur oder die gekünstelte Naturauffassung nicht. Im Jahre 1650 veröffentlichten zwei Touristen, der Engländer Burnet und der Franzose Davily, eine Schilderung der Schweiz, sie beschreiben uns zwar eingehend die Genfer Manufakturen, aber von dem Genfer See und der Alpenkette erwähnen sie nichts. Engländer, welche 90 Jahre

später Chamounix besuchten, gedenken der hochragenden Gletscherberge und der entzückenden Thalpartien kaum. Die Genfer Landhäuser des 18. Jahrhunderts verstecken sich vor der Aussicht auf die Alpen durch Baumanlagen und wenden ihre Wohnräume nach der Seite, wo nichts zu sehen ist. Auch die Fahrten über den Ozean in die neuentdeckten Weltteile haben nur den Märchensinn und Aberglauben, nicht die Naturliebe erweitert. Einzelne Männer, wie Albrecht von Haller und Bonnet, hatten ein wärmeres Gefühl für Naturschönheiten, aber in die vornehmen Kreise und von da in die weitesten Schichten des Volkes hat erst Rousseau die Naturbegeisterung getragen. Auch ihm aber haftet das Gekünstelte und Reflektierende der modernen Auffassung an. Nicht die Natur in ihrer unmittelbaren Wirkung, sondern das subjektive Bild, welches der reflektierende Betrachter sich aus der Natur gestaltet, schildert seine „Nouvelle Héloïse". Nicht das Großartige und Ursprüngliche, wie die Alpen- und die Gletscherwelt, sondern das von Menschenhand schon Umgestaltete und Kultivierte, wie die Seen und Thäler, die idyllischen Landsitze und Gartenanlagen, hebt er mit tiefempfundenen Worten hervor. Immerhin wußte er den Sinn der Vornehmen und Reichen wieder von der Stadt auf das Land, von den prunkvollen Palästen auf die einfachen Villen, von den Parken und Weihern auf die Triften und Seen, von dem zerrüttenden Leben der Großstadt auf die erfrischende Stille idyllischer Einsamkeit zu wenden. Nachdem die Fortschritte der Kultur uns auch die Geheimnisse der unwegsamen, gefahrbringenden Alpenwelt leichter zugänglich gemacht haben, vermögen wir neben den mannigfaltigen Abwechselungen des Kleinen in der Natur, auch die einförmigere, sprödere Erhabenheit des Großen zu bewundern und zu genießen. Aber das unnatürlich Übertreibende, welches der Naturliebe des Großstädters anhaftet, die künstliche Reflexion, welche er in die Natur und das Verhältnis des Menschen zu ihr hineinträgt, haben für immer die unmittelbare, gesunde Naturempfindung des Griechen und Römers verdrängt. Wir sehnen uns in die Natur, wie der Kranke aus den festgeschlossenen Räumen ins Freie, wie der Abgespannte und Überarbeitete nach einem Spaziergange oder einem Ruhesitze im Walde und Felde.

Mit den Menschen des griechisch-römischen Altertums teilte Rousseau zwar das mangelnde Gefühl für die erhabene Gebirgs-

welt, aber nicht Furcht oder Aberglaube, sondern die Einseitigkeit der Natureindrücke, welche er in seinem Leben empfing, hinderte ihn, sich von den Thälern und Seen auch zu den Bergen und Klüften zu erheben. Ganz der antiken Anschauung widersprechend ist seine Abneigung gegen das Meer, seine Unempfänglichkeit für das Leben an und auf demselben. Im Binnenlande aufgewachsen und in Seestädte, wie Venedig und Montpellier, nur als Kranker oder von Widerwärtigkeiten Geplagter hineingetrieben, so fehlt ihm diese Seite der Naturbegeisterung. Seine Abneigung gegen große Städte und seine Vorliebe für die Einsamkeit des Landlebens hat er in die moderne Naturanschauung hinübergetragen, nur daß seine warme, völlig ungekünstelte Empfindung bei den Spätergeborenen oft zu einer affektierten und gewohnheitsmäßigen geworden ist. Der Überdruß an den aufreibenden, nervenabspannenden Plagen des großstädtischen Lebens führt in den Sommermonaten auch jetzt Vornehme und Reiche in die Ruhe des Landes und der Berge, aber wer vermöchte, wie Rousseau, in Wind und Wetter, im Sommer, wie im Winter, in stillster Abgeschiedenheit von den Menschen, lange Zeit ein Asyl, wie das der Ermitage und von Mont Louis, oder gar das Exil auf der Insel des Bieler Sees zu ertragen?

Derselben Sehnsucht nach dem verlorenen Naturglücke huldigt Rousseau als Politiker, wie als Pädagoge. Auch hier gilt es ihm vor allem, die Unnatur zu bekämpfen, welche die große Masse des Volkes dem Nutzen weniger Hochgeborenen dienstbar macht, oder die gesamte Jugenderziehung in den Interessen der Kirche aufgehen läßt, oder alle Kreise der vornehmen Gesellschaft einer erheuchelten Konvention und einem flachen Scheinwesen unterwirft. Aber die Rückkehr zu den einfachen, staatlichen Verbänden des Griechentums, deren höchste Regierungsgewalt in den Bürgerversammlungen lag, zu der spartanischen Erziehungsweise, welche die praktischen Bedürfnisse des öffentlichen Lebens einzig im Auge hatte und zu der Einfalt und Sittlichkeit des von Rousseau so schön kolorierten Naturzustandes war ebenso unmöglich, wie eine Wiederbelebung des unmittelbaren Naturgefühles der Alten. Darum leiden auch die sozialen, politischen und pädagogischen Theorien Rousseaus an einer oft spitzfindigen Reflexion und gesuchten Dialektik, und von ihrer praktischen Unausführbarkeit innerhalb der entarteten Kulturwelt war niemand fester

überzeugt als er selbst. Wie scharf hatte er die unmoralische und unnationale Gestaltung der Bühnendichtung und des Bühnenwesens seiner Zeit getadelt, aber an eine Wiedererweckung der griechischen Volksbühne, an ein Wiederaufleben der nationalen Dichtkunst des Sophokles dachte er keineswegs. Schließlich erschien ihm die Dichtung ebenso, wie Kunst und Wissenschaft überhaupt, als ein Heilmittel gegen das feindliche Gespenst des Materialismus und Egoismus. Man hat Rousseau zu einseitig als Idealisten und Phantasten angesehen, aber wie auch die Eigenart und Abgeschlossenheit seines Denkens ihn in weittragende, zunächst der Zeitrichtung wenig entsprechende Zukunftspläne fortführte, richtig und scharf hatte er das Ausführbare von dem rein Theoretischen geschieden. Seine hohen Ideale weckten die Begeisterung der von den Einseitigkeiten der Aufklärung Unbefriedigten oder derjenigen, die alles Neue und Ungewohnte zu einer Art Modesache machten. Darum fand er bei den freiesten Geistern der Zeit, bei einem Voltaire und Diderot, weit mehr Widerspruch, als in den Salons der schöngeistigen Herren und Damen, die mit dem gefährlichen Feuer der Revolution spielten, bis dieses über ihren Köpfen zusammenschlug. Aber wie fern auch die Gedanken der Volkssouveränität, der von den Schranken der Konfession und Nationalität sich befreienden Erziehung, der Rückkehr zu den einfachen Gesellschaftsformen des Naturzustandes der Zeit des „ancien regime“ und des „despotisme éclairé“ lagen, zündende Wirkung haben Rousseaus Theorien doch gehabt. Pflichtvergessenen Fürsten, ränkevollen Priestern, entarteten Müttern, unfähigen Erziehern hat er den treuesten Spiegel vorgehalten, die sittliche und gesellschaftliche Heuchelei des Zeitalters sah ihr innerstes Wesen vor Augen gestellt. Der Grundirrtum der Aufklärung, daß der Mensch nur ein abstraktes Verstandeswesen sei, dessen Leidenschaften und sinnliche Triebe sich dem willkürlichen Prinzip philosophischer Weisheit willig unterworfen, daß die Religion nur ein Werk verstandesmäßiger Reflexion, nicht der Ausdruck der innersten Empfindung, ist von ihm schonungslos aufgedeckt worden. Seine gesellschaftlichen Anschauungen zündeten in Frankreich wie in Deutschland, und sowohl den Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand, wie der Zeit der Stürmer und Dränger, aus der die Blüte unsrer Dichtung hervorsproß, haben sie den Impuls schwärmerischer Begeisterung

gegeben. Seine politischen Theorien rissen den Freiheitsdichter Deutschlands, Schiller, ebenso fort, wie die Vorkämpfer der amerikanischen Unabhängigkeit und der französischen Revolution. Seine Erziehungslehre hat von Basedow an bis auf die jüngsten Tage stets fruchtbringende Wirkungen gehabt. Was er den savoyschen Pfarrer im „Emile“ verkünden ließ, wurde der Anstoß zu einer tieferen Auffassung des religiösen Lebens, zum Sturze des Rationalismus und der Verstandesphilosophie, und gab selbst dem Diktator der französischen Jakobiner, Robespierre, scharfe Waffen gegen Dantons Atheismus und Heberts Materialismus. Im Geiste des Schöpfers sind diese Theorien namentlich in Deutschland fortgebildet und geläutert worden, in Frankreich haben sie auch den unpraktischen Reformen der Nationalversammlung und dem rücksichtslosen Zerstörungswerke der Legislative und des Konvents zum Vorwande gedient. Von den Vorkämpfern der Aufklärung hat er den weitgehendsten Einfluß geübt, und selbst einen Voltaire in seiner Wirksamkeit überflügelt. Mochte auch dessen Einwirkung gerade, wie die Rousseaus, sich über die gebildeten Kreise Europas erstrecken, so blieb sie doch zumeist auf die vornehme Welt beschränkt, Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ und „Emile“ drangen tief in den Bürgerstand ein, soweit derselbe überhaupt Bücher las. Für den Ungelehrten waren die kleineren historisch-philosophischen Abhandlungen Voltaires, ein guter Teil seines litterarischen Schaffens, zu kritisch und fachwissenschaftlich, ihre Verbreitung war daher auf die engen Kreise der „Philosophen“ und ihrer eifrigen Gönner eingeschränkt. Von einer solchen Broschüre konnte Grimm in Paris nicht ein Exemplar auftreiben und die Auflagen mancher Schriften Voltaires sind erstaunlich gering. Der Wirkungskreis Voltaires verengte sich in den letzten zwei Dezennien seines Lebens mehr und mehr auf die aristokratischen Kreise, ein Werk, das an Verbreitung sich mit seiner „Henriade“ oder nur seinem „Siècle de Louis XIV“ messen konnte, hat er nicht mehr geschaffen. In früheren Jahren hatten „Oedipe“, „Zaïre“ und andere tragische Schöpfungen die Zuschauer der Comédie française in Entzücken gesetzt, aber bald kamen bittre Enttäuschungen, und nach dem letzten Bühnentriumphe, den er mit dem „Tancrède“ errang, hatte er oft Mühe, seine Dichtungen nur zur Aufführung zu bringen. Auch für Rousseau hat sich das Theater nur wenige Monde glückbringend

erwiesen, aber im übrigen stieg er von Erfolg zu Erfolg während der zwölf Jahre (1750—1762), auf die seine Hauptwerke sich verteilen, und nur seines feindlichen Geschickes Schuld war es, daß er in den letzten sechzehn Jahren keine Werke schaffen konnte, wie die „Héloïse“ und den „Emile“. Es war dies in der verschiedenen Stellung beider Männer begründet. Rousseau wollte von Anfang an als Berufsschriftsteller und, soweit das unter damaligen Verhältnissen möglich war, als Volksschriftsteller wirken, Voltaire hatte weder die große Masse, noch den Lebensunterhalt bei seiner litterarischen Thätigkeit im Auge, sondern Gunst, Beifall und vor allem den Kampf gegen das religiöse Herkommen. Als er dann zum reichen Grundbesitzer und Finanzmanne geworden war, kümmerte ihn die Honorarfrage überhaupt nicht mehr, ja er brachte seinem großen Lebenswerke, der Aufklärung, nicht unbeträchtliche Geldopfer. In Ferney entfremdete er sich den allgemeinen Interessen, trotz seiner zahlreichen, über Europa sich verzweigenden Beziehungen, vergrub sich in geschichtliche und theologisch-philosophische Studien, aus denen er die Waffen gegen die Kirche holte, und schrieb, so wenig auch seine Quellenstudien den strengen Forscher befriedigen, immer gelehrter und spezialisierender. Rousseau verlor bei seinem abenteuerlichen Umherirren und in seinen einsamen Exilen auch den geistigen Faden, der ihn mit den weiteren Kreisen der Gebildeten verband, aber zugleich entfremdete er sich der Wissenschaft mehr und mehr und versenkte sich in seine musikalischen und botanischen Liebhabereien. Wenn so auch seine Schriften, wie die Voltaires, immer mehr an allgemeinem Interesse einbüßten, so lag die Schuld nicht in ihrer zunehmenden gelehrten Richtung, sondern in ihrem vorwiegend persönlichen Charakter und ihrer zufälligen Entstehungsweise.

Seinen nachdrücklichen Erfolgen stand aber bei Lebzeiten eins entgegen, was Voltaires Wirksamkeit gerade förderte, die siegreich auch in die festgeschlossenen Kreise der Aristokratie und Hierarchie eindringende Aufklärung, zu der er sich von Jahr zu Jahr in immer schrofferen Gegensatz stellte. Daher sind die glänzendsten Triumphe seines Wirkens auf eine Zeit von wenigen Jahren (1761—1765 etwa) beschränkt, Voltaire dagegen blieb bis an sein Lebensende der gefeiertste Schriftsteller Europas und stellte noch als 83jähriger Greis alle seine berühmten Mitstreiter in Schatten. Aber die Zu-

kunft gehörte mehr Rousseau, als ihm, sein Stern erblaßte vor dem des Rivalen, als das Aufklärungszeitalter in das der Revolution überging. Seit der kirchlichen und politischen Reaktion nach 1815 beschränkte sich beider Autorität auf die Kreise der Opposition, fanatischer Haß und einseitigste Verkennung war ihr Los, bis die Gegenwart, welche von den Ideen des 18. Jahrhunderts das ewig Gültige in sich aufnahm, das zeitlich Beschränkte ausschied, einem Voltaire, wie seinem Antipoden gerecht wurde. Was heute auch dem bedeutendsten Schriftsteller unmöglich sein würde, im Gegensatz zur Tagespresse sich emporzuringen, das ist Voltaire, wie Rousseau gelungen. Der Ingrimm der Jesuitenblätter, der Neid so vieler kleinerer Geister, die Antipathie eines von Großmannssucht und Strebertum geleiteten Litteraten, wie Grimm, haben ihren Erfolgen bei Lebzeiten und nach dem Tode nichts Bemerkenswertes anhaben können. Wohl haben sie beider Namen besudelt, beider Andenken in den Staub gezogen, beider Charakterbild entstellt, schließlich ist die Wahrheit siegreich aus dem Gewirr der Parteilüge und persönlichen Verdächtigung hervorgegangen. Die irrige Vorstellung, daß Voltaire und Rousseau zwar große Männer, aber kleine Menschen gewesen seien, hat der Schwarm der gehässigen Gegner und gedankenlosen Nachbeter bis in unsere Tage verbreitet und lebendig erhalten, die segensreichen Wirkungen ihres Schaffens sind durch sie nicht gestört, ja nicht einmal geschwächt worden. Ist es aber wahr, daß wir nur den Philosophen Voltaire und Rousseau unsere Bewunderung weihen, sie als Menschen ebenso sehr geringschätzen müssen? Was wir von den Schwächen des einen und des andern wissen, das wissen wir zumeist durch beider offene Eingeständnisse. Ohne Rousseaus „Confessions“ und Voltaires nur für vertraute Freunde und Gönner berechnete Korrespondenz würde uns manches Schlimme unbekannt sein, anderes würden wir nicht ohne Mißtrauen aufnehmen, weil es dann allein aus den Berichten der Gegner stammte. Wer aber so sein Inneres entschleiert, der rechnet mit den sittlichen Anschauungen seiner Zeit, nicht mit der abstrakten Moral überhaupt oder den geläuterten Vorstellungen späterer Geschlechter. Und so werden wir in der Entartung und Entsittlichung jener Zeit, die für die grauenvolle Ernte der Revolution heranreifte, den Maßstab und die Erklärung für die kleinlichen Schwächen und

unwürdigen Gebrechen beider Männer suchen müssen. Voltaire aber hat mehr als Rousseau sich aus freier Selbstbestimmung dem bösen Geiste zugewandt, während doch das große Humanitätsideal seines Lebens ihn nie der Herrschaft des guten Geistes entzog. Rousseau, der die persönliche Freiheit des Menschen starr bis an sein Lebensende festhielt, während Voltaire sie später ebenso entschieden leugnete, ist ein unfreiwilliges Opfer widerwärtigster Lebensschickungen fast von der Wiege bis zum Greisenalter geworden. Die Ungunst der Verhältnisse, die Bosheit der Menschen haben seinen edelgearteten Charakter verzerrt, seinen Glauben an sich selbst untergraben, sein scharfes Urteil geblendet, und den wärmsten Freund der Menschen zum verbitterten Menschenhasser gemacht. Auch ihn aber stärkte in den trübsten Stimmungen und martervollsten Stunden der nie wankende Glaube an das hohe Ideal seines Lebens, an den Kampf für die edelsten, unvergänglichsten Güter der Menschheit.

Anhang.

1) Zeittafel zu Rousseaus Lebensschicksalen.

1712—21 Genf, teils im Vaterhause, teils bei dem Onkel Bernard.
1721—23 Bossey bei Herrn Lambercier. Platonische Liebe zu Fräulein Lambercier.
1723—28 Genf, teils wieder in Bernards Hause, teils in der Lehre, vorübergehend in Nyon beim Vater. Dort Bekanntschaft mit den Fräulein Vulson und Goton.
1728 erst in Confignon bei Herrn Pontverre, dann in Annecy (Bekanntschaft mit Frau von Warens), vom 12.—23. April im Turiner Hospiz als Katechumene. 23. April Übertritt zum Katholizismus, hierauf in Turin als Bedienter in verschiedenen Stellungen.
1729 (Spätsommer) zurück nach Annecy zur Warens, dort bis Sommer 1731. Kurze Zeit inzwischen (1731) in Lyon mit Nicoloz, seinem Musiklehrer.
1731 Freiburg (als Begleiter eines Dienstmädchens der Warens). Lausanne und Neuchâtel als Musiklehrer. (In letzterem Orte bis Frühling 1732). Vorher Nyon (beim Vater).
1732 (Frühjahr) Solothurn (mit dem Pseudo-Archimandriten).
1732—33 Erst in Paris beim Kapitän Godard. Dann in Lyon, Chambéry bei der Warens.
1733—40 Chambéry und les Charmettes (Geliebter der Warens). Fortsetzung der in Annecy begonnenen philosophisch-historischen Studien.
1735 Besançon und vorübergehend Lyon.
1737 (September) — 1738 Februar, Grenoble und Montpellier. In dieser Zeit Bekanntschaft mit Madame Larnage zu Saint-Audiot, Provence. Vorher in Genf als Zuschauer des Bürgeraufstandes.
1740—41 Lyon bei Abbé Mably. Zurück nach den Charmettes, dann über Lyon (Fräulein Serre) nach Paris.
1741 Herbst. Zweite Reise nach Paris. Dort bis Mai 1743.

1743 Venedig, als Sekretär des Grafen Montaigu bis Herbst 1744.
1744—56 (Frühjahr) in Paris.
1745 Bekanntschaft mit Th. Levasseur.
1754 (Sommer) Reise nach Genf.
1756—Dezember 1757 Aufenthalt in der Ermitage.
1757—Juni 1762 Aufenthalt in Mont Louis und Montmorency.
1762 (Juni) — 1765 (Oktober) in Yverdon, Motiers, Petersinsel, Biel. Dann bis Dezember in Straßburg, bis Januar in Paris.
1765 (Januar) — 1766 (Mai) in London und Wootton.
1766 (Mai) — 1770 (Juni). Erst in Fleury, als Gast Mirabeaus, dann in Trye, als Schützling Contis, darauf in Lyon, Bourgoin (bis Februar 1769), endlich in Monquin (bis Ende Mai 1770). Über Lyon (Juni 1770) nach Paris.
1770—78 (Frühjahr) in Paris. Hierauf in Ermenonville, als Gast Girardins. 3. Juli 1778 daselbst.

---

2) Chronologisches Verzeichnis der Hauptwerke Rousseaus.

1734: *Narcisse* ou l'amant de lui-même, Lustspiel, aufgeführt erst 1752, gedruckt 1753.
1737: Le Verger des Charmettes, Gedicht.
1740: La découverte du nouveau monde, Musik-Tragödie. Akt I von Rousseau komponiert.
1742: Epître a. M. Parisot (Gedicht) und Mémoire pour la béatification de l'évêque d'Annecy.
1742: *Dissertation sur la musique moderne*, gedr. Anfang 1743, und *Projet concernant de nouveaux signes pour la musique* (August 1742).
1743: *Les Prisonniers de guerre* (Lustspiel). *Les Muses galantes* (Oper).
1746: Begründung d. Zs. le Persifleur mit Diderot.
1747: L'Allée de Sylvie (Gedicht) und l'Engagement téméraire (Lustspiel).
1750: *Discours sur les sciences et les arts.*
1751: Verteidigungsschriften des Discours. *Lettre à M. Grimm au sujet des remarques ajoutées à la lettre sur Omphale.*
1752: *Le Devin du village* (Oper).
1753—54: *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes* (gedr. 1755).
1753: *Lettre sur la musique française.*

1755: Discours sur deux principes avancés par Rameau.
1756—60: Examen des ouvrages de l'abbé de St. Pierre.
1757—59: *La nouvelle Héloïse.*
1758: *Lettre à M. d'Alembert* und De l'imitation theâtrale (Auszüge aus Platos Schriften).
1762: *Contrat social* und *Emile* (entstanden zwischen 1756 und 1761).
1762: (Januar): *Lettres* (4) *à M. de Malesherbes.*
1762: *Lettre à M. Beaumont* (erschienen 1763).
1764: *Lettres écrites de la Montagne* und *Lettre sur la législat. des Corses.*
1765: *Fragment d'un dictionnaire de botanique* (begonnen 1763).
1765: Briefwechsel mit Vernes und Déclaration relative à M. Vernes.
1766—78: Briefe über Botanik (37 an Zahl).
1767: *Dictionnaire de musique* (begonnen seit etwa 1740).
1770: *Les Confessions* (begonnen 1765).
1772: *Considérations sur le gouvernement de Pologne..*
1774: Extrait d'une réponse sur un morceau de l'Orphée de M. Gluck.
1775—76: *Rousseau juge de Jean-Jacques.*
1777—78: *Les rêveries.*

---

3) Einiges aus der Geschichte der Werke Rousseaus.

Wie das Schicksal Rousseaus und Voltaires nach ihrem Tode viele Ähnlichkeit hat, wie beide beschimpft und gelästert und nur von einzelnen mutigen Anhängern verteidigt wurden, wie die französische Revolution sie der Ehre des Begräbnisses im Pantheon würdigte, die Reaktion nach 1815 aber ihre Leichname entweihte und erst die Gegenwart sie durch würdige Denkmäler ehrte, so hat auch die Geschichte ihrer Werke mancherlei Übereinstimmungen. Bald nach Voltaires Tode ging Beaumarchais an die Ausführung seiner in Kehl erscheinenden Gesamtausgabe, bei der er durch eifrige Mitarbeiter unterstützt und durch die Erwerbung eines ziemlich reichen Briefmaterials gefördert wurde. Die Mängel und Unvollständigkeiten dieser Ausgabe vermögen ihren hohen Wert nur unwesentlich zu beeinträchtigen, ähnlich ist es mit der ersten Gesamtausgabe der Werke Rousseaus, welche du Peyron, sein einstiger Freund, als Herausgeber und Verleger zugleich ins Werk setzte. 35 Bände und 12 Bände nachgelassener Werke erschienen in den Jahren 1782—1790 zu Genf und Paris. Aber die Ausgabe war unvollständig, die Korrespondenz namentlich erst in lückenhaften Anfängen veröffentlicht. Du Peyron erinnert auch insofern an Beaumarchais, als beide nicht unbedingte Verehrer der großen Männer waren, deren Werke sie

der Nachwelt überlieferten, und keineswegs durch ihre Ausgaben einen Kultus Rousseaus oder Voltaires anbahnen wollten. Der materielle Erfolg ihrer Editionen war kein glänzender, erst, nachdem die Ideen beider Philosophen durch die französische Revolution zum Triumphe geführt waren, wurde die Ausgabe ihrer Werke ein lohnendes Geschäft. Was nach Beaumarchais und seinen Mitarbeitern Beuchot für Voltaire gethan hat, das ist im großen und ganzen von Musset-Pathay für Rousseau geschehen. Als nach der kirchlich-politischen Rückwärtsbewegung Rousseau gerade wie Voltaire in den Parteikampf der Freidenker und Altgläubigen gerissen wurde, suchten seine Anhänger durch schnell sich folgende Volksausgaben die Kenntnis seiner Schriften in die weitesten Kreise zu tragen. So wurden in den Jahren 1817—1824 dreizehn Editionen seiner Werke in fast 500,000 Exemplaren verbreitet und dadurch das ungünstige Urteil, welches der Epinay, Marmontels, Morellets Denkwürdigkeiten und die mancherlei Schmähschriften erwecken mußten, bei vielen zerstört. In der Absicht, dem von ihm erst feindlich beurteilten, dann unbedingt gefeierten Rousseau ein unentweihtes Denkmal zu errichten, ließ Musset-Pathay in den Jahren 1823—1826 eine 23bändige Ausgabe der Werke Rousseaus, welcher eine 2bändige Geschichte seines Lebens und seiner Werke (1822) voranging, erscheinen. Wie Beuchot gehört er mehr der herrschenden kirchlichen Richtung, als der Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts an und sucht deshalb den Gegensatz Rousseaus zur Kirche und zum Staate möglichst abzuschwächen, seinen moralischen Charakter möglichst emporzuheben. Wie der Voltaire-Herausgeber, hat auch er die Werke und besonders das Briefmaterial thunlichst vervollständigt, in der Biographie viele schätzenswerte Einzelheiten zusammengetragen, aber seine reichen Funde nicht immer kritisch gesichtet. Er schreibt als einseitiger Apologet und nimmt selbst das Märchen eines Selbstmordes wieder auf, um seinen Helden als das Opfer widriger Geschicke und feindlicher Mächte enden zu lassen. Auf Musset-Pathays Biographie mußten sich lange Zeit diejenigen stützen, welche Rousseaus Andenken von den Entstellungen seiner Gegner zu reinigen oder unbedingt zu verherrlichen suchten, auch seine Ausgabe blieb für die Editionen zu Frankfurt a. M. (1856 12 Bände) und bei Hachette (Paris 1865, 13 Bände) grundlegend. Musset-Pathay hat Therese Levasseur mehr noch, als sie es verdiente, zum bösen Dämon in Rousseaus Leben gemacht, auch über d'Alembert, Diderot, Voltaire meist das gläubig wiederholt, was Rousseau selbst sagt. In dieser Hinsicht bedarf seine Biographie der sorgfältigen Nachprüfung und erfordert bedächtige Vorsicht, immerhin ist die geringe Beachtung, welche die Apologien der Madame Latour, die bald nach Rousseaus Tode erschienen, ferner die Verhimmelung eines Barère (1787) und

Madame de Staëls: **Essai sur le caractère et les ouvrages de Rousseau**, 1788, gefunden haben, der Verteidigung Musset-Pathays nicht zu teil geworden. Gleichwohl blieb die ungünstige Auffassung Rousseaus bei den von dem poetischen Katholizismus eines Chateaubriand und den Reaktionsideen Bonalds, de Maistres und anderer Beeinflußten, genau so, wie die Voltaires, vorherrschend. Barante, Cousin, Villemain haben, wie in der Revolutionszeit schon Laharpe, dem Andenken des großen Mannes in Frankreich und Deutschland sehr geschadet. In letzterem Lande hat er die Gegnerschaft der Orthodoxen tragen müssen und ist z. B. von K. v. Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik (1. Aufl. 1843, 5. Aufl. 1879 Band II, 153—212), von G. Kramer: A. H. Francke, J.-J. Rousseau, H. Pestalozzi, Berlin 1854, von Schneider (jetzt Kgl. Preuß. Ministerialrat): Rousseau und Pestalozzi, Bromberg 1873, 2. Aufl. 1887, sehr einseitig und sogar gehässig beurteilt worden. Der letztere scheut sich nicht, den alten Klatsch über Rousseau wieder aufzuwärmen und ist im Französischen so unwissend, daß er (1. Aufl. S. 9) „Devin du village“ durch „Landpfarrer“ verdeutscht. Gerechter urteilen über seine pädagogische Stellung E. v. Sallwürk und Th. Vogt in ihrer Übersetzung von Rousseaus Emile (2 Bände, Langensalza 1876—1878). Die von Diesterweg begründeten „Rheinischen Blätter“, seit 1884 von Rich. Köhler trefflich redigiert, haben gelegentlich auch Rousseaus Andenken zu würdigen gewußt, namentlich ist für die Bedeutung, welche der „Emile“ noch heute hat, Rud. Dietrich in 2 Aufsätzen (Rousseaus Emil als Volksschüler, 60. Jahrg. Heft V, 395—408, und Heft VI, 498—513) eingetreten.

Daß Rousseau von Männern, wie Louis Blanc und Lamartine, überhaupt von der demokratischen und kommunistischen Partei Frankreichs gefeiert wurde, konnte seinem Andenken nur nachteilig werden. Darum drang Morins Schrift: Vie et Caractère de J.-J. Rousseau, Paris 1851, zumal sie an übertriebener Spitzfindigkeit leidet, nicht durch, und Saint-Marc Girardin (Revue des deux Mondes 1853, September- und Dezemberheft, und Vie de J.-J. Rousseau, Paris 1875) sowohl, wie Gaberel (Rousseau et les Genévois, Genf 1858) hatten mit ihren einseitig gefärbten Darstellungen unverdientes Glück. Zu bedauern bleibt, daß Hettner bis in die dritte Auflage seiner Geschichte der französischen Litteratur im XVIII. Jahrhundert (1872) sich von diesen beiden beeinflussen ließ und daher kein unparteiisches Bild Rousseaus zeichnen konnte, um so mehr, als inzwischen das sachlich erschöpfende Werk von Brockerhoff (J.-J. Rousseau, sein Leben und seine Werke, 3 Bände, Leipzig 1863—1874) großenteils schon erschienen war und ihm mancherlei richtigere Fingerzeige hätte geben können.

Die häufige Verherrlichung Rousseaus auf Kosten seines Anti-

voden Voltaire führte den englischen Schriftsteller Lord Brougham gegen Rousseau auf den Kampfplatz (Voltaire et Rousseau, Paris 1845), während bei uns J. B. Meyer (Voltaire und Rousseau, 1856) ein viel unparteiischeres Bild von dem Wirken des Genfer Philosophen entworfen hat. Desnoiresterres hat im 6. Bande seines großen Werkes: Voltaire et la société du XVIII. S., 7 Bde., Paris 1867—1875, den Zwist beider Männer objektiv und detailliert geschildert und ebenso J. Morley in seiner philosophisch gehaltenen Biographie Rousseaus (London 1873, 2. Aufl. 1881) die Bedeutung des einen, wie des andern zu würdigen verstanden.

Die Briefe und Schriften Rousseaus sind durch die im Verlaufe der Darstellung öfter erwähnten Werke von Jansen*) und Streckeisen-Moultou sehr vervollständigt, durch den ersteren, wie durch E. Ritter (besonders dessen La famille de J.-J. Rousseau und Nouvelles recherches sur les Confessions et la Correspondance de J.-J. Rousseau, Zs. f. nfrz. Spr. u. Litt. Bd. II) ist auch die Auffassung von Rousseaus Leben und Wirken vielfach umgestaltet worden. Die Ansicht von Rousseaus Geistesstörung hat neuerdings Hildebrand (Rousseau vom Standpunkte der Psychiatrie, Berlin 1884) wieder verteidigt.

So ist die Rousseau-Forschung und -Edition noch in beständigem Flusse und nicht einmal zu dem Abschlusse gelangt, wie die gleiche Thätigkeit für Voltaire durch Desnoiresterres' Biographie und Molands Ausgabe. Eifrige und kenntnisreiche Männer arbeiten an der Auffindung neuen Materials, namentlich an der Vervollständigung der Korrespondenz und an der sachlichen Begründung einer parteilosen Auffassung des großen Mannes, welche die Mitte zwischen einem Musset-Pathay und einem Saint-Marc Girardin halten wird.

---

4) Die Correspondance littér. philos. et critique und ihre Urteile über Rousseau.

Für den Umschwung, der sich in den Kreisen der Aufklärung in betreff Rousseaus vollzog, ist das Hauptorgan der freigeistigen und freimaurerischen Kreise, jene von Melchior Grimm unter Mitwirkung von Diderot, d'Alembert, Meister u. a. redigierte handschriftliche Korrespondenz der Jahre 1753—1773 sehr bezeichnend. Persönliche und litterarische Motive, die Verfeindung Rousseaus mit

*) Zu den schon angeführten kommen noch: Rousseau als Botaniker, 1885 und 2 Aufsätze in den Preuß. Jahrbüchern (Jahrgänge 1882 und 1883) über „Zur Litteratur über die Politik Rousseaus" und „Die Bildnisse J.-J. Rousseaus"

Grimm und Diderot sowohl, wie sein immer heftigerer Gegensatz zu der Tagesphilosophie haben weit mehr als sachliche Motive hier den Ton der Kritik bestimmt. Schon die beiden Diskurse über Künste und Wissenschaften und über die Ungleichheit der Menschen können den Beifall Grimms, der in vieler Hinsicht von Voltaires Ideen beeinflußt ist, nicht haben. An ihnen tadelt er die Übertreibung und sophistische Dialektik, sowie die Idealisierung des der damaligen Forschung so wenig bekannten Naturzustandes der Menschheit. Die sittliche Entartung sei nicht eine Folge der einseitigen Bevorzugung der Kunst und Wissenschaft, sondern ein notwendiges Resultat der gesamten Entwickelung der Geschichte, so notwendig, wie für den einzelnen das Greisenalter und der Tod. Aber damals war Rousseau noch im engen Freundschaftsbunde mit Grimm, darum richtet sich dessen Tadel weit mehr gegen die schwachen Gegenschriften eines Stanislas Leczynsky und Bordes, als gegen die genialen Übertreibungen des ersten Diskurses. Verschärft wird der Ton der Kritik erst seit dem Zwiste mit dem Epinayschen Kreise und seit dem Erscheinen des Briefes an d'Alembert. Grimm hatte hierbei sein Benehmen gegen Rousseau in den Augen andrer zu rechtfertigen und er thut es mit der diplomatischen Gewandtheit, die ihm stets eigen war. Maßvoll zugleich in der Beurteilung der Fehler und Schwächen Rousseaus und dabei sachlich vernichtend, so kann er bei dem oberflächlichen Leser die Meinung hervorrufen, als ob er ein Opfer seiner Freundschaft für die Marquise von Epinay und der Rachsucht des nach Möglichkeit geschonten Rousseau gewesen sei. Der Schriftsteller Rousseau muß nun aber entgelten, was der Mensch absichtlich oder aus leicht verzeihlichem Irrtum ihm und seinen andern Freunden Böses gethan hat.

Schon in der Beurteilung der „Nouvelle Héloïse“, die nicht einmal, wie die Diskurse und der Brief an d'Alembert, als Absage an die Lieblingsgedanken der Aufklärung betrachtet werden kann, tritt die veränderte Gesinnung Grimms hervor. Sogar die Überzeugungstreue und Offenheit werden dem Verfasser dieses Romans abgesprochen, selbst ohne „bonne foi“ könne er nicht andre zu seinen Ansichten bekehren, könne nie, wie die Männer der Aufklärung, Proselyten machen. Auch das Geniale in dieser Romandichtung habe sein Mangel an künstlerischem Geschmack verdorben. Wo Grimm das frühere Leben Rousseaus erwähnt, geschieht es auch meist in ungünstiger, fast gehässiger Weise. So stellt er bei der Besprechung des vorwiegend in seinen Schwächen charakterisierten „Emile“ ihn als einen seltsamen Abenteurer hin, der, wie jüngst König Ludwig II., sich auf einer Flugmaschine zum Himmel habe erheben wollen. Seine Abneigung gegen die französische Aristokratie wird als affektierte Schauspielerei verdächtigt, bei der Rousseau stets auf seinen Vorteil

bedacht gewesen sei. Wenn in dem „Emile“ fast nichts, kaum das Glaubensbekenntnis des savoyschen Pfarrers, der abfälligen Kritik entgeht, so kann auch das Mißgeschick, welches den Verfolgten auf Grund dieses Werkes traf, Grimms Abneigung nicht versöhnen. Wohl muß dieser als Pfaffenfeind das „Requisitorium“ des Advokaten Joli de Fleuri lächerlich machen und Rousseaus Brief an den Erzbischof von Paris willkommen heißen, aber er findet doch, man sei gegen den Feind der Aufklärung viel glimpflicher vorgegangen, als gegen deren eifrigen Vorkämpfer Helvetius, den Verfasser der materialistischen Schrift „Sur l'esprit“. Die Briefe vom Berge, Rousseaus wohlberechtigte Abwehr gegen die Genfer Räte, erscheint ihm ebenso, wie der „Contrat social“ als eine durchaus revolutionäre, nur auf den Umsturz des wohlberechtigten Herkommens gerichtete Schrift. Ihm, der wie Voltaire, mit den Mächtigen und Großen gegen die Hauptfeinde der Aufklärung, die Pfaffen und Frommen, zusammenging, konnte eine so kühne Kritik politischer Zustände nimmermehr willkommen sein. So hat denn nach seiner Meinung Rousseau das Mißgeschick in Motiers selbst verschuldet, höchstens zu einem humanen Bedauern über die Ausweisung von der Petersinsel läßt sich der Weltmann herbei. Rousseaus geistlicher Gegner Montmollin und die Neuchâteler Klerisei kommen natürlich in Grimms Urteil schlecht genug fort, wobei der Pariser Litterat sich hinter Friedrichs des Großen königlichen Unwillen verschanzen kann, aber das Attentat in Motiers wird als harmloser Mutwille einiger Betrunkener bewitzelt. Rousseau selbst erscheint ihm wie ein Nachkomme jener religiösen Umsturzmänner des XVI. Jahrhunderts, er sei nur um zwei Jahrhunderte zu spät gekommen, sonst wäre er Haupt einer fanatischen „Sekte“, wie der große Reformator Genfs, geworden. Der Voltairianer Grimm urteilt hier, trotz seiner persönlichen Antipathie gegen den nach seiner Ansicht nicht entschieden genug vorgehenden Philosophen von Ferney, über Rousseau, wie Voltaire selbst es gethan. Verhältnismäßig nobel schildert er dagegen den Zwist Rousseaus mit Hume, der so wenig, wie Voltaire, ihm unbedingt sympathisch war. Sei auch Hume der Gekränkte und Beleidigte, so hätte er doch die Öffentlichkeit nicht zur Richterin aufrufen, nicht jene von Suard übersetzte Darlegung seines Streites mit Rousseau verfassen sollen. Mitleid mit dem unglücklichen Rousseau bestimmt ihn zu diesem maßvollen Urteile keineswegs, denn er freut sich an Voltaires Pamphleten, an der „Lettre au docteur Pansophe“ und der „Lettre à M. Hume“, deren verschärfende „Noten“ er allein für unnötige Übertreibung hält.

Das Leben und Wirken Rousseaus nach seiner Flucht aus England wird von ihm gleichfalls in einseitigster Übertreibung und mit unzartester Spottsucht geschildert. So sehr auch beide, Grimm

